

WALTER LÜTHI

Der
Apostel

Der zweite Korintherbrief,
ausgelegt für die Gemeinde

Digitalisierung

Hans Käser, Arequipa, Peru, mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Der Apostel,
Der zweite Korintherbrief, ausgelegt für die Gemeinde
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1960)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Arequipa, Peru - Version 2014/02
Dateiname: luethi-korinther.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Diese bleiben unverändert bestehen.

Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz",

einzusehen unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.5/ch/>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich in der vorliegenden Form, d.h. als unverändertes PDF Dokument und ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken.***

Zitate:

Zitate aus diesem Dokument müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor; Buchtitel (evtl. Untertitel/Predigttitle); Herausgeber und Version der digitalen Ausgabe; Seitenangabe; optional: PDF Dokumentennahme.

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

Inhalt

UM WAS ES GEHT (VORWORT)	5
DER APOSTOLISCHE GRUSS.....	1,1-2 10
ANBETUNG.....	12
DER GOTT ALLES TROSTES.....	1,3-11 13
O EIN TREUER GOTT!.....	1,12-24 23
HEILIGE VERGEBUNG.....	2,1-11 34
DER WOHLGERUCH.....	2,12-17 44
DER BEGNADETE.....	54
DER EMPFEHLUNGSBRIEF.....	3,1-6 55
DIE WEGGENOMMENE DECKE.....	3,7-4,4 64
DAS IRDENE GEFÄSS.....	4,7-18 75
DAS WANDERZELT.....	5,1-10 86
DIE NEUE KREATUR.....	5,11-21 95
DIE GESTALT DES BEGNADETEN.....	6,1-10 105
DAS FREMDE JOCH.....	6,11-7,1 116
HANDREICHUNG.....	128
EIN DURCHBRUCH.....	7,2-16 129
DER AUSGLEICH.....	8,1-24 140
DER FRÖHLICHE GEBER.....	9,1-15 151
DER ANGEFOCHTENE.....	163
DIE GEWALT DER SANFTMÜTIGEN.....	10,1-11 164
DIE FREIHEIT DER GEBUNDENEN.....	10,12-18 174
DIE BRAUTGEMEINDE.....	11,1-15 183
TÖRICHTES RÜHMEN.....	11,16-33 195
DIE STÄRKE DER SCHWACHEN.....	12,1-12 206
GLAUBE ALS ENTSCHEIDUNG.....	12,13-13,10 218
DER APOSTOLISCHE SEGEN.....	13,11-13 230

Um was es geht

Der Form nach handelt es sich hier um Gemeindepredigten, deren erste am 16. Oktober 1958 im Berner Münster im Sonntagmorgen Gottesdienst gehalten wurde; am 24. Juli 1960 beschäftigten wir uns abschliessend mit den letzten drei Versen. Die vorliegende Schrift ist somit, wie die meisten bisherigen, nicht ein geschriebenes, sondern eigentlich ein gesprochenes Buch. Die Drucklegung war möglich dank der Mithilfe von Fräulein Elisabeth Marti, Sekretärin der Berner Staatskanzlei, die als Gemeindeglied die Predigten jeweils stenographierte und mir die Nachschrift zur Verfügung stellte. Ihr sei an dieser Stelle für den freiwilligen Dienst der wärmste Dank ausgesprochen.

Was den Inhalt anbetrifft, liesse sich, in Kürze zusammengefasst, ein Dreifaches herausstellen:

1. Wie das bei einem Paulusbrief nicht anders zu erwarten ist, enthält auch dieses grosse zweite Schreiben an die Korinther ein kräftiges *Gnadenangebot*. Das Christuswort an den Apostel: «Meine Gnade ist für dich genug, denn meine Kraft kommt in den Schwachen zur Vollendung», ist bezeichnend für die Botschaft des ganzen Briefes. Mit vollmächtiger Eindringlichkeit ist damit die Kirche unserer Tage herausgefordert, sich an der Christusgnade zu begnügen. An der vergebenden Gnade allein kann die Gemeinde genesen, und mit ihr die kranke Welt. Sie ist damit vor den «vielen Künsten» gewarnt, die heute in Gestalt einer etwas fragwürdigen Fülle von Reformvorschlägen versucherisch an sie herantreten. Die Kirche hatte immer dann ihre besten Zeiten und konnte jeweils dort ihren gottgewollten Dienst an dieser Welt am wirksamsten tun, wenn ihr die Gnade genug war, wenn sie es wagte, in der Gnade allein das Heil und die Heilung der Menschen zu erkennen. In dieser Konzentration aufs Wesentliche will uns der Zweite Korintherbrief vorab Wegleitung und Hilfe sein,

2. Das zweite hervorstechende Merkmal dieses Briefes ist *die Forderung des Gehorsams und der Zucht*. Der Brief ist an Christen gerichtet, welche zwar die Gnadenbotschaft angenommen haben, die sich Gläubige nennen, deren Leben und Verhalten aber sich dem verändernden und erneuernden Einfluss der Gnade entzieht. Gnade und Sünde leben in Korinth in friedlicher Koexistenz. Dieser besorgniserregende Zustand der Empfänger des Briefes widerspiegelt sich in der Art, wie Paulus hier die Gnadenbotschaft ausrichtet. In keinem anderen Sendschreiben hat der Apostel mit solch ernster Beharrlichkeit die *Heiligung des Lebens und der Verhältnisse* gefordert. Man könnte «die Gnade vergeblich empfangen haben». Wo die Früchte der Dankbarkeit ausbleiben, wo aus dem Glauben nicht Gehorsam und Nachfolge hervorwächst, wo der Lebensalltag zuchtlos und eigenwillig bleibt, da ist «die Gnade vergeblich empfangen». Das brennende *Anliegen Dietrich Bonhoeffers*, das Angebot der Sündenvergebung dürfe nicht zur «Schleuderware» werden, die «billige Gnade» dürfe nicht handbieten zu einem «Christentum ohne Entscheidung», ist im Zweiten Korintherbrief kraftvoll vorweggenommen. Paulus schlägt hier Töne an und setzt hier Akzente, die einen an das Klima des Jakobusbriefes erinnern. Die Dringlichkeit, mit der hier Verwirklichung gefordert ist, kann uns von dem fatalen Missverständnis befreien, das einen Mann wie Martin Buber zu der Aussage veranlassen konnte: «Paulus von Tarsus reichte den Völkern das süsse Gift eines Glaubens, der die Werke verschmähen, und den Gläubigen das Verwirklichen ersparen soll. Es ist das Paulinische Zeitalter, dessen Todeszucken wir heute Lebenden mit starren Augen betrachten.» (Buber: «Der Heilige Weg» 1920.) Man kann sich geradezu fragen, ob dies blutige Missverständnis damit zusammenhänge, dass der Zweite Korintherbrief zu den wenig erschlossenen und bekannten Schriften des Apostels

gehört. Es ist zu hoffen, dass diese Auslegung ein wenig mithelfen darf, solch allzu schnelle Urteile über Paulus zu entkräften. Der Brief ist charakterisiert durch seine Forderung des Gehorsams und der Zucht.

3. Er ist insofern *der persönlichste unter allen Paulusbriefen*, als wir darin die meisten biographischen Einzelheiten übers Leben des Apostels erfahren. Das hat seinen Grund darin, dass Paulus, seine Person und sein Aposteldienst, hier mit fast unwahrscheinlicher Schärfe und Radikalität angegriffen und in Frage gestellt ist. Damit ist der Apostel der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, gezwungen, über manches Aufschluss zu geben, was er sonst als belanglose Privatangelegenheit nicht erwähnt hätte. Im Bereich dieses Persönlichen ist besonders auffällig die bei Paulus und seinen Gegnern grundverschiedene Schau dessen, was «christliche Existenz» heisst. Hier findet ein Fragenkomplex Klärung, der von allem Anfang an unter Christen und Nichtchristen einige Verwirrung anrichtete: Wie sieht ein Christ aus? Die korinthischen Gegner des Apostels ärgern sich an der Unansehnlichkeit, Niedrigkeit und Gebrochenheit des Apostels. Sie sind der Ansicht, die später ein Nietzsche vertrat, wenn er höhnte: «Bessere Lieder müssten sie mir singen, dass ich an ihren Erlöser glauben lerne; erlöster müssten mir seine Jünger aussehen.» («Zarathustra: Von den Priestern».) Diese ungebrochene Auffassung dessen, was «christliche Existenz» heisst, treibt ihr Wesen auch innerhalb der Christengemeinde bis in unsere Tage. Es sei in diesem Zusammenhang nur an das ausgesprochene Erfolgschristentum etwa der Leute um Caux erinnert. Das Faszinierende an diesem «lachenden Christentum» war schon den Gegnern des Apostels in Korinth vertraut. Demgegenüber vertritt Paulus mit aller wünschbaren Bestimmtheit die Schau einer «christlichen Existenz unterm Kreuz». Nach der Auffassung des Apostels ist der Begnadete ein Angefochtener und ein Gebro-

chener, einer, der sein Leben verliert, um es zu gewinnen; der Erlöste ist einer, der eben gerade nicht «erlöst aussieht». «Wir haben solchen Schatz in irdenem Gefäss.» Diese Knechtsgestalt christlicher Existenz war schon damals und ist bis zur Stunde ärgerlich.

So ist die Gestalt des Apostels Paulus, wie sie uns aus dem Zweiten Korintherbrief entgegentritt, alles andere als imponierend. Schlatter gibt seinem ausführlichen Werk über die beiden Korintherbriefe schlicht den Titel: «Der Bote Jesu». Der Bote. Es ist kaum von ungefähr, dass mir während der Auslegung dieses Briefes ein Kalenderumschlag immer wieder vor Augen trat, den ich als Kind in den Bauernstuben unseres Dorfes auf den Tischen liegen sah. Das Bild stellt einen Boten dar, der hinkt, weil er einseitig auf einem Holzstelfuss gehen muss. «Der Hinkende Bote», so heisst dieser zählebig Volkskalender, der in Süddeutschland, im Elsass und in der Schweiz schon seit den Anfängen des 17. Jahrhunderts gelesen wird. Ein Bote, der im Gehen behindert ist! Der natürliche Mensch stellt sich einen Boten eher vor wie die alten Griechen ihren Hermes, mit Flügeln an beiden Füßen. Der beflügelte Bote und nicht der Mann mit dem Stelfuss entspricht unserem Wunschdenken. Aber der Bote Jesu ist kein beflügelter Hermes. Der Apostel Paulus gleicht eher dem «Hinkenden Boten», von dem es in einer alten Chronik heisst, er sei «hinkend und stolpernd und — doch eilfertig». Der Apostel Christi trägt zwar die Kunde «hinkend und stolpernd» durch die Welt, aber weil es die Botschaft des Auferstandenen ist, die er bringt, gelangt sie, trotz dem «Pfahl im Fleisch», ans Ziel.

Bern, im Herbst 1960

Der Verfasser

*Den Universitäten
Basel und Edinburgh
gewidmet als Antwort
auf die freundliche Würdigung
des Predigtamtes.*

Der Apostolische Gruss

¹ Paulus, ein Apostel Jesu Christi durch den Willen Gottes, und Bruder Timotheus der Gemeinde Gottes zu Korinth samt allen Heiligen in ganz Achaja: ² Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus! 2 .Korinther 1,1-2

Als «Apostel Jesu Christi durch den Willen Gottes» (1) stellt sich der Verfasser der Schrift vor, die man den Zweiten Korintherbrief nennt. Paulus greift also hier nicht in eigener Sache zur Feder. Er schreibt als «apostolos», das heisst als Gesandter und Bevollmächtigter, im Namen und Auftrag Gottes. Damit erhebt er den hohen Anspruch, dass man seine Aussagen als Worte Gottes zur Kenntnis nehme. Uns aber kommt dabei einmal mehr zum Bewusstsein, was für eine besondere Verantwortung auf einem liegt, wenn man daran geht, die Worte eines Gottgesandten, eines Apostels, an die Gemeinde weiterzugeben. Man kann das nur mit Furcht und Zittern tun und mit der inständigen Bitte im Herzen, es möchte einem geschenkt werden, Gottes Willen nicht zu fälschen. Man möchte, wenn auch nicht Apostel, so doch wenigstens «Prediger Jesu Christi durch den Willen Gottes» sein. Man wäre mehr als zufrieden, wenn man den bevollmächtigten Apostel, selbstverständlich in noch grösserem Abstand als dieser, etwa so begleiten dürfte wie jener andere, den uns Paulus im Eingangsgruss als «Bruder Timotheus» vorstellt.

Als Empfänger des Briefes sind die «Gemeinde Gottes in Korinth», ferner die in der umliegenden Provinz zerstreut wohnenden «Heiligen in ganz Achaja» (1) genannt. Diese auffällige Ausweitung auf «ganz Achaja» ist kennzeichnend für den Völkermissionar und schafft von allem Anfang an ein ökumenisches Klima. Nach der Hoffnung und Absicht des Apostels gehören jetzt auch wir, fast zweitausend Jahre später, als Gemeinde hier Versammelte

indirekt zu den Adressaten und Lesern. Die «Heiligen». Damit sind die von Gott Angeredeten und Eingeladenen, aus allerlei Volk Herausgeforderten und in die Gemeinde Hineingerufenen gemeint. Für nichts Geringeres als für «Heilige» in diesem Sinn sollen auch wir uns jetzt halten. Dass es dazu eines bergeversetzenden Glaubens bedarf, möchte dem Hintersten unter uns klar sein. Gegen allen Jammer um die so hinfällige Gestalt der Kirche, gegen alle Scham über den Zustand unserer Ortsgemeinde, gegen alle Selbstvorwürfe über unser persönliches Versagen als Christen im Alltag, ja gegen alle verklägerische Verzagt-heit wollen und sollen wir es wagen, uns als «Heilige» zu betrachten, als herausgerufene Schar, die von der Gnade Christi, vom Frieden Gottes lebt. Als solchen, die sich anschicken, den Gang durch diesen Zweiten Korintherbrief miteinander anzutreten, gilt jetzt auch uns der Apostolische Gruss. Dabei glauben wir, dass dieser Friedensgruss und dieses Gnadenangebot an alle ergeht, die heute unterm Wort versammelt sind, hier in dieser Stadt, in diesem Land, in allen Ländern und Kontinenten. Segnend und fürbittend geben wir den Gruss des Apostels weiter an die «Gemeinde der Heiligen», wo immer sich diese befindet: «Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus» (2).

Anbetung

Der Gott alles Trostes

³ Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, ⁴ der uns tröstet in aller unsrer Trübsal, dass wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, damit wir getröstet werden von Gott. ⁵ Denn gleichwie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich getröstet durch Christum. ⁶ Wir haben aber Trübsal oder Trost, so geschieht es euch zugute. Ist's Trübsal, so geschieht es euch zu Trost und Heil; welches Heil sich beweist, so ihr leidet mit Geduld, dermassen, wie wir leiden. Ist's Trost, so geschieht auch das euch zu Trost und Heil; ⁷ und unsre Hoffnung steht fest für euch, dieweil wir wissen, dass, wie ihr des Leidens teilhaftig seid, so werdet ihr auch des Trostes teilhaftig sein. ⁸ Denn wir wollen euch nicht verhalten, liebe Brüder, unsre Trübsal, die uns in Asien widerfahren ist, da wir über die Massen beschwert waren und über Macht, also dass wir auch am Leben verzagten ⁹ und bei uns beschlossen hatten, wir müssten sterben. Das geschah aber darum, damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst stellen, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt, ¹⁰ welcher uns von solchem Tode erlöst hat und noch täglich erlöst; und wir hoffen auf ihn, er werde uns auch hinfort erlösen, ¹¹ durch Hilfe auch eurer Fürbitte für uns, auf dass über uns für die Gabe, die uns gegeben ist, durch viel Personen viel Dank geschehe. 2. Korinther 1,3-11

Auf den in den Paulusbriefen üblichen Gruss folgt gleich eine grosse und grundlegende Mitteilung über Gott. Wer ist Gott? Eines der begnadeten Werkzeuge im Reiche Gottes, der Knecht Mose, hat es einmal gewagt, die Frage direkt an Gott selber zu richten. «Wie heissest du?» Und Gott hat ihm damals die Antwort gegeben: «Ich werde sein, der ich sein werde»; eine Antwort auf Zuwarten hin. Mose soll noch etwas Geduld haben, er wird dann schon sehen, ja erfahren, wer Gott ist. Und Gott hat es dem Mose, er hat es

all den Knechten, die nach ihm fragten, gezeigt, wer er ist. Und zuletzt, nach dieser «Wolke von Zeugen», hat er es auch seinem Abgesandten, Paulus, dem Apostel, gezeigt. Und alles, was Paulus über Gott in Erfahrung gebracht hat, fasst er hier, am Eingang dieses Briefes, in die überaus gefüllte und gewichtige Aussage zusammen: «Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes». Als Vater, als Urheber der Barmherzigkeit hat Paulus Gott erfahren. Der Barmherzige ist nach dem Wort, das hier im Urtext steht, der bis in sein Innerstes, bis in seine Eingeweide hinein Mitfühlende. Vater der Barmherzigkeit. Gott hat ein Herz. Wir sind uns bewusst, dass das eine sehr menschliche Aussage über Gott ist. Gott hat Mitgefühl mit seinen Kreaturen. Wenn man an die ausgesprochen hässlichen Greuelfratzen oder an die eiskalte Marmorschönheit heidnischer Göttervorstellungen denkt, ist man froh zu vernehmen, dass Mitgefühl und Menschenfreundlichkeit dem Gott, an den wir glauben, nicht fremd sind. Er ist der Vater der Barmherzigkeit und als solcher «der Gott alles Trostes». Das heisst, der Gott, an den wir glauben, hat nicht nur ein Herz, sondern auch eine Hand. Gottes Hand ist mild wie die Hand der Schwester, die dem Patienten Linderung verschafft, ja wie die Hand der Mutter, wenn sie dem Jüngsten über den Scheitel streicht. Als Gott alles Trostes kann Gott «trösten, wie einen seine Mutter tröstet». Um uns Menschen menschlich nahe zu sein, bedarf Gott keiner Ergänzung, weder einer besonderen Muttergöttin, noch einer vergotteten Mutter Maria. Alle Schwesterlichkeit und alle Mütterlichkeit ist enthalten in Gottes barmherziger Väterlichkeit. Alles Trostes Gott ist er, keine Barmherzigkeit und kein Trost, wovon er nicht der Vater und Urheber wäre. Es ist nicht überflüssig, dass wir uns von berufener Seite — und Paulus ist ein Berufener — daran erinnern lassen, dass Gott ein solcher ist, dass nicht Unmenschlichkeit zu seinem Wesen gehört, dass Barmherzigkeit eine

seiner Haupteigenschaften ist. Man hört in letzter Zeit im Zusammenhang mit allerlei Überlegungen die atomare Kriegsführung betreffend manchmal Ansichten über die Zukunft der Welt und des Menschengeschlechtes von derart perverser Grauenhaftigkeit, dass man sich allen Ernstes fragen muss: Was ist das für ein Gott, an den Menschen, aus deren Hirn solche Gedanken hervorgehen können, glauben? Das ist ja eher ein Gott von Hexenmärchen, oder der Gott des grandios düsteren Nibelungenliedes, als der Gott der Bibel, dessen Wesen Paulus am Eingang des Zweiten Korintherbriefes mit den Worten beschreibt: «Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes»!

Aber woher weiss denn Paulus, dass Gott tatsächlich ein solcher ist? Darauf antwortet uns Paulus damit, dass er ihn den «Vater unseres Herrn Jesu Christi» nennt. Der Gott, an den wir glauben, ist derjenige, den wir als «Vater Jesu Christi» kennen lernen. An Christus kommt es aus und wird es sichtbar, dass und wie Gott barmherzig ist, dass und wie Gott tröstet. Mit billiger Sentimentalität hat dieser Trost nichts zu tun. Es hat Gott allerhand gekostet, um der Vater der Barmherzigkeit zu sein. Seine für uns so milde Hand legte sich schwer genug auf seinen Sohn. Um mit uns barmherzig sein zu können, hat der Vater an seinem Sohn die Gerechtigkeit erfüllt. Seine Barmherzigkeit uns gegenüber hat ihn den Sohn gekostet, und der Sohn hat die Kosten für die väterliche Tröstung bezahlt. Dieser Trost ist darum alles andere als billig. Wie es mit Gottes Barmherzigkeit und Tröstung gemeint ist, darüber schenkt uns unser Heidelberger Katechismus klaren Wein ein, wenn er als Antwort auf seine erste Frage «was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?» sagt: «dass ich mit Leib und Seele, beides, im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes, Jesu Christi, Eigentum bin, der mit seinem teuren Blute für alle meine Sünden

vollk mmllich bezahlet und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöset hat, ja mich also bewahret, dass ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt kann fallen». Vor diesem Gott, der seinen Sohn dahingibt, kann man nur ganz ehrfürchtig sein Käpplein ziehen und ihm danken, mit einstimmen in die grosse Anbetung, mit der dieser Zweite Korintherbrief beginnt: «Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal...»

Dass dieser anbetende Lobpreis am Eingang gerade dieses Briefes steht, ist bedeutsam und überraschend, ist es doch eben ein Kennzeichen dieses Briefes, dass er uns wie kein anderer den Apostel in «Trübsal» zeigt, als einen denkbar geplagten Menschen, als geschlagenen Mann. Es sitzen ohne Zweifel heute morgen eine Anzahl M hselige und Beladene unter uns, sicher auch welche, die liebe Angehörige in Not und Heimsuchung wissen und so ihre B rde zu tragen haben. Wenn aber jetzt Paulus leibhaftig unter uns süsse, er wäre wahrscheinlich der Geplagteste von uns allen. Er hat wie selten einer nach vorwärts und nach rückwärts durchbuchstabiert, was «Trübsal» heisst. Es wäre nicht übertrieben, ihn einen Hiob des Neuen Testaments zu nennen. Er macht denn aus seiner misslichen Lage auch gar kein Hehl. Dabei kennt er Leute, die an der Niedrigkeit seiner Leiden Anstoss nehmen, die sich weidlich darüber verwundern und ärgern, dass ein Botschafter des Erlösers, ein Gnadenbote, derart miserabel dran sein kann. Aber er schämt sich seines Zustandes nicht. Er versucht keinen Augenblick, den starken Mann zu spielen und den andern vorzumachen, als vermöchte ein Christenmensch, und gar ein Apostel, alles zu ertragen, ohne mit einer Wimper zu zucken. Nein, Paulus empfindet normal, wie einer von uns, und gehört nicht zu den Dickfelligen, nicht zu den Leuten, die Nerven wie Drahtseile haben; einen edlen Dulder gibt's

da nicht zu bewundern. Der Apostel Paulus bekennt sich ganz besonders in dem Brief, den wir nun zu deuten und auszulegen versuchen, zum grossen Haufen der Trostbedürftigen.

Und dennoch — «gelobet sei Gott...»? Ja, dennoch und nun erst recht «Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes»! Paulus vermag im getrosten Leiden sogar zwei Vorteile zu erkennen, einen kleineren und einen grösseren. Wer trostbedürftig ist, so sagt er, der sei in der Lage, auch andere zu trösten. Und das ist wahr. Niemand ist so ungeeignet zum Trösten, so schnellfertig mit allerlei gut gemeinten aber törichten Ratschlägen wie diejenigen, die mit der Devise durchs Leben kommen, «man müsse sich zu helfen wissen». Und wenn man einmal, vielleicht lang hinterher, entdeckt, dass man einen Elenden wirklich trösten konnte, dann entsinnt man sich, dass man damals selber elend dran war und der Tröstung dringend bedurfte. So ist wahrhaftiges Trösten eigentlich nichts anderes als ein Weitergeben des Trostes, von dem man selber lebt. Gönnerhafte Trostspende von oben herab ist nicht Brot, sondern Stein. So liegt im wahren Trost eine besondere Kraft der Solidarität und Kameradschaftlichkeit, wie man sie etwa als Patient oder als Soldat erfahren kann. Ich lag als Junge einmal längere Zeit im Volksspital. Wir waren 23 Männer im gleichen Raum. Da ward geweint und gelacht, gebetet und geflucht, gezotet und gestorben, vor allem aber geschah da das Wunder der Tröstung, von Nachbar zu Nachbar hinüber, ein Wort, eine kleine Handreichung, unvergessliche, köstliche Tröstung, wenn man als Leidender neben Leidenden liegt. Ähnliches widerfährt auch dem Soldaten, der einen Nebenmann hat, von dem er sagen kann «er ging an meiner Seite im gleichen Schritt und Tritt». Solch einzigartige Tuchfühlung, Kameradschaft und Bruderschaft schenkt der Trost im Leiden: «der uns tröstet in aller unserer Trübsal, dass wir auch trösten können, die

da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, damit wir getröstet werden von Gott» (4).

Und dann der andere, der grössere Vorteil der Trostbedürftigkeit, ein besonders köstliches Geheimnis — wenn es doch nur gelänge, es hoch und sichtbar auf den Leuchter zu stellen! Trostbedürftigkeit bringt uns, so fährt Paulus fort, nicht nur den Mitmenschen nahe, sondern vor allem unserem Herrn und Erlöser; Paulus sieht den Leidenden in besonderer Christusnähe, sieht das Leiden eines Christenmenschen jedenfalls nicht losgelöst, nicht als eine bloss medizinische Angelegenheit, die mit Christus nichts zu tun hätte, sondern als ein Teilhaben am Leiden Christi. Damit stehen wir vor dem hell strahlenden Mysterium, dass der Erlöser, an den wir glauben, selber ein Leidender ist. Christus ist unser Mitpatient geworden, ist Seite an Seite zu uns gekommen, Paulus redet geradezu von einem Leiden Christi: «Gleich wie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich getröstet durch Christum» (5).

Mit diesem Teilhaben am Leiden Christi meint er natürlich vorab das Apostelleiden, das sozusagen naturnotwendig mit dem Aposteldienst verbunden ist. So wie es Berufskrankheiten gibt — der Maler hat seine Bleiweissvergiftung, der Mineur seine Silikose, der Käser sein Nierenleiden, der Gastwirt seine kranke Leber, der Beamte seine Arterienverkalkung, der Lehrer seine Nerven-, der Politiker und Wirtschaftsführer seine Managerkrankheit — so hat auch Paulus sein Apostelleiden. Es ist das Leiden Christi, das er und jeder tragen darf, der ein bekennender Christ wird. Der Christ wird sich nicht beklagen, eine gewisse Fremdlingschaft tragen zu müssen; nicht verstanden, nicht für voll genommen, zuzeiten sogar gehasst und verfolgt zu werden, das gehört nun einmal zum Christenstand, seitdem der Herr der Kirche die Seinen «wie Schafe mitten unter die Wölfe» sandte. Aber über dieses eigentliche Bekenntnisleiden

hinaus meint der Apostel bestimmt auch die Arterienverkalkung, die Managerkrankheit, das Nervenleiden, meint sicher auch ganz schlicht unser Kranksein. Hat doch schon der Prophet des Alten Bundes Christus mit den Worten angekündigt: «Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen...» So ist Christus ganz herabgekommen, ist unser Mitpatient geworden, unser Nebemann am Tage der Not und Gefahr: «eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir? Ihn hat sie weggerissen, er liegt zu meinen Füßen, als wär's ein Stück von mir», was mich hätte treffen müssen, hat ihn getroffen. So ist er ganz an meine Seite gekommen, er, der Herr der Welt! — Das Geheimnis dieser Mitleidenschaft Christi ist gross: «Gleich wie wir des Leidens Christi viel haben...»

Aber dann fährt Paulus ja fort: «... also werden wir auch reichlich getröstet durch Christus». Nicht etwa, dass Leiden und Trost gleichgross und gleichstark wären, dass sie sich gleichsam die Waage halten würden. Nein, so viel herrlicher der Ostersieg ist als die Karfreitagsniederlage, so viel herrlicher ist der Trost als das Leiden, dessen wir teilhaftig werden. Dieses erstaunliche Übergewicht des Trostes über alles Leiden ist das Helle, das Hoffnungsvolle des Leidens eines Christenmenschen. Was Paulus hier den Korinthern schreibt, das dürfen, das sollen wir für alle Leidenden glauben, vorab für die Glaubensbrüder, die in Ost oder West mitten im Bekenntnisleiden drin stehen, aber auch für alle Geplagten überhaupt: «Unsere Hoffnung», so ruft er uns zu, «steht fest für euch, dieweil wir wissen, dass, wie ihr des Leidens teilhaftig seid, so werdet ihr auch des Trostes teilhaftig sein» (7). Fünfmal kommt in diesem Abschnitt das Wort «Trübsal» vor, aber zehnmal das Wort Trost und Trösten. Dieses Zahlenverhältnis ist aufschlussreich: Wem Christus ein Fünffaches an Leiden auferlegt, dem will er ein Zehnfaches an Tröstung zuteil werden lassen. «Reichlich — reichlich! werden wir getröstet durch

Christus.» Darum: «Gelobet sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes, der uns tröstet in all unserer Trübsal...»

Paulus kommt nun auf ein persönliches Erlebnis aus jüngster Zeit zu sprechen, das seine Getrostheit mächtig gestärkt hat. Man wird dabei an das Wort erinnert: «Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.» Um was es sich im einzelnen gehandelt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Weil die Empfänger des Briefes schon darüber unterrichtet sind, kann er sich auf eine allgemeine Anspielung beschränken. Was wir übers Leben dieses Mannes wissen, ist ja ohnehin sehr lückenhaft. So viel steht immerhin fest, dass es eine Notlage von äusserster Peinlichkeit war. Es braucht gewiss schon allerhand, wenn ein Paulus hinterher sagen muss: «Wir waren über die Massen beschwert und über Vermögen, also dass wir am Leben verzagten» (8). Es war mehr als was ein Mensch zu ertragen vermag, und Paulus war verzagt, hatte mit seinem Leben abgerechnet. Die Not war so, dass kein Ausweg abzusehen war, und Menschenhilfe war ausser Reichweite. Es muss ein Widerfahrnis gewesen sein, das gewissen modernen Foltermethoden gleichkommt, da Menschen stundenlang von Minute zu Minute buchstäblich dem Tod ins Angesicht sehen müssen. An diesem Rand des menschlich noch Tragbaren sah sich der Apostel an einem Faden hängen, und der Faden war sein Glaube an den «Gott, der die Toten auf erweckt»: «Wir hatten bei uns beschlossen, wir müssten sterben. Das geschah aber darum, damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst sollen stellen, sondern auf den Gott, der die Toten auferweckt, welcher uns von solchem Tode erlöst hat und noch täglich erlöst; und wir hoffen auf ihn, er werde uns auch hinfert erlösen» (9-10). Der grauenhafte Vorgang spielte sich «in Asien» ab, wahrscheinlich in Ephesus. Man denkt dabei an jene verruchte Komödie, die man mit dem jungen Dostojewski spielte, als man ihn zusammen mit

anderen jungen Verschwörern im Hofe der Peter-Pauls-Festung am 22. Dezember 1849 an die Wand stellte, vor die erhobenen Gewehrläufe der Hinrichtungsmannschaft, um ihm dann nach langer, eine halbe Ewigkeit währender Todesqual das bereits vorher geschriebene Urteil zu eröffnen, dass er zu Zwangsarbeit begnadigt worden sei. So sah sich auch Paulus damals gänzlich unerwartet dem Leben wieder zurückgegeben. Man merkt es dem Urtext noch gut an, was diese Wendung, dieses Eingreifen Gottes, für ihn damals bedeutete. Es steht hier das Wort «herausgerissen»; wie ein Scheit, das schon zum Verbrennen im Feuer lag, wie eine Beute, die schon zwischen den Zähnen der Bestie sich befand, so sah sich der Apostel aus dem Todesverhängnis «herausgerissen». Dies Erlebnis hat seine Zuversicht machtvoll gefestigt. Der Gott, der mich einmal herausgerissen hat, kann das täglich tun und wird es auch hinfort tun können, nicht umsonst ist er der Gott, der «die Toten auferweckt». Darum: «Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal.»

Und nun haben wir es vielleicht gehört und sind ein wenig traurig darüber, dass solches bei einem Paulus möglich ist, aber nicht bei unsereinem. Man möchte doch in aller Trübsal Gott auch so loben können wie dieser Mann; aber es ergeht einem mit ihm wie mit allen grossen Vorbildern, sie drücken einen nur noch tiefer ins eigene Unvermögen und Versagen hinunter. So hat vor einiger Zeit ein Gotteskind, ein reifer Christ, der durch allerlei Wasser und Feuer geführt wird, geklagt, es bleibe ihm ein Rätsel, dass ein Paulus sich seiner Schwachheiten und Trübsale sogar rühmen könne — er vermöge das nicht. Nein, können tut man das nicht. Man muss sich sogar hüten, es können zu wollen. Man würde dabei schmäählich scheitern. Paulus selber würde uns warnen davor, es können zu wollen. Er

sagt nämlich zuletzt und unmissverständlich, dass es sich hier um Geschenk und Gnade handelt. Nicht umsonst fordert er gerade hier die Korinther zur Fürbitte auf. Das Wunder des Gotteslobs in der Trübsal ist möglich «durch Hilfe auch eurer Fürbitte für uns, auf dass über uns für die Gabe, die uns gegeben ist, durch viel Personen viel Dank geschehe» (11). Der Apostel wird nicht müde, seine Gemeinden immer wieder daran zu erinnern, welche entscheidende Hilfe die Fürbitte der Gläubigen füreinander ist. Die wirksamste Form der Fürbitte sieht der Apostel im Danken. Er rechnet nicht nur mit der Möglichkeit, füreinander zu bitten, sondern auch füreinander zu danken und anzubeten: «Dass durch viel Personen viel Dank geschehe.» Für das Wort, das Luther mit «Personen» übersetzt, steht hier im Urtext «Angesichte»; durch viele Angesichte geschieht viel Danksagung. Es schwebt ihm dabei ohne Zweifel das Bild einer Christenschar vor, deren Gesichter zur Anbetung aufwärts gerichtet sind. Viele aufwärts gerichtete Blicke, durch die Dank geschieht, diese Schau ist uns zuletzt gezeigt und angeboten. Auch wir sind jetzt eingeladen, zur Schar derer zu gehören, die den Kopf in den Trübsalen nicht hängen lassen, sondern aufwärts gerichtete Gesichter haben, durch die viel Danksagung geschieht. So lasst uns einstimmen in die Anbetung: «Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal.»

O ein treuer Gott!

¹² Denn unser Ruhm ist dieser: das Zeugnis unseres Gewissens, dass wir in Einfalt und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt haben, allermeist aber bei euch. ¹³ Denn wir schreiben euch nichts anderes, als was ihr leset und auch befindet. Ich hoffe aber, ihr werdet uns auch bis ans Ende also befinden, gleichwie ihr uns zum Teil befunden habt. ¹⁴ Denn wir sind euer Ruhm, gleichwie auch ihr unser Ruhm seid auf des Herrn Jesu Tag.

¹⁵ Und auf solch Vertrauen gedachte ich jenes Mal zu euch zu kommen, auf dass ihr abermals eine Wohltat empfinget, ¹⁶ und ich durch euch nach Mazedonien reiste und wiederum aus Mazedonien zu euch käme und von euch geleitet würde nach Judäa. ¹⁷ Bin ich aber leichtfertig gewesen, da ich solches gedachte? Oder sind meine Anschläge fleischlich? Nicht also; sondern bei mir ist Ja Ja, und Nein ist Nein. ¹⁸ Aber, o ein treuer Gott, dass unser Wort an euch nicht Ja und Nein gewesen ist. ¹⁹ Denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, der unter euch durch uns gepredigt ist, durch mich und Silvanus und Timotheus, der war nicht Ja und Nein, sondern es war Ja in ihm. ²⁰ Denn alle Gottesverheissungen sind Ja in ihm und sind Amen in ihm, Gott zu Lobe durch uns. ²¹ Gott ist's aber, der uns befestigt samt euch in Christum und uns gesalbt ²² und versiegelt und in unsre Herzen das Pfand, den Geist, gegeben hat. ²³ Ich rufe aber Gott an zum Zeugen auf meine Seele, dass ich euch verschont habe in dem, dass ich nicht wieder gen Korinth gekommen bin. ²⁴ Nicht dass wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude; denn ihr stehet im Glauben. 2 .Korinther 1,12-24.

«Aber o ein treuer Gott!» (18). So übersetzt es Luther etwas frei, aber dem Sinne nach richtig. Die Anbetung geht weiter. Am Eingang des Zweiten Korintherbriefes vernahmen wir, Gott sei barmherzig, sei der Vater der Barmher-

zigkeit und darum der Gott alles Trostes. Hier begegnet uns nun die zweite, nicht weniger bedeutsame Mitteilung über Gott: er sei treu. Barmherzigkeit und Treue gehören bei Gott offenbar zusammen. Als der junge Jakob aus der Fremde heimkehrte, fasste er die Erfahrung, die er auf seiner Wanderschaft mit Gott gemacht hatte, in die dankwürdigen Anbetungsworte zusammen: «Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht getan hast» (1. Mose 32). Jakob ist offensichtlich erstaunt, überrascht und beglückt über diese Erfahrung, weil ihm Gottes Treue alles andere ist als selbstverständlich. Er ist durchaus nicht der Meinung, es sei von Gott doch gar nicht anders zu erwarten, Treue gehöre sich schliesslich für einen Gott. Nein, Jakob weiss zu gut, wie einseitig diese Treue Gottes ist, wie sie so gar nicht auf Gegenseitigkeit beruht. Wenn Gott nach der Faustregel verfahren wollte «wie du mir, so ich dir», dann wäre er nicht verpflichtet, uns treu zu sein, er wäre dann nur zu berechtigt, uns die Treue aufzukündigen. Aber nun ist Gott ganz einfach deswegen treu, weil er nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, sondern barmherzig ist. Gott ist dem Heimkehrer Jakob treu, treu allen Heimkehrern — und was anderes sind wir als Heimkehrer zum treuen und barmherzigen Gott, sooft wir uns am Sonntag hier zusammenfinden! Und so wollen wir denn auch heute morgen erstaunt und glücklich mit Jakob anbeten: Ich — ja, auch ich — bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du, Herr, deinem Knecht erwiesen hast. Und so wollen wir denn heute einstimmen ins Wort des Gnadenboten Paulus, und wir sind gewiss, die Engel und Seligen tun es mit — dankbar, andächtig und anbetend: «Aber o ein treuer Gott!» Gott ist treu.

Gott ist treu. Es gibt somit Treue in dieser Welt? Hier zögern wir. Ein Gefühl der Unsicherheit will aufkommen. Es will uns da fast ergehen, wie es Friedrich Dürrenmatt in seinem neuen Hörspiel «Das Unternehmen der Wega»

schildert. Eine Delegation der Vereinten Nationen startet in einem Stratosphärenflugzeug von der Erde, um den Bewohnern der Venus einen Besuch abzustatten. Dort angekommen, hält der Chef der Expedition den Bewohnern der Venus eine schwungvolle Begrüßungsansprache. Sooft er dabei von der «idealen Gesinnung» und von den «uneigennütigen Absichten» der Erdbewohner spricht, erfolgt ein furchtbares Blitzen und Donnern durch den Weltraum. Je lauter die idealen Beteuerungen, umso dröhnender die Donnerschläge. So würde es bestimmt manch einen unter uns nicht wundern, wenn es blitzte und donnerte, sooft wir es wagen, hier auf Erden von Treu und Glauben zu sprechen. Man hat seine Erfahrungen gemacht und meint zu wissen, wie es auf dieser Weit mit der Treue bestellt ist, etwa auf dem Gebiet der Ehe, oder des Geschäftsbarens, oder der zwischenstaatlichen Verhandlungen am grünen Tisch. Ich erinnere mich an meine erste Erfahrung mit der Treue, wie wenn es erst gestern gewesen wäre. Als Kind sah ich mich eines Tages im glücklichen Besitz einer Schokolade. Ich zeigte sie jedem und sparte sie auf, sprach auch mit dem grossen Nachbarsjungen davon. Dieser forderte mich auf, sie ihm zu zeigen, er wolle mir vorlesen, was auf dem Papierumschlag geschrieben stehe. Als er mein Misstrauen gewahr wurde, sagte er im Brustton tiefster Überzeugungskraft, er hatte eben den Stimmbruch, er gebe sie mir bestimmt zurück, denn ein wahres Sprichwort laute «Versprechen und Halten bei Jungen und Alten». Das klang so warm und überzeugend, dass ich sie ihm hinreichte. Und dann musste ich zusehen, wie er sie entkleidete und langsam, Stück um Stück, schmunzelnd verzehrte. Mir war, als bebte die Erde und als stürzte der Himmel ein. Ach, es war nicht der Verlust der Süßigkeit, es war die Bitternis der Enttäuschung, die weh tat und zutiefst erschreckte. So sind wir alle, was Treu und Glauben anbetrifft, vielfach «gebrannte Kinder» und tragen

Wunden in der Erinnerung. Wir sind enttäuscht und darum misstrauisch, sooft man uns mit Treue und Wahrheit kommt. Ja, wir alle haben andere Kinder auch schon gebrannt. Und nun vernehmen wir hier, es gebe Treue, denn Gott sei treu: «Aber o ein treuer Gott!» Ist das wahr? Wird Gott uns nicht enttäuschen? Wenn es wahr ist, dann hört dieser Novembertag auf, düster zu sein. Die Sonne ist dann durch den Nebel gebrochen. —

Und nun vernehmen wir hier, dass es wahr ist, Treue, das gibt es auf Erden, es ist nicht nur Brustton der Überzeugung, es ist Wirklichkeit. Ist es wirklich wahr? Woher weiss es denn der Apostel? Paulus hat diese Frage erwartet, ist darum gefasst darauf. Er beantwortet sie, indem er mit dem Finger auf Jesus zeigt: «Der Sohn Gottes, Jesus Christus, der unter euch durch uns gepredigt ist, der war nicht Ja und Nein, sondern es war Ja in ihm. Denn alle Gottesverheissungen sind Ja in ihm, und sind Amen in ihm, Gott zu Lobe durch uns» (19-20). Könnte man es Gott verargen, wenn er zu dieser Erde nein sagte? Zu einem Nein Gottes war Grund genug, mehr als genug! Aber Gott hat ja gesagt. Jahrhundertlang hat er durch seine Knechte und Propheten ja gesagt. Und schliesslich erfolgte ein Ja nicht nur in Worten, ein massives Ja: als die Zeit reif war, hat er seinen Sohn Jesus Christus als nicht nur hörbares, sondern als sichtbares und greifbares Ja in die Welt hinein gesprochen. In ihm sind alle Gottesverheissungen Ja und Amen, das heisst, in Jesus Christus laufen sie zusammen und gipfeln sie. Gott hat zum Beispiel einmal den Menschen, einem ganzen Volk, das Versprechen gegeben: «Du sollst mein Sohn sein und ich will dein Gott sein.» In Christus ist diese Zusage in Erfüllung gegangen. Dieser ewige Sohn, dieser Christus ist zu uns gekommen, ist unser Bruder geworden, dein und mein Bruder. Durch Christus sind wir adoptiert, in die Verwandtschaft des ewigen Gottes hinein genommen und sind nun im Glauben an Christus

Gottes Kinder und Erben. Das ist das grosse Ja, das Gott zu uns geredet hat. Und dieses Ja gilt. Gott hält, was er verspricht. Ja ist Ja bei ihm. Gott ist treu. «O ein getreuer Gott!»

Im letzten Buch der Schrift, in der Offenbarung des Johannes, erscheint gegen Schluss, nach all den furchtbaren Gerichten und Heimsuchungen, das Bild eines seltsamen Berittenen auf schneeweissem Ross. Der Name dieses «Reiters auf dem weissen Pferd» ist in diesem Zusammenhang für uns von besonderem Interesse. Er heisst «Treu und Wahrhaftig». Als dieser «Treu und Wahrhaftig» von der alten Erde nicht ertragen wurde, als es blitzte und donnerte, weil man den «Treu und Wahrhaftig» auf Erden auf den Mund schlug und umbrachte, da war es noch finsterner als am heutigen Novembertag, die Sonne verlor ihr Licht, ein unheimliches, ein umfassendes Lichterlöschen war auf Erden eingetreten und der Himmel war zusammengebrochen. Aber drei Tage darnach, als der Umgebrachte als Sieger dem Grab entstieg, als er auferstanden, «wahrhaftig auferstanden» war, da bebte die Erde und seither wissen wir, dass auf der alten Erde Treue und Wahrheit zwar leiden müssen und gekreuzigt werden, aber die Treue lebt, sie existiert. Seither reiten über diese Erde voller Lug und Trug nicht nur die apokalyptischen Reiter des Verderbens, nein, Christus, der «Treu und Wahrhaftig», der «Reiter auf dem weissen Pferd», reitet durch die Zeit. Er reitet auch durch Bern. So sind in ihm alle Gottesverheissungen nicht Ja und Nein, sondern nur noch Ja und Amen: «O ein treuer Gott!»

«In ihm», in Christus, sind alle Gottesverheissungen Ja und Amen. Es dürfte, denken wir vielleicht jetzt, relativ leicht sein, das anzunehmen, ist die Treue und Wahrheit doch in der Person und im Werk Christi geradezu mit Händen zu greifen. Aber die eigentliche Schwierigkeit, so will uns dünken, stelle sich erst jetzt ein: Wie steht es denn nun bei

uns Menschen mit der Treue und Wahrhaftigkeit? Was bedeutet das praktisch für uns, wenn es auf Erden nun einen gibt, der «Treu und Wahrhaftig» heisst? Ändert das etwas an der betrüblichen Tatsache, dass es bei uns ums Versprechen und Halten bei Jungen und bei Alten nach wie vor böse bestellt ist? Platt herausgesagt, was nützt die eine löbliche Ausnahme, solange wir anderen die gleichen alten unvertrauten, unzuverlässigen Kumpane bleiben? Paulus ist hier anderer Meinung, sieht er doch Christus, den Einen, keineswegs so isoliert in der Welt wie wir meinen. Dieser Christus hat hier einen Anhang, ein Völklein, eine Gemeinde von solchen, die so stark und ganz mit ihm verbunden sind, dass es geradezu heisst, sie seien «in ihm», in seiner Treue, in seiner Wahrheit. Um die einzigartige Verbundenheit zwischen Gemeinde und Christus zu schildern, bedient sich Paulus an dieser Stelle höchst auffällig gehäuft der damaligen religiösen Sprache üblichen Ausdrücke, welche von der Verbundenheit der Menschen mit Gott, Gottes mit den Menschen, reden: «Gott ist's aber, der uns befestigt samt euch in Christus und uns gesalbt und versiegelt hat» (21). Gott hat uns in Jesus Christus hinein befestigt und verankert. Durch den einen Gesalbten hat er auch uns gesalbt, d. h., hat auch uns gekrönt und zu Königskindern gemacht. Ja Gott hat uns «versiegelt», ein Ausdruck, der das Unwiderrufliche, das Endgültige, das Nichtwiederrückgängigmachende an der Verbundenheit zwischen Christus und den Gläubigen unterstreicht, wie wir etwa sagen «verbrieft und versiegelt». Ja Paulus geht hier so weit, dass er sagt, Gott habe seinen Kindern und Erben, ähnlich wie man einen Kauf und Vertrag durch Handgeld gültig machen kann, seinen Kindern bereits eine Anzahlung ans Erbe gewährt, indem er ihnen den Heiligen Geist gab: «und hat in unsere Herzen das Pfand, den Geist, gegeben» (22). So gar nicht gespalten, im Gegenteil, so endgültig geeint und verbunden, darf der Apostel Christus und seine

Gemeinde, die Gemeinde und ihren Christus sehen. Ein Erbe des Gottes darf man sein, der treu und wahrhaftig ist. Was sind Sicherheiten, Versicherungen und Rückversicherungen, was sind alle Garantien dieser Welt im Vergleich zu der Tatsache, dass der treue und wahrhaftige Gott auf dieser Erde ein Volk hat, das sich auf seine Verheissungen verlassen kann! «Aber, o ein treuer Gott!»

Erst jetzt begreift man nun das auf den ersten Blick etwas seltsam anmutende Rühmen des Apostels. Dieses Rühmen gehört zu den Eigenarten des Zweiten Korintherbriefes. Wir werden ihm später wieder begegnen, hier geschieht es zum ersten Male. Paulus rühmt sich hier seiner Gemeinde: «Denn ihr seid unser Ruhm, gleichwie auch wir euer Ruhm sind auf des Herrn Jesu Tag» (14). Um Selbstruhm kann es sich dabei nicht handeln, denn wenn einer weiss, dass wir «des Ruhmes mangeln, den wir bei Gott haben sollten», dann ist es der Gnadenbote. Das ist sein Ruhm, dass er aus Gnaden im Dienste dieses treuen und wahrhaftigen Gottes stehen darf. Er darf ein Abgesandter und Bevollmächtigter, er darf ein Minister des Königs sein, auf dessen Wort unbedingter Verlass ist. Ich traf vor einiger Zeit in der Eisenbahn einen Vertreter, der auf «garantiert echten Bohnenkaffee» reiste und sichtlich stolz darauf war, dass er nicht mit zweifelhaften Mischungen und Surrogaten (billige Ersatzstoffe) handeln musste. Etwas von solch gutem und berechtigtem Vertreterstolz findet sich auch bei Paulus. Er vertritt ein Geschäft, dem gegenüber die grösste Weltfirma ein elendes Krämerlädeli ist, darf er doch die Firma des Gottes vertreten, der ein treuer Gott ist und hält, was er verspricht. Der Artikel, mit dem Paulus reist, ist nicht ein Gemisch menschlicher Weisheit, sondern es ist das einfältige und lautere Wort Gottes, das er mit gutem Gewissen anpreisen und an Mann bringen darf: «Denn unser Ruhm ist dieser: Das Zeugnis unseres Gewissens, dass wir in Einfalt und göttlicher Lauterkeit, nicht in

fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt haben, allermeist aber bei euch» (12-14). Und Paulus hat die beglückende Erfahrung machen dürfen, dass dieses Wort Abnehmer fand, dass dadurch Gemeinden ins Leben gerufen wurden, Gemeinden, die von der echten und unvermischten Gnade leben. «Denn wir sind euer Ruhm, gleichwie auch ihr unser Ruhm seid auf des Herrn Jesu Tag» (14). Die von ihm gegründeten Gemeinden werden einst, am Jüngsten Tag, nicht den Eindruck haben müssen, von Paulus hintergangen worden zu sein. Paulus wird sich dann, «an des Herrn Jesu Tag», seiner Gemeinden freuen dürfen, und sie ihrerseits werden dann froh sein, einen geistlichen Vater gehabt zu haben, der ihnen das garantiert echte Gnadenwort gebracht hat. Wer die Botschaft dessen gehört hat, in dem alle Gottesverheissungen Ja und Amen sind, der ist für Zeit und Ewigkeit reell bedient und hat Grund, in den Ruf der Anbetung einzustimmen: «Aber o ein treuer Gott!»

Diesen Ruhm seiner «Firma» lässt Paulus nicht antasten. Aber leider ist nun eben das geschehen. Es gibt in Korinth arglistige und hochmütige Fromme (wir werden ihnen noch einige Male begegnen), die dem Apostel mit Sperberaugen auflauern, ob er in Wort oder Schrift oder allgemein in seinem Verhalten eine Handhabe bieten würde, aus der man ihm einen Strick drehen könnte. Und nun haben diese frommen Aufpasser tatsächlich bei Paulus ein Haar in der Suppe gefunden. Es handelte sich um eine Art Fahrplanänderung. Paulus hatte versprochen, nach Korinth zu kommen, und kam dann, aus welchem Grunde werden wir noch sehen, nicht. Daraus schlossen die korinthischen Gegner, das sei ein handfester Beweis dafür, dass der Apostel wortbrüchig, unwahrhaftig, doppelzünftig sei. Diese üble Nachrede streuen sie gegen ihn aus. Was unternimmt Paulus daraufhin? Verteidigt er seine Ehre? Ein Paulus hat keine Privatehre zu verteidigen; dazu hat der Christ nicht

Zeit. Und zudem gehört gehasst und geschmäht werden zum Dienst am Wort, sogar Schläge; wer dich auf eine Backe schlägt, dem halte die andere auch dar, so lautet die Instruktion von höchster Stelle. Aber die Ehre seines Auftraggebers, die Ehre des treuen Gottes, die Ehre Christi, in welchem alle Verheissungen Ja und Amen sind, die Ehre des Heiligen Geistes, der in alle Wahrheit leitet, sie ist hier in Mitleidenschaft gezogen. Darum setzt sich der Apostel gegen die Verleumdungen der falschen Brüder zur Wehr: «bin ich leichtsinnig gewesen, da ich solches gedachte? Oder sind meine Anschläge fleischlich? Nicht also; sondern bei mir ist Ja Ja, und Nein ist Nein» (17).

Es sind noch nicht ganz zwanzig Jahre her, dass in einer grossen Landgemeinde, in der zwei Pfarrer am Wort dienten, dem einen derselben, einem stillen und aufrichtigen Mann, in einer Kirchgemeinderatssitzung ins Gesicht hinein gesagt wurde, er sei ein Lügner. Der andere Kollege, der offenbar ein wirklicher Amtsbruder war, erhob sich sofort von seinem Platz, forderte den Geschmähten auf, mit ihm die Sitzung zu verlassen, worauf sich die beiden entfernten. Und nun, was tun? Gang zum Richter? Ehrverletzungsklage? Dazu hat der Christ nicht Zeit. Aber es geht hier um die Ehre der «Firma». Am Sonntag darauf besteigt jener wirkliche Amtsbruder die Kanzel und teilt der Gemeinde mit, man wolle jetzt miteinander singen und beten, aber Predigt könne keine stattfinden, das und das sei in der vergangenen Woche passiert, so und so sei es gewesen. Wenn ein Diener am Wort in der Kirche des Worts Lügner genannt werde, dann sei das schwerwiegender, als wenn ein Richter Krimineller genannt würde. Er erkläre hiermit vor der Gemeinde, sein Amtsbruder sei ein wahrheitsliebender Mensch. Dabei liess man es bewenden. Die Ehre der «Firma» war wiederhergestellt. Das genügte. So spricht auch Paulus hier auf die Verleumdungen hin die

schlichte Gegenerklärung aus: «Bei mir ist Ja Ja, und Nein ist Nein.»

Zuletzt, erst zuletzt rückt Paulus mit dem Grund heraus, warum er damals die Reise nach Korinth hinausschob. Es herrschten damals in der dortigen Gemeinde Zustände, die, wenn der Apostel hingekommen wäre, sein Einschreiten mit seiner ganzen apostolischen Vollmacht nötig gemacht hätten. Er hätte «mit dem Stock» kommen, bestrafen müssen, und das habe er vermeiden wollen, die Fahrplanänderung sei also damals im eigenen Interesse der Korinther vorgenommen worden. Paulus hat wohl in seinem ganzen Leben nicht manches Mal geschworen. Hier aber sieht er keine andere Möglichkeit, als den Korinthern diesen wahren Beweggrund und Sachverhalt unter Eidesleistung zu bestätigen: «Ich rufe aber Gott an zum Zeugen auf meine Seele, dass ich euch verschont habe in dem, dass ich nicht wieder gen Korinth gekommen bin» (23). Aber gleich sieht er sich daraufhin genötigt, diese Mitteilung gegen ein neues bösartiges Missverständnis zu schützen: «Nicht, dass wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude» (24). Wenn je die Zustände in einer Gemeinde die Notwendigkeit eines Papstes rechtfertigen würden, der «ein Herr über euren Glauben» wäre, dann hier in Korinth; aber auch in Korinth weist Paulus diese Möglichkeit weit von sich. Er ist darum nicht ein «Herr über ihren Glauben», weil es nur einen solchen Herrn gibt. Christus, das alleinige Haupt der Kirche. Paulus ist lediglich «Gehilfe eurer Freude». Das heisst, nicht zum Traurigmachen hat Christus den Apostel auf die Reise gesandt, sondern zum Erfreuen. Das Wort, auf dem Paulus reist, ist die Frohbotschaft, dass Gott zwar die Sünde hasst, aber den Sünder liebt. Daran rütteln hiesse die Fundamente des Christenglaubens antasten. Wer aber die Sünderliebe Christi verkündet, wer ein Gnadenbote ist, der ist ein «Gehilfe der Freude».

Wir wollen heute mit einem kleinen, scheinbar unbedeutenden, aber doch bedeutsamen praktischen Hinweis schliessen. Erinnern wir uns noch einmal kurz, alle Gottesverheissungen seien in Christus Ja und Amen; drauf aber fährt er fort «Gott zu Liebe durch uns». Das heisst, nicht nur Christus ist das Ja und Amen, auch wir sollen und dürfen zu Gottes Lob und Anbetung Ja und Amen sagen. «Amen» heisst, «es stimmt», «es gilt», «es ist wahrhaftig so». Das sagt bei uns in der Landeskirche der Diener am Wort nach dem Gebet und nach der Wortverkündigung. Paulus legt hier der zuhörenden Gemeinde nahe, es doch mitzusprechen. In Gemeinschaftskreisen ist das etwa noch üblich, warum nicht in der Kirche? Wagt es doch wieder, das Ja und das Amen mit zu bekennen! Lasst uns auf den Kanzeln doch nicht mehr so allein mit unserem einsamen Amen! Eine Predigt ist doch weder das Privatselbstgespräch eines Einzelnen, noch ein unverbindlicher Lehrvortrag, sondern das Bekenntnis der Gemeinde! Darum bleibt doch nicht länger in der Zurückhaltung! Sagt es doch vernehmlich mit, das bestätigende und mit bekennende Amen nach der Predigt und nach dem Gebet. Bekennt doch freudig mit, dass in Jesus Christus alle Gottesverheissungen Ja und Amen sind! So, dass nicht nur ein Einzelner spricht, sondern die ganze versammelte Gemeinde mit einstimmt, bekommt die Anbetung ihre volle, durchbrechende Wirkung. «Denn alle Gottesverheissungen sind Ja in ihm und sind Amen in ihm, Gott zu Liebe durch uns.» Die Gemeinde Christi darf nicht müde werden, mitten in einer Zeit, da die Macht der Lüge und der Treulosigkeit täglich wächst, anbetend festzuhalten an dem Bekenntnis: «Aber, o ein treuer Gott!»

Heilige Vergebung

¹ Ich dachte aber solches bei mir, dass ich nicht abermals in Traurigkeit zu euch käme. ² Denn, so ich euch traurig mache, wer ist, der mich fröhlich mache, wenn nicht, der da von mir betrübt wird? ³ Und dasselbe habe ich euch geschrieben, dass ich nicht, wenn ich käme, über die traurig sein müsste, über welche ich mich billig soll freuen; sintemal ich mich des zu euch allen versehe, dass meine Freude euer aller Freude sei. ⁴ Denn ich schrieb euch in grosser Trübsal und Angst des Herzens mit viel Tränen; nicht, dass ihr solltet betrübt werden, sondern auf dass ihr die Liebe erkenntet, welche ich habe sonderlich zu euch. ⁵ So aber jemand eine Betrübnis hat angerichtet, der hat nicht mich betrübt, sondern zum Teil — auf dass ich nicht zu viel sage — euch alle. ⁶ Es ist aber genug, dass derselbe von vielen also gestraft ist, ⁷ dass ihr nun hinfort ihm desto mehr vergebet und ihn tröstet, auf dass er nicht in allzu grosse Traurigkeit versinke. ⁸ Darum ermahne ich euch, dass ihr die Liebe an ihm beweiset. ⁹ Denn darum habe ich euch auch geschrieben, dass ich erkannte, ob ihr rechtschaffen seid, gehorsam zu sein in allen Stücken. ¹⁰ Welchem aber ihr etwas vergebet, dem vergebe ich auch. Denn auch ich, so ich etwas vergebe jemand, das vergebe ich um euretwillen, an Christi Statt, ¹¹ auf dass wir nicht übervorteilt werden vom Satan; denn uns ist nicht unbewusst, was er im Sinn hat.
2. Korinther 2,1-11

«Das vergebe ich an Christi Statt.» — Vergebung also soll die Botschaft dieses Abschnittes sein, Vergebung aber ist noch einmal Freude und Dank: «dass meine Freude euer aller Freude sei» (3), darum geht es auch hier dem Apostel. Aber es ist nicht irgendwelche, sondern heilige Vergebung.

Etwas sehr Menschliches ist in Korinth vorgefallen, etwas, woran jeder, sei es aktiv oder passiv, auch schon beteiligt gewesen ist: Es hat einer den anderen beleidigt. Dass Paulus in dieser Stadt namhafte Widersacher hat, wissen

wir schon; aber nun vernehmen wir hier hinzu, dass sich einer dieser Gegner besonders hervorgetan haben muss und dem Apostel persönlich nahe getreten ist. Um was für ein bestimmtes Unrecht es sich dabei handelt, womit er den Apostel gekränkt hat, weiss man nicht. Man hat da schon alles mögliche und unmögliche vermutet: Unregelmässigkeiten in der Verwendung von Kollektengeldern könnten ihm unbegründeterweise vorgeworfen worden sein, oder Entgleisungen auf sexuellem Gebiet. Andere vermuten eher, sein Damaskuserlebnis, oder gar die Rechtmässigkeit seines Apostelamtes überhaupt, sei von jenem korinthischen Feind in Frage gestellt worden. Lauter Vermutungen mehr nicht. Sicher ist aber, dass es sich um eine üble Nachrede so schweren Grades handelt, dass dadurch dem Verhältnis des Apostels zu den Korinthern, ja seinem Apostelamt überhaupt, ernsthafte Schädigung droht. Wie der bösartige Verleumder heisst, weiss man auch nicht; sein Name wird, offensichtlich aus Schonung, verschwiegen: «Ein gewisser Jemand hat eine Betrübnis angerichtet» (5), so absichtlich allgemein drückt sich Paulus aus. Es ist ja auch gar nicht nötig, mehr Einzelheiten zu vernehmen, hat doch der Apostel nicht, wie etwa bei ähnlichen Vorkommnissen unsere Publizistik, ein skandallüsternes Publikum zu befriedigen. Wichtig ist, sich zu vergegenwärtigen, dass jeder von uns über Nacht das Opfer solcher Vorgänge werden kann, und dass wir uns darüber klar werden, wie man sich in diesem Fall als Christ benimmt.

Das eben können wir hier bei Paulus lernen. Wie verhält er sich? Das menschlich Nächstliegende wäre in einem solchen Fall, dass man exakt die Rolle spielen würde, die einem der Feind zuschanzen will. Der Verleumder will treffen und verwunden. Soll ich mich treffen, soll ich mich verwunden lassen? Die Rolle der, wie der Volksmund sich ausdrückt, «beleidigten Leberwurst», oder gar des «tödlich Beleidigten», spielen? Der erste Schmerz verwandelt sich

dann in nachhaltigen Groll. Groll aber muss herumgetragen werden bis ans Lebensende; noch auf dem Todbett ist er da; man nimmt ihn mit ins Grab. Es gilt dann, was Adalbert von Chamisso sagt: «Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt.» So hat man dauernd eine «Picke» auf den anderen. Und weil sich solches im Leben wiederholen kann, ja sich tatsächlich wiederholt, darum bekommt man im Verlauf der Jahrzehnte eine ganze Kollektion von «Picken auf andere». Und bis zum Lebensende wächst ein derartiges Reisegepäck so an, dass ihm auch ein leistungsfähiger Gepäckträger nicht gewachsen ist; es brauchte dazu schon einen Güterwagen. Das ist der Weg des Grolls, der Unversöhnlichkeit, ein unseliger Weg. Paulus geht ihn nicht, er geht ausdrücklich den Weg der Freude und des Dankes, «dass meine Freude euer aller Freude sei»; und wir müssen ihn auch gehen. Wir dürfen vergeben: «und das vergebe ich an Christi Statt».

Es gäbe noch eine zweite Möglichkeit des Verhaltens: die Verachtung; man lässt den Beleidiger wissen, dass es einem Wurst ist, was er sagt. Das ist die Art, da alles, was andere über einen sagen, denken, schreiben und tun, an einem herunterfließt wie Wasser an der Ente drüben im Dählhölzlipark, dass man sich ein dickes Fell anschafft und nach jeder Besudelung sich schüttelt wie der Bär im Graben, wenn er aus dem Bassin steigt. Solche Dickhäuter, denen giftige Pfeile kaum die Haut ritzen, geschweige denn ins Herz hinein dringen, haben es besser und kommen bedeutend leichter durchs Leben. Aber auch dies dicke Fell hat der Apostel nicht. Ihn hat der Fall gehörig geschlaucht. Er redet sehr offen von «Traurigkeit», von «grosser Betrübnis», von «Herzensangst» und sogar von Tränen, ja von «reichlichen Tränen» (1-4). Er schämt sich also nicht, ein empfindsames Gemüt zu haben und die Dinge schwer nehmen zu müssen. «Das Menschenherz ist nun einmal warm und nicht kalt» (Barth). So nah es ihm gegangen sein

mag, Menschenverachtung, auch das ist nicht sein Weg. Der Weg des Christenmenschen ist die Vergebung, die heilige: «Das vergebe ich an Christi Statt» — «dass meine Freude euer aller Freude sei».

Paulus hat allerdings von den Korinthern die Massregelung des Übeltäters gefordert. Das mag uns zunächst etwas befremden. Aber es gehört nun einmal zum Christenstand, dass er Unrecht als Unrecht empfindet. Ein Mensch, in dem keine heilige Leidenschaft gegen das Unrecht brennt, ist kein besonders frommer Christ. Wer nicht heilig zornig zu werden vermag gegen Gewalttat und Lüge, wer den guten Hass gegen die Sünde nicht kennt, soll sich nicht auf die Bibel berufen, weder auf die Propheten des Alten, noch auf den Christus des Neuen Testaments. So hat Paulus auch von den Christenbrüdern in Korinth verlangt, dass sie dem Übeltäter das Handwerk legten. Paulus hat diese Forderung damit begründet, dass jener Verleumder «nicht nur mich betrübt hat, sondern euch alle» (5). Er erinnert damit daran, dass die Christengemeinde ein Leib ist. Wo daran ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wo einem Unrecht geschieht, sind alle mit betroffen. Und wenn dieser Einzelne nun erst noch ein Apostel ist, dann hat der Übeltäter nicht nur einen Privatmann besudelt, sondern Christus und seine ganze Gemeinde. Es wird sich nun zeigen, ob in Korinth eine wirkliche Christengemeinde existiert; wenn ja, dann wird jetzt in Korinth etwas von dem sichtbar und spürbar werden, was dann zu geschehen pflegt, wenn in einem kräftigen Körper etwas nicht in Ordnung ist und sich Fieber einstellt, Fieber als Zeichen gesunder Abwehr gegen vorhandenes Gift. Der Körper wird versuchen, das Verderbliche auszuschwitzen. Weil es hier um einen Angriff auf die ganze Gemeinde, ja auf Christus selber geht, darum hat Paulus von den Korinthern die Bestrafung des Sünders gefordert. Und diese haben offenbar die Einsicht des Apostels zu der ihrigen gemacht, haben der Forderung

Nachachtung verschafft, und haben damit bewiesen, dass sie willig waren, Christus «gehorsam zu sein in allen Stücken» (9). Das Gehorchen wird ihnen dadurch erleichtert, dass sie spüren, es ist der Heilige Geist, der den Apostel leitet. Gewiss, der Heilige Geist ist der Geist der Liebe. Aber es gibt eine Liebe, die so ganz aus dem Heiligen Geiste ist, dass sie zu strafen vermag. Und sogar der Gemassregelte scheint zu spüren, dass hier der Geist am Werk ist. Das ermöglicht auch ihm, sich unter die brüderliche Züchtigung zu beugen. So bekommt eine Christengemeinde, die in der Liebe des Heiligen Geistes steht, die Freiheit zum Mahnen und zum Strafen. Sie muss nicht ängstlich befürchten, es sei das sündhafte Temperament, das sich in solchem Strafen ausleben will. So gibt es unter Christen eine brüderliche, eine väterliche Zucht. Dass es heute in der Kirche Christi so wenig derart brüderliches Vermahnen und väterliches Züchtigen gibt, ist nicht eine Errungenschaft, auf die wir stolz sein sollen, im Gegenteil, es ist ein bedauerliches und folgenschweres Manko.

Es ist der Geist, der hier fehlt, der heilige Geist jener Liebe, von der es heisst «welchen der Herr liebhat, den züchtigt er, und er stüpt einen jeglichen Sohn, den er annimmt». Wir haben diese heilige Vergebung verloren. Aber nun scheint man in Korinth nicht ganz einig zu werden über das Strafmass. Es bildet sich unter den korinthischen Christen eine Minderheit, die gibt sich auch nach erfolgter Massregelung des Sünders nicht zufrieden. Auch das ist menschlich. Man beachte doch genau die Vorgänge, die sich jeweilen abspielen, wenn einem Mitmenschen ein skandalöses Verbrechen an den Tag kommt! Dass da Strafe sein muss, ist in Ordnung. In einem Rechtsstaat soll man aber erwarten dürfen, dass das Strafmass einigermaßen dem Vergehen entspricht. Hat dann aber das Gericht gesprochen, wird es in der Regel nicht still um den Verurteilten. Es beginnt dann für manch einen öffentlich Gezeichneten

so etwas wie eine journalistische Steinigung, ein Breittreten des Falles bis in intime Einzelheiten. Nicht nur der Name des Verurteilten wird nun herausgehängt, sondern auch sein Bild. Und seine noch lebende Mutter wird mitgesteinigt, und auch der längst gestorbene Vater bekommt noch einige Steine ab. Und solch ein Gefallener, einmal Gestrafter, wird dann sein Leben lang immer und immer wieder geschlagen. So masslos, so unmenschlich pflegen Menschen zu strafen. Etwas von dieser masslos entrüsteten Strafwut regt sich nun auch bei jener Minderheit unter den Christen in Korinth. Und da sagt nun der Apostel: «Es ist genug.» Das Strafmass, das die Mehrheit beschlossen hat, ist richtig: «Es ist genug, dass derselbe von der Mehrheit also bestraft ist» (60). Wenn an einem Ort Masshalten am Platz ist, dann beim Strafen. Gott züchtigt uns, aber Gott «züchtigt mit Massen». Masshalten im Strafen ist klug, denn es gibt ein Wort, das kein Bruder, der den anderen straft, vergessen darf: «Mit welcherlei Mass ihr messet, soll euch gemessen werden.» Ja der Apostel geht noch gerade einen Schritt weiter und sagt nicht nur «Es ist genug»; er gebietet den Uerbittlichen von Korinth nicht nur ein Halt im Strafen, sondern dass sie «vergeben und trösten» sollen; sie «sollen an ihm die Liebe beweisen» (6-8). Das heisst, sie sollen jetzt, nachträglich, den Beweis erbringen, dass ihr voriges strafendes Eingreifen aus dem Geist der Liebe kam. Wenn das der Fall war, dann werden sie erkennen, wann genug gestraft ist und wo die Grenze liegt, da man anfangen soll mit Trösten und Vergeben. Wer in der Liebe Christi steht, kann vergeben und vergessen. «Das vergebe ich an Christi Statt.» Für den Christenmenschen hat nicht Strafe, sondern Dank und Anbetung, Freude über einen Sünder, der Busse tut, das letzte Wort.

Beachtlich ist die dreifache Begründung, warum der Apostel der Strafe Einhalt gebietet und, nachdem der Gerechtigkeit Genüge getan ist, Vergebung fordert. Einmal

tut er das um des Gefallenen, um des Übeltäters willen, «auf dass dieser nicht in allzu grosse Traurigkeit versinke» (7). Durch ein Übermass an Strafe könnte er an seiner Seele Schaden nehmen. Er könnte verbittert werden und verhärten, könnte sich ein zeitliches Leid antun oder gar am ewigen Heil verzagen. Paulus redet anderswo von einer Traurigkeit, die nicht Reue und Leben, sondern den Tod wirkt. Das meint er hier. Der Mann ist jetzt das zerstossene Rohr, das man nicht gänzlich knicken soll; der Bestrafte ist jetzt der glimmende Docht, den man nicht ganz auslöschen darf. Traurigkeit ist in der Christengemeinde nie Endzweck, sie ist da, von der Freude überwunden zu werden. Das ist der erste Grund, warum er die Strafe in ihre Grenzen verweist und warum er Vergebung fordert.

Der zweite Grund liegt beim Teufel. Dieser hat ein brennendes Interesse daran, die Menschen zu verderben, und zwar nicht nur die Einzelnen. Wenn der Verleumder von Korinth an seiner Seele Schaden nimmt und zugrunde geht, dann ist das eine ernst zu nehmende Schädigung der ganzen Gemeinde. Jeder, der verloren geht, ist eine Schwächung, ein Abbruch an der Gemeinde Christi auf Erden. Und das ist es ja, was «Satan im Schilde führt». Die Gemeinde der Geretteten ist dem ein Dorn im Auge. Er unterlässt darum nichts, tut alles, was die Rettung mindert, das Verderben aber begünstigt und mehrt. Wir wissen zwar und Paulus weiss es wahrhaftig auch, dass die Pforten der Hölle die Gemeinde nicht überwältigen können. Diese Zusage bleibt bestehen; aber schädigen, schwächen kann Satan immerhin. Wie unbedacht pflegen wir uns doch gegenseitig «zum Teufel zu wünschen»! «Dass dich der Teufel hole», dass man «sich zum Teufel schere», dass man «vom Teufel geritten werde», und wie die Redensarten heissen mögen! Ob wir uns bewusst sind, was das heisst? Wie leichtfertig können auch an sich fromme Christen die Welt dem Teufel überlassen und zur Hölle wünschen! Paulus lehrt uns hier

etwas ganz anderes. Er zittert um jeden Bruder einzeln, derselbe könnte dem Teufel verfallen. Er jagt dem Teufel jeden ab, den er in Gefahr sieht, von diesem geholt zu werden: «Auf dass wir nicht übervorteilt werden vom Satan, denn uns ist nicht unbekannt, was dieser im Schilde führt» (11).

Der Hauptgrund aber, warum Paulus zur heiligen Vergebung ruft, ist Christus: «Wenn ich jemandem etwas vergebe, dann vergebe ich um euretwillen an Christi Statt» (10). Wörtlich heisst es: «vor dem Angesicht Christi». Was immer der Apostel tut und lässt, schreibt und spricht, geschieht in der Gegenwart, sozusagen unter dem prüfenden und gebietenden Blick des Herrn. Vor dem Angesicht Christi stand Paulus, als er die Bestrafung des Verleumders forderte; vor demselben Angesicht Christi steht er auch jetzt, da er der Strafe Einhalt gebietet und Vergebung zuspricht. Er ist sich klar bewusst, damit nichts anderes zu fordern, als was der Wille Christi ist. Es ist das Dreckgeschäft des Verklägers, des Satans, dass er die Menschen heruntermacht. Die Menschen zur Verzweiflung treiben, so dass sie verderben, das «führt er im Schilde». Das Geschäft Christi aber ist es, dass er den Gesunkenen die Hand reicht. Christus ist der Fürsprecher und Anwalt, der Vergeber und Retter der Verlorenen. Unter dem Angesicht dieses Christus kann das Verklagen und Strafen nie unser Letztes sein. Wie sollte man diesem Christus noch unter die Augen treten können, solange man Freude hat am Aufstöbern der Schwächen, Fehler, Laster und Sünden der Menschen! Paulus dürfte seinem Fürsprecher, dem er selber einst als Angeklagter den Freispruch und den Erlass der ewigen Höllestrafe verdankte, nie mehr grad und froh in die Augen sehen. Paulus müsste neuerdings anfangen sich vor der Begegnung im Jüngsten Gericht zu fürchten, wenn er die Vernichtung, statt die Rettung eines armen Sünders anstrebte: «Darum vergebe ich das um euretwillen, euch zu

gut vor dem Angesicht Christi.» Der selber Begnadete kann doch nicht gnadenlos sein!

Der Tag wird kommen, da nicht nur Paulus, da wir alle «vor dem Angesicht Christi» stehen werden. Auf diesen Tag der letzten, entscheidenden Begegnung hin gilt es bereit zu sein. Zu diesem Bereitsein gehört aber vor allem, dass wir nichts, das uns von Gott und den Mitmenschen trennt, zurückbehalten. Dazu gehört vorab jeder alte Groll, den wir gegen Lebende, aber auch gegen schon Verstorbene, in uns tragen. Wir haben gesehen, wie die Menge und Last unserer Unversöhntheit so gross ist, dass auch ein robuster Gepäckträger sie nicht zu schleppen vermag. Aber es gibt einen, der robust genug ist, um allen alten Hader, alle noch so alte Sünde wegzutragen. Lassen wir diese dunkle Last «vor dem Angesicht Christi» offenbar werden, behalten wir nichts zurück. So wie wir in der Woche einmal unsere Kessel, Körbe und Kübel hinausstellen, und der Wagen fährt vor und nimmt's weg, so wie wir im letzten Krieg auf Befehl hin allen alten Gerümpel vom Estrich herunterholten, damit die gefürchtete Brandbombe nicht zu viel Nahrung bekäme, so lasst uns bereit sein auf den Tag der grossen letzten Begegnung vor dem Angesicht Christi. Das Feuer des jüngsten Gerichts soll dann keinen Brennstoff mehr an uns finden. Wer keinem Lebenden und keinem Toten mehr etwas nachtragen muss, wer ganz und von Herzen, wer heilig vergeben hat, so wie ihm vergeben worden ist, der wird fröhlich und getrost dem Angesicht Christi am lieben Jüngsten Tag entgegengehen.

Aber es geht ja nie nur um unser persönliches Heil. Wenn Christus wiederkommt, dann müssen ja vor ihm «alle Völker versammelt werden». Wir sind ja als Einzelne in die Gemeinde gestellt und als Gemeinde unter die Völker gesandt. Mit seiner Gemeinde hat Christus auf dieser Erde eine Bewegung des Vergebens ausgelöst, den Stein der heilig vergebenden Liebe ins Rollen gebracht, und so die

Offensive des Friedens eröffnet. Wer die Gnade hat, vor dem Angesicht Christi sich versöhnen zu lassen, für den hat der heiss ersehnte Weltfriede heute schon begonnen. Darum ist Anbetung, Dank und Freude das Amt der Christengemeinde in dieser, in aller Zeit, auch wenn sie um der Heiligkeit Gottes willen den Bruder züchtigen muss. Aber alle Kirchengzucht hat den Sinn: «Dass meine Freude euer aller Freude sei.»

Der Wohlgeruch

¹² Da ich aber gen Troas kam, zu predigen das Evangelium Christi, und mir eine Tür aufgetan war in dem Herrn, ¹³ hatte ich keine Ruhe in meinem Geist, da ich Titus, meinen Bruder, nicht fand; sondern ich machte meinen Abschied mit ihnen und fuhr aus nach Mazedonien. ¹⁴ Aber Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo und offenbart den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten! ¹⁵ Denn wir sind Gott ein guter Geruch Christi unter denen, die selig werden, und unter denen, die verloren werden: ¹⁶ diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben. Und wer ist hiezu tüchtig? ¹⁷ Denn wir sind nicht, wie die vielen, die das Wort Gottes verfälschen; sondern als aus Lauterkeit und als aus Gott reden wir vor Gott in Christo. 2. Korinther 2,12-17

Was und wen meint er, wenn er da am Schluss sagt: «Wir sind nicht wie die vielen, die das Wort Gottes verfälschen» (17)? «Verfälschen» übersetzt Luther, wörtlich heisst es «verkrämern». Will er damit den Ladenbesitzern, den Geschäftsleuten, oder gar dem Verkaufspersonal eins auswischen? Nichts liegt dem Apostel ferner als einen Stand, der ehrlich sein Brot verdient, lächerlich zu machen. Paulus würde jenen Pfarrer loben, über den eine geplagte Wirtsfrau nach dessen Wegzug sich äusserte, er sei zwar Abstinenz gewesen und habe nicht zu ihrer Stammkundschaft gehört, aber sie habe einige Male feststellen können, dass er ihren Stand nicht verachtet habe, und das habe ihr wohl getan. Wenn jener Möbelhändler sagte, er könne deswegen auf marktschreierische Inserate verzichten, weil die Qualität der gelieferten Ware für ihn die Reklame besorge — wenn ein Dorfkäser seinem Lehrling die achtzig Buttermödeli zusammenschmeisst und ihm befiehlt, die Arbeit noch einmal von vorne zu beginnen, weil er beim Nachwägen einige Gramm Untergewicht festgestellt hat —

wenn der kleine alte Flickschneider verschämt erzählt, er habe sich sein Leben lang Mühe gegeben, keinen Zentimeter Tuch zu veruntreuen, dann wäre Paulus der erste, der zu solcher Berufsauffassung und Kaufmannsmoral bravo sagte. So gehört Dienst am Kunden wesentlich zu einem ordentlichen Kaufmannsstand. Hier aber handelt es sich nun nicht um Möbel, Butter, Tuch, Speise und Trank, sondern um den Umgang mit Gottes Wort. Was beim Kaufmann Tüchtigkeit und Tugend ist, das wäre beim Prediger des Wortes Versuchung und Gefahr. Der kluge Kaufmann soll sich nach der Kundschaft richten, soll Rücksicht nehmen und entgegenkommen, soll liefern, was begehrt wird und bestellt ist. Aber eben das soll der Prediger des Wortes Gottes nicht. Er soll nicht Dienst am Kunden treiben wollen, soll nicht verschweigen, was das Stirnrunzeln der Leute und allgemeines Schütteln des Kopfes verursachen kann. Der Prediger soll nicht reden, was ihm den Beifall einer zahlreichen Zuhörerschaft einbringt. Das wäre genau das, was Paulus hier ein «Krämern mit dem Wort Gottes» nennt. Was soll er denn? Er soll «reden in Lauterkeit, aus Gott, vor Gott, in Christo» (17). Reden in Lauterkeit, ohne berechnende Absicht und Rücksicht. Aus Gott soll er reden, aus dem, was Gott, sein Auftraggeber, von ihm erwartet. Vor Gott soll er predigen, Gott ist er Rechenschaft schuldig und nicht dem Publikum. Nicht einen noch so gut gemeinten eigenen Standpunkt soll er verfechten; in Christo soll und darf sein Standort sein. So ist der Pfarrer nicht Diener am Kunden, sondern «*verbi divini minister*», Diener am göttlichen Wort. Es ist das Wort des Gottes, der von sich sagt: «Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege und meine Gedanken denn eure Gedanken.» So unbestechlich ist Gottes Wort, so unabhängig von der Parteien Hass und

Gunst: «Wir sind nicht wie die vielen, die das Wort Gottes verkrämern, sondern in Lauterkeit reden wir, aus Gott, vor Gott, in Christo.»

Es ist tatsächlich ein Fremdwort. Es ist wie es in einem modernen Kirchenlied heisst: «Das Wort hat Gott gesprochen / hinein in diese Zeit. / Es ist hereingebrochen / im Wort die Ewigkeit» (Arno Pötzsch). Sooft die Ewigkeit ihren Mund aufat, hat die Zeit das als Einbruch empfunden, als Angriff, als Einmischung, als grosse Störung. Wer von diesem Wort getroffen und auf dieses Wort verhaftet wird, fängt an, ein Fremdling zu sein, nicht aus Eigenbrötlei, sondern weil Gottes Wort ein Fremdkörper ist. Ur in Chaldäa hört auf, Abrahams Heimat zu sein, vom Tag an, da Gottes Wort an Abraham geschieht. Moses in Ägypten tut gut, den Koffer zu packen, sobald Gott mit ihm redet. Jeremia hat 23 Jahre lang ohne Erfolg gepredigt, als Fremdling in seinem Volk. Ja, als schliesslich das Unfassbare geschah, dass Gottes Wort Fleisch wurde, um hier unter uns zu wohnen, da heisst es: «Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.» So konnte das Wort Gottes, als es durch Christus in die Zeit hereinbrach, nicht anderswo existieren als schliesslich am Kreuz. So fremd ist es. Und es passt sich nicht an. Es bleibt fremd, wie es von Ewigkeit her war, ist und sein wird in alle Ewigkeit. Es lässt sich nichts abmarkten, «bleibt sich selber treu, es kann sich nicht untreu werden» (Karl Barth). So ist es entweder das Wort aus Gott, vor Gott, in Christo, oder es hat aufgehört, Gottes Wort zu sein.

In seinem Buch: «Die Atombombe und die Zukunft des Menschen» stellt der Philosoph Karl Jaspers den gefährlichen Ernst der Lage des heutigen Menschengeschlechtes dar. Die Frage drängt sich ihm auf, was dieser Generation, die da am Rande des Abgrundes angelangt ist, allenfalls noch helfen könnte. In offener Bescheidenheit gibt er zu, dass die Philosophie, das Nachdenken, der blosser Gedanke die

Kraft der Umkehr oder gar der Rettung nicht in sich trägt. Schliesslich kommt er auch auf die christlichen Kirchen zu sprechen. Vom Wort der Bibel her, so stellt er fest, könnte diesem Geschlecht Hilfe kommen; aber, fügt er sofort hinzu, nur, wenn es wirklich das Wort der Bibel sei; nur wenn die Kirche den Mut aufbrächte, die Bibel in ihrer Fremdheit gelten zu lassen, wenn sie bereit sei, resolut auf alle «menschenkennerische Anpassung» zu verzichten, wenn sie mutig riskierte, «dass ihr die Leute davonlaufen». Damit sagt ein Philosoph, der sich selber nicht zu Christus bekennt, sozusagen von aussen durchs Fenster herein, was Paulus von innen her meint: Die Not, der Sündenfall der Kirche besteht darin, dass sie Gottes Wort menschenkennerisch anpasst, anbietet und so eben «verkrämert». In der Art, wie die Kirche mit dem ihr anvertrauten Wort heute umgeht, erinnert sie an die Zeiten des schlimmsten Ablasshandels. Man sieht sich hier als Prediger ganz persönlich auf die Waage gelegt und gefragt, wo wohl das Wort Gottes treuer und wahrhaftiger verkündet werde — da, wo am Sonntagmorgen scharenweise Kirchenpublikum zusammenströmt, um unverbindlich eine Predigt zu geniessen — oder aber dort, wo jener einsame Dorfpfarrer elf lange Jahre hindurch treu und unverdrossen Gottes Wort verkündet hat mit dem Erfolg, dass zuletzt noch durchschnittlich fünf Leute unter seiner Kanzel sitzen. Und so wie wir Prediger, so sind auch unsere Hörer jetzt ganz persönlich vor die Frage gestellt, was sie am Sonntagmorgen in der Kirche suchen, ob sie lediglich denjenigen Kanzelrednern nachlaufen, die es verstehen, Gottes Wort am wohlfeilsten und am schmackhaftesten aufs Brot zu streichen und zu servieren — oder aber, ob sie ohne Unterlass und im Ernst darum beten, dass Gottes Wort in der Kirche «in Lauterkeit, aus Gott, vor Gott, in Christo geredet werde».

Aber, möchten wir da einwenden: Sind wir, wir auf und ihr unter den Kanzeln, damit nicht einfach überfordert? Hält ein normaler, ein durchschnittlich begabter Zeitgenosse den Starkstrom des Himmels ohne Transformation in menschlichen Schwachstrom aus? Wir räumen vielleicht Männern wie einem Apostel Paulus gerne ein, dass sie den Umgang mit dem nackten, unentschärften Wort Gottes aushalten. Aber Apostel sind Viertausender, sind Riesen, neben denen unsereiner sich vorkommen mag wie ein Maulwurfshäufchen. Gehört «unsereiner» eben nicht zwangsläufig zu jenen vielen, die Gottes Wort verkramern müssen? Die Antwort auf diese delikate Frage dürfen wir dem Apostel selber überlassen. Er erzählt hier im Zusammenhang davon, wie er nach Troas kam: tief erschüttert durch die Vorgänge in der Christengemeinde von Korinth. Es sind dort Kräfte am Werk, die gegen Paulus arbeiten. Sie streben nichts Geringeres an, als den Apostel abzusetzen, sie strengen seine Entlassung aus dem Aposteldienst an. Grund: Unfähigkeit. Sie in Korinth «können es», sie sind die vielen, die es schon damals «konnten» und seither «können». Paulus aber «kann» es nicht, will es nicht können, weil da, wo es sich um Gottes Wort handelt, alles Können ein «Kramern» ist. Er hat seinen Mitarbeiter Titus nach Korinth gesandt und hat ihn in Troas erwartet. Und nun ist er nicht eingetroffen. Was bedeutet das? Was ist in Korinth los? In Troas gibt Christus dem Apostel eine offene Tür. Hier könnte er wirken. Solche Gelegenheiten lässt er sich sonst nicht entgehen. Aber er ist so unruhig und in seinem Innersten aufgewühlt, dass er nicht imstand ist, in Troas weiterzuarbeiten, und nach Mazedonien abreist. Da ist nichts von einem Riesen und Viertausender, aber sehr viel Unvermögen und Schwäche. Auch ein Apostel, auch der Begnadete kennt schwache Zustände. Paulus redet offen und ungeschützt von seiner damaligen reduzierten Geistesverfassung: «Ich hatte keine Ruhe in meinem Geist, da ich Titus,

meinen Bruder, nicht fand; sondern ich machte meinen Abschied mit ihnen und fuhr aus nach Mazedonien» (13).

Aber nun tritt etwas völlig Unerwartetes ein. Die Ausleger geben hier ihrer Überraschung Ausdruck. Anstatt sich über sein Unvermögen zu verbreiten, bricht nun der Apostel unvermittelt in einen anbetenden Dankesjubel aus: «Gott aber sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo und offenbart den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten» (14). «Gott aber sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo», so übersetzt Luther. Wörtlich heisst es viel stärker, konkreter: «Gott aber sei gedankt, der uns jederzeit mit Christus im Triumphzug herumführt.» Dabei schwebt ihm das Bild eines antiken Königs vor, der auf dem Schlachtfeld seine Feinde besiegt hat. Man feierte damals den «victory day» so, dass man die geschlagenen Feinde gekettet im Triumphzug durchs Land führte. Nicht Paulus, sondern Christus ist der starke Mann, Christus ist der Sieger und Triumphator. Mit gewaltiger Hand hat Christus den Saulus, der sein Feind und Verfolger war, gefangengenommen und führt nun den Besiegten im Triumph von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, zur Verherrlichung seines Namens. Wenn Paulus auf sich schaut, dann hat er nichts zu rühmen, es sei denn, dass er sich seiner Schwachheit rühme und seiner Ketten. Aber in göttlicher Gefangenschaft darf er frei sein. Er darf jetzt vor allem frei sein von jeder ängstlichen Sorge um Gottes Sache. Der Sieg Christi ist endgültig und unwiderruflich. Paulus braucht jetzt nichts mehr als dabei zu sein, im Triumphzug sich mit herumführen zu lassen. Dass er dabei sein darf, erfüllt ihn mit Dank, mit grenzenlosem Staunen, ja mit Anbetung. Er kann nicht anders, als hier in den Jubel ausbrechen: «Gott aber sei gedankt, der uns jederzeit mit Christus im Triumphzug herumführt» — der *uns* herumführt! Paulus ist nicht der einzige Besiegte; mit ihm zusammen laufen im Triumphzug alle seine Mitarbeiter mit, und darüber hinaus alle, die

an Christus glauben; man traut seinen Ohren kaum, auch wir sind jetzt eingeladen, uns dem Triumphzug Christi anzuschliessen, so wie wir als Kinder mitliefen, wenn die Dorfmusik vom Fest heimkam, wo sie sich im edlen Wettkampf einen Kranz geholt hatte. So sind auch wir jetzt allen Ernstes aufgefordert, einzustimmen in den anbetenden Lobpreis: «Gott aber sei gedankt —!» Aber man beachte: Nicht wir sind die Sieger, nicht wir triumphieren, Christus ist der Triumphator. Wenn wir auf uns schauen, dann gleichen wir eher einem elenden Häuflein von Geschlagenen, die nach verlorenem Krieg müde, wund und ausgebombt vor Schutt und Ruinen stehen. Aber nicht auf uns, mit Paulus zusammen sollen wir ja jetzt von uns weg auf Christus schauen. Bei ihm sein dürfen wir ja, seinen Sieg bezeugen, sein Reich, seine Herrlichkeit und seine Kraft, die in den Schwachen mächtig ist.

Eine Hauptsorge allerdings aber bleibt nun noch übrig. Paulus und seine Mitarbeiter, alle Gläubigen, die mit Christus im Triumphzug mitlaufen, glauben an Christi Sieg. Sie alle sollen von ihrer Schwachheit weg auf Christi Triumph schauen, dürfen einstimmen in den Anbetungshymnus: «Gott aber sei gedankt —.» Aber — und eben dies ist die nun noch verbleibende Sorge — die anderen? die noch nicht oder nicht mehr an Christi Endsieg glauben? die Christus nicht kennen? nicht kennen wollen oder nicht können? Und das ist doch immerhin noch die weitaus überwiegende Mehrheit der auf Erden lebenden Menschen! Diese können nicht von sich weg gläubig auf Christus schauen. Was sie aber immerhin sehen, das sind Christi Anhänger und Mitläufer, seine Gläubigen in ihren Schwachheiten, samt ihren offenbaren Fehlern, ihrem Versagen. Nichts unter der Sonne ist ja naheliegender, als an der Gestalt der Kirche Christi Anstoss zu nehmen. Man vergegenwärtige sich beispielsweise, was das bedeutet, dass mehr als ein Jahrtausend hindurch bei uns die tonan-

gebende Regierungsschicht die Stütze der organisierten Kirche war, und das auch zur Zeit allgemeinen Massenelends. In Nordafrika, im Krieg zwischen einer Nation des christlichen Abendlandes und einem Arabervolk, zählt man bis zur Stunde 700'000 Tote. Die zweihundert Millionen Neger Afrikas machen keinen Unterschied zwischen Christen und Weissen. Wenn sie von uns Weissen reden, dann meinen sie uns Christen, und wenn sie von den Christen etwas wahrnehmen, dann stellen sie sich den weissen Mann vor. In Anbetracht solcher Tatsachen möchte man am Auftrag, der nichtchristlichen Welt heute die Christusbotschaft verkünden zu sollen, glatt verzagen. Gründlicher als das vom christlichen Abendlande aus geschehen ist, kann man den Christennamen in der weiten Welt kaum mehr in Verruf bringen. Über die Grösse dieser Hindernisse und solcher Widerstände, die der Christusbotschaft entgegenstehen, brauchen wir einem Paulus keine Belehrung zu erteilen. Aber seltsam, auch diese Sorge ist dem Gefangenen Christi weggenommen. Jeder ängstliche Eifer liegt ihm fern, ungeduldige Drängerei überlässt er anderen. Über die «Ansprechbarkeit des Menschen des zwanzigsten (oder irgendeines) Jahrhunderts» philosophiert oder psychologisiert ein Paulus nicht. Auf Reklame und marktschreierische Propaganda kann Christus verzichten. Hier folgt nun das ebenso kühne wie geheimnisvolle Wort, in dem der ganze Abschnitt gipfelt, das Wort vom Geruch: «Christus offenbart den Geruch seiner Kenntnis durch uns an allen Orten» (14).

Es gibt nichts, das sich so verborgen, so frei und unwiderstehlich auszubreiten vermag wie ein Geruch. Wer an einem Bauernhof vorbei geht, oder wer bei der Tobler Schokoladefabrik an der Länggasse vorbei kommt, merkt, was da fabriziert wird. Auch wenn alle Fenster und Türen verschlossen sind, und wenn einer blind und taub wäre, er riecht den penetranten Geruch. So geht vom Kreuzes- und

Ostersieger, so geht vom Triumphator ein Wohlgeruch der Erkenntnis aus. Es ist kein Ort denkbar, der sich diesem Wohlgeruch Christi zu verschliessen vermag. Und was das Erstaunlichste ist, «durch uns» will Christus diesen Geruch ausbreiten an allen Orten. «Durch uns»! Paulus meint damit sich und seine Mitarbeiter und alle, die an Christus glauben. Ein alter Ausleger (Albrecht Bengel) sagt hier, so wie man es einem Papier noch lange anrieche, was darin eingewickelt war, so könne man es einem Menschen anriechen, ob er an den Gekreuzigten und Auferstandenen glaube. Es entsteht eine Luft, eine Witterung um solche Menschen herum, die das Wort «in Lauterkeit, aus Gott, vor Gott, in Christo reden». Wer's nicht hört und sieht, der wird riechen. So frei ist das Wort, und, fügen wir gleich hinzu, so frei ist der Heilige Geist. Er «weht wo er will, und du weisst nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt». Der Prediger Salomo hat einmal von etwas total Aussichtslosem gesagt, es sei ein «Haschen nach Wind». So unmöglich es ist, den Wind einzufangen, so über die Massen frei ist der Lauf des Wortes Gottes. Den «Geruch der Erkenntnis Christi» kann man weder einfangen, noch hinaussperren.

Aber auch diese beispiellose Freiheit des Wortes Gottes nimmt Formen an, die uns fremd anmuten. Es ist eben auch das nicht die Freiheit, wie wir sie verstehen und lieben. Eine fremde Freiheit! Der Geruch der Erkenntnis Christi, so führt Paulus aus, wirkt nicht auf jedermann gleich. Es gibt welche, die, wenn sie ihn riechen, glauben und gerettet werden, andere aber, die dann die Nase rümpfen, am liebsten Air Fresh aufstellten, sich verschliessen, nicht glauben und verloren gehen. So wirkt der Geruch der Erkenntnis Christi bei den einen «aus dem Tode zum Tod», den anderen aber ist er «ein Geruch des Lebens zum Leben» (15-16). So sagt der Apostel auch andernorts, das Wort vom Kreuz sei den Griechen eine Torheit, den Juden

ein Ärgernis, uns aber, die wir daran glauben, eine rettende Kraft. Ja, Christus selber sagt von seinem Wort, dass es binde und löse. So befremdlich, so gefährlich frei ist Gottes Wort. So gar nicht hat einer, der diese Botschaft verkündigt, Erfolg oder Misserfolg in seiner Hand. Auch was wir Menschen als Misserfolg in der Verkündigung des Worts anzusehen geneigt sind, ist eine Wirkung dieses freien Wortes. Wir können und sollen in der Tat nicht über es verfügen, mit ihm krämern. Es bindet und löst, wählt und verwirft, rettet und tötet, so wie es Gott gefällt. Gottes Wille aber ist es, dass sein Wort uns löse, erwähle und rette, das heisst, der Geruch der Erkenntnis Christi will ein Wohlgeruch sein. Gott aber sei gedankt, dass wir als schwache Werkzeuge, als Gefangene, mit Christus im Triumphzug mitlaufen dürfen. Gott sei gedankt, dass Christus den Geruch seiner Erkenntnis offenbart durch uns an allen Orten. Gott sei gedankt in alle Ewigkeit.

Der Begnadete

Der Empfehlungsbrief

¹Heben wir denn abermals an, uns selbst zu preisen? Oder bedürfen wir, wie etliche, der Lobebriefe an euch oder Lobebriefe von euch? ²Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen; ³die ihr offenbar geworden seid, dass ihr ein Brief Christi seid, durch unseren Dienst zubereitet, und geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens. ⁴Ein solch Vertrauen aber haben wir durch Christum zu Gott. ⁵Nicht, dass wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken als von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott, ⁶welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. 2. Korinther 3,1-6

«Ihr seid offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, durch unsern Dienst zubereitet und geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes...» (3). Eine erstaunliche Mitteilung! Will sie uns erschrecken? will sie beglücken? oder will sie beglücken und schrecken, beides zugleich? Die Aussage ist jedenfalls so ungeheuerlich, dass man hier genötigt ist, eine ganze Weile still zu werden und sich darauf zu besinnen, was Gott damit sagen will. Man vergegenwärtige sich, dass es Menschen sind wie du und ich, von denen der Apostel hier sagt, sie seien ein vom lebendigen Geist Gottes geschriebener Brief! Die uralte Frage «Was ist der Mensch?» scheint hier eine Antwort zu bekommen. Wenn man an all die jungen Menschen denkt, die heutzutage mit heissem Bemühen sich um den Sinn ihres Daseins quälen und sich fragen müssen «wer bin ich?» — hier ist Antwort: Du bist ein Brief Gottes. Gott will durch dich etwas aussagen, mitteilen. Und wenn wir uns all die alten Menschen vergegenwärtigen, die

sich ebenfalls ihre Gedanken machen darüber, warum sie noch da sein müssen, warum Gott sie nicht längst heimgeholt hat, dann ist das noch einmal eine Antwort, die sich darf hören lassen: Du bist, solange du lebst, ein Brief, eine Mitteilung Gottes. Ein Brief Christi — grossartig, erhebend, ermutigend! eine Aussage über uns Menschen, wie man sie erhabener kaum je zu hören bekam; aber sie ist so gewaltig, dass man daran verzagen könnte. Ist man das, ein Brief Christi? Sehen wir uns das an? Können es unsere Mitmenschen uns ansehen? Vermögen sie ihn zu entziffern, diesen Brief? Merkt man es uns an, dass wir Gottes Geschöpfe sind, aus welcher hohen Werkstatt wir stammen? Oder ist es nicht vielmehr so, dass wir für die Firma, aus der wir hervorgingen, nicht eben eine gute Reklame sind? und dass wir also Gott gescheiter aus dem Spiel liessen? Es gibt grosszügige Geschäftshäuser, die ihrem Fabrikat und Produkt, das sie auf den Markt bringen, einen Zettel beilegen, wenn etwas daran fehlerhaft oder gar verdorben sei, man es zurückschicken möge, es werde einem durch die Firma ersetzt. Wenn uns von unserem Schöpfer ein solcher Zettel beigelegt wäre, sagt an, müssten wir dann nicht alle ausnahmslos «an die Firma zurückgeschickt» werden? So sieht man es uns wahrhaftig nicht an, dass wir ein Brief Gottes sind. Gott weiss, dass wir unserem Urheber Schande bereiten, und dennoch bekennt er sich zu uns; und dennoch erlaubt er uns, ihn unseren Schöpfer zu nennen. Wir müssten begreifen, wenn er uns verleugnete; aber er verleugnet uns nicht. «Ihr seid ein Brief, geschrieben mit dem Geist des lebendigen Gottes.»

Wenn es nun schon allerhand ist, dass Gott sich zu uns bekennt, dann ist es geradezu erstaunlich, dass er es uns sogar schriftlich gibt. Man trifft manchmal etwas seltsame Menschen an, die grundsätzlich nie etwas Schriftliches aus den Händen geben — mündliche, telephonische Abmachungen ja, aber unter keinen Umständen etwas Schriftli-

ches! Derjenige, der uns erschaffen hat, bekennt sich schriftlich zu uns. Ein Doppeltes hat er uns schriftlich gegeben: Einmal, dass er unser Gott ist, und dann, dass wir uns benehmen sollen, wie es sich für Gottesgeschöpfe geziemt, Angebot und Forderung. In seinem Schriftlichen, das er uns gegeben hat, steht obenan: «Ich bin der Herr, dein Gott», drauf allerdings folgen jene zehn denkwürdigen Sätze, die wie Hammerschlag auf Hammerschlag uns mahnen: «Du sollst — du sollst nicht —.» Und damit wir es lesen können, damit die Sonne es nicht bleicht, der Wind es nicht verweht, der Regen es nicht verwittert, hat er es in Stein hauen lassen, in zwei steinerne Tafeln, und dann — «nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens...» (3). Wer das Schriftliche, das Gott uns zunächst auf steinerne Tafeln gegeben hat, zur Kenntnis nimmt, dem passiert etwas Seltsames, er wird nämlich bald einmal innerwerden, dass er seinen Schuldbrief liest, ja sein Todesurteil. Die Zehn Gebote sind unser Todesurteil, und wir können uns nicht einmal dagegen beschweren, haben wir doch nichts anderes verdient. Das ist zunächst das Schriftliche, das Gesetz, das ist «der Buchstabe, der tötet» (6). Es wäre nicht gut, wenn das alles wäre, was Gott geschrieben, wenn das der ganze Brief wäre.

Aber nun hat Gott ein Zweites geschrieben. Paulus schreibt einmal an eine seiner Gemeinden, den Kolossern, von einer «Handschrift, die wider uns war». Eine Schrift, die gegen uns ist, was mag das sein? Unser ganzes sündhaftes Leben ist diese Handschrift; wir sind leider kein unbeschriebenes, sondern ein sehr beschriebenes Blatt. Was wir Gott und den Menschen schuldig geblieben sind, ist darauf geschrieben. Das wäre genug schon nach einem Lebenstag; aber nun steht auf dieser Handschrift all unser Tun und Unterlassen nicht nur eines Jahres, Jahrzehntes, sondern unseres ganzen langen Lebens. Was alles auf diesem Blatt stehen mag! So

ist «die Handschrift, die wider uns ist», schlicht unser Leben. Aber nun teilt Paulus ja den Kolossern mit, Gott habe diese schreckliche Handschrift ausgetilgt, zerrissen, habe unseren Lebens-Schuldbrief ans Kreuz geheftet. Da, am Kreuz, da sind wir nun tatsächlich und wahrhaftig von unserer «Firma ausgewechselt und zurückerstattet» worden. Wie in einem reellen Geschäftshaus geht es in Gottes Haushalt zu: Er zerreisst den Schuldbrief, aber er deckt ihn, löst ihn ab, bezahlt dafür am Kreuz. Fast juristisch exakt wird da unser Schuldbrief gegen ein Guthaben ausgewechselt. Am Kreuz wird unser Todesurteil zur Lebensurkunde. An das nämlich, was da am Kreuz geschehen ist, denkt Paulus, wenn er die ungeheure Kühnheit hat, uns einen Gottesbrief zu nennen: «Ein solch Vertrauen haben wir durch Christus zu Gott» (4). Der Gottesbrief ist «ein Brief Christi», Christus hat ihn geschrieben.

Und dieser Freiheitsbrief, diese Lebensurkunde, das ist nun das Neue Testament, von dem Paulus hier den Korinthern mitteilt, Gott habe ihn «tüchtig gemacht, das Amt zu führen des Neuen Testaments» (6). Dieses Schriftstück hat Gott nicht nur mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben, mit dem Blut seines Sohnes. Und diesmal hat es Gott nicht in steinerne Tafeln verewigt, sondern mit der Flammenschrift des Heiligen Geistes hat er es in unsere Herzen geätzt. Auf die Herzen hat Gott es abgesehen. Es kommt einem da törichterweise ein altes Liebeslied aus jener Zeit in den Sinn, da man es noch wagte, Gefühle zu haben: «Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein, / Ich grub' es gern in jeden Kieselstein, / Ich möcht' es sä'n auf jedes frische Beet / Mit Kressen Samen, der es schnell verrät. / Auf jeden weissen Zettel möcht' ich schreiben: / Dein ist mein Herz, / Und soll es ewig bleiben.» Gott ist kein Verliebter, aber er ist der Liebende. Er geht in seiner Liebe so weit, dass er seinen Sohn aufopfert, um uns aus unserem Schuld- und Todes-Verhängnis zu erlösen, so weit, dass er den Heiligen

Geist ausgiessen will über alles Fleisch, in alle Herzen der Menschen. Seinen heiligen und barmherzigen Liebesbrief, den möchte Gott nun nicht nur auf weisse Zettel schreiben, in alle Rinden ritzen und auf jeden Kieselstein ätzen, sondern in unsere Menschenherzen eingraben. So ist der Brief Gottes, der wir sind, der Brief Jesu Christi: «Ihr seid offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, nicht geschrieben mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens.(3)»

Hinter dieser ungeheuren Aussage stehen nun einige ganz bestimmte Vorgänge. Es ist auch hier wie immer in der Bibel, sie redet nicht theoretisch, nicht abstrakt. Gott redet in konkrete Situationen hinein. Das Wort vom Brief Christi ist nämlich nicht an irgendwelche beliebige Menschen, sondern an die Christen in Korinth gerichtet. In Korinth, wir wissen es, müssen es uns aber doch kurz vergegenwärtigen, gibt es einige, die sich eines gewissen Anhangs erfreuen, die den Apostel, aus welchen Gründen wird nie ganz durchsichtig, nicht mögen. Diese sprechen dem Paulus die Vollmacht und die Würde eines Apostels ab; grob gesagt, stellen sie ihn als Schwindler dar, als falschen Apostel. Und nun ist bekannt, dass es damals ums Mittelmeer herum tatsächlich von solch angemasteten Aposteln wimmelte. Wanderprediger und Strassenphilosophen, die von Gemeinde zu Gemeinde ziehen und dort ihre Botschaft an Mann bringen. Diese Wanderapostel sind zu einer regelrechten Landplage und Gefahr geworden, so dass die Christenheit anfangen musste, auf Schutzmassnahmen zu sinnen. Eine solche Schutzbestimmung bestand darin, dass ein fahrender Apostel, wenn er zum erstenmal in einer Gemeinde auftrat, einen Ausweis von einer in christlichen Kreisen allgemein bekannten Person oder von einer eben verlassenen Christengemeinde vorweisen musste, bevor er die Erlaubnis zum Predigen und zum Lehren erhielt. Auf

diese «Lobebriefe» spielt Paulus hier an (1). «Bedürfen wir, wie etliche, der Lobebriefe an euch oder Lobebriefe von euch?» Es gab, wie wir sehen, schon damals in der Christengemeinde Ämter. Das erste, vornehmste, weil grundlegende, war das Apostelamt. Das waren die zwölf Urapostel plus Paulus als Dreizehnter. Wer ein Augenzeuge des Auferstandenen war, von ihm persönlich erwählt, der war ein rechter Apostel. Daneben gab es damals schon Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer. Und nun nennen jene Gegner des Paulus in Korinth, wir werden ihnen noch oft begegnen, den Paulus einen falschen Apostel. Sie behaupten, er habe sich die apostolische Vollmacht unrechtmässig angemasst. Man vergegenwärtige sich einen Augenblick, was es bedeuten würde, wenn sie recht hätten. Von den 27 Schriften des Neuen Testaments tragen nicht weniger als deren 13 den Namen des Paulus als Verfasser. Das Neue Testament und damit unser ganzes Verkündigen und Lehren, das sich ja auch auf die Briefe des Paulus stützt, wäre damit in Frage gestellt.

Auf diesen massiven Angriff auf seine Apostelwürde reagiert Paulus mit überlegener Ruhe. Er sagt, dass es tatsächlich Leute gibt (er meint jene Gegner), die auf «Lobebriefe» angewiesen sind, er aber, Paulus, bedürfe dessen nicht, am allerwenigsten von Seiten der Korinther. Sie, sie selber sind schon sein Empfehlungsbrief: «Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen» (2). Es gäbe übrigens gar keine Gemeinde in Korinth, wenn Paulus nicht vom Auferstandenen die Vollmacht erhalten hätte, dort eine Gemeinde zu gründen. Diese Gemeinde verdankt ja zunächst ihre Existenz ihm, dem Apostel, der ihr Begründer, ihr Vater ist. Wollte ein Kind von seinem Vater einen Ausweis verlangen? Das wäre ja toll! «Ihr seid unser (mein und meiner Mitarbeiter) Empfehlungsbrief.» Nicht etwa, dass Paulus sich deswegen brüsten und herausstreichen

wollte. Gründerehrgeiz liegt ihm fern und auf menschliche Lorbeeren ist er nicht angewiesen. Er kann und will sich keiner menschlichen Vorzüge rühmen: «Nicht, dass wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken als von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott, welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des neuen Testaments» (5-6). Paulus ist, weil er nicht auf eigene Fähigkeit und Leistung baut, dankbar erstaunt darüber, dass es Christus gefallen hat, durch ihn in Korinth Menschen zur Freiheit zu rufen. Dass in Korinth, ausgerechnet in Korinth, eine Gemeinde entstehen durfte, ist ein reines Gnadenwunder. Der Apostel spielt hier darauf an, wie er dran war, als er damals zum erstenmal nach Korinth kam. Er war damals reduziert, alles andere als tüchtig, wir würden heute sagen, nahe einem Nervenzusammenbruch, müde und abgekämpft, verzagt und mutlos; er war so «untüchtig», dass Christus persönlich eingreifen und ihm in der Nacht begegnen musste: «Fürchte dich nicht, Paulus, denn ich bin mit dir. Es soll sich niemand unterstehen, dir zu schaden. Rede, und schweige nicht. Ich habe ein grosses Volk in dieser Stadt» (Apostelgesch. 18). Korinth hatte damals im Mittelmeerraum einen beschädigten Ruf und war sehr übel beleumdet. Und nun gefällt es Christus, in diesem Sodom und Gomorra des Neuen Testaments eine Gemeinde zu gründen, ein grosses Volk zu haben und dazu den Apostel Paulus zu verwenden! Paulus durfte in Korinth einer Anzahl Menschen bezeugen: Ihr wäret tot und seid lebendig geworden, ihr wäret verloren und seid gefunden worden! Ihr trüget das Todesurteil auf euch, seht, hier ist die Lebensurkunde. «Ihr seid ein Brief Christi —.» So ist Paulus, der selber Begnadete, der Gründer einer Gemeinde von Begnadeten geworden!

Und nun gilt es noch einen letzten Schritt zu wagen: Wie steht es denn mit uns, die wir auch das Evangelium verkünden? Mit unserer Beglaubigung? Mit unserem Fähig-

keitsausweis? mit unserer Legitimation? Apostel sind wir nicht. Apostel im eigentlichen Sinn der «Zwölfe» gibt es seit dem Tod der Urapostel keine mehr. Paulus hat ausdrücklich gesagt, er sei der letzte. Aber es gibt Evangelisten, Hirten, Propheten und Lehrer. Als solche dürfen wir den Dienst tun. Aus welcher Vollmacht tun wir das? Welchen Ausweis haben wir vorzulegen? Wir haben unseren Schulsack, den wir uns anschnallen konnten, weil unsere Eltern die Mittel hatten, uns 18 Jahre in die Schule zu schicken. Wir haben unsere Abschlussexamen, unsere Konsekrationsurkunde. Lauter menschliche Bescheinigungen, dass wir zum Predigen befugt und berechtigt sind. Aber menschliche Ausweise sind noch nicht göttliche Vollmachten. Wie steht es um unsere göttliche Beglaubigung? Wir stellen fest, dass wir als evangelische Diener am Wort total ungesichert und ungeschützt dastehen, jeder und jede kann kommen, uns anfechten und sagen: Du bist ein falscher Prediger. Nicht klein ist bei solcher Ungeschützt-heit die Versuchung, jene Christenbrüder zu beneiden, die den unverletzlichen Schuppenpanzer einer Priesterweihe um sich tragen, und den Schild des Bischofs über sich, und das Schutzdach des Papstes, jene, die in ihren Ämtern und Würden wie in einem geistlichen Bunker geborgen und gesichert sind. Wir aber stehen wie Hergelaufene und Hereingeschneite da, angetan mit nichts als unserem Gewändchen, ungeschützt wie der Apostel Paulus vor den korinthischen Gegnern war, denen gegenüber er sich im ganzen Zweiten Korintherbrief nie mit einer Silbe auf irgendeine sichernde Einrichtung beruft. Wir sollen offenbar keine Sicherung und keinen institutionellen Schutz begehren, sollen getrost ungeschützt sein. Unser einziger Ausweis ist derjenige, den auch Paulus hat und auf den er sich beruft, der Ausweis des Heiligen Geistes. Soweit es dem Heiligen Geist gefällt, kann er unsere törichte Predigt benutzen, um verlorenen Menschen zu bezeugen, dass sie

gerettet sind. Dass ihr Todesurteil in eine Lebensurkunde umgewandelt ist. Dieser Erweis des Geistes und der Kraft soll uns genügen. Damit sind wir an jenen vorpfingstlichen Ort der Armut und der Erwartung gestellt, wo man nichts Dringlicheres tun kann als um den Heiligen Geist beten. Wir bitten für euch, tut es auch für uns. Komm, treuer, Heiliger Geist, bezeuge du selber es uns, dass wir ein Brief Gottes, ein Brief Christi sind. Gib uns die Freudigkeit, nichts sein zu wollen als — Begnadete.

Die weggenommene Decke

⁷ So aber das Amt, das durch die Buchstaben tötet und in die Steine gebildet war, Klarheit hatte, also dass die Kinder Israel nicht konnten ansehen das Angesicht Mose's um der Klarheit willen seines Angesichtes, die doch aufhört, ⁸ wie sollte nicht viel mehr das Amt, das den Geist gibt, Klarheit haben! ⁹ Denn so das Amt, das die Verdammnis predigt, Klarheit hat, wie viel mehr hat das Amt, das die Gerechtigkeit predigt, überschwengliche Klarheit. ¹⁰ Denn auch jenes Teil, das verklärt war, ist nicht für Klarheit zu achten gegen diese überschwengliche Klarheit. ¹¹ Denn so das Klarheit hatte, das da aufhört, wie viel mehr wird das Klarheit haben, das da bleibt.

¹² Dieweil wir nun solche Hoffnung haben, sind wir voll grosser Freudigkeit ¹³ und tun nicht wie Mose, der die Decke vor sein Angesicht hing, dass die Kinder Israel nicht ansehen konnten das Ende des, das aufhört; ¹⁴ sondern ihre Sinne sind verstockt. Denn bis auf den heutigen Tag bleibt diese Decke unaufgedeckt über dem alten Testament, wenn sie es lesen, welche in Christo aufhört; ¹⁵ aber bis auf den heutigen Tag, wenn Mose gelesen wird, hängt die Decke vor ihrem Herzen. ¹⁶ Wenn es aber sich bekehrte zu dem Herrn, so würde die Decke abgetan. ¹⁷ Denn der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. ¹⁸ Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, und wir werden verklärt in dasselbe Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geist ist.

¹ Darum, dieweil wir ein solch Amt haben, wie uns denn Barmherzigkeit widerfahren ist, so werden wir nicht müde, ² sondern meiden auch heimliche Schande und gehen nicht mit Schalkheit um, fälschen auch nicht Gottes Wort; sondern mit Offenbarung der Wahrheit beweisen wir uns wohl an aller Menschen Gewissen vor Gott. ³ Ist nun unser Evangelium verdeckt, so ist's in denen, die verloren werden, verdeckt; ⁴ bei welchen der Gott dieser Welt der Ungläubigen Sinn verblindet hat,

dass sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums von der Klarheit Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes. ⁵Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, dass er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen. ⁶Denn Gott, der da hiess das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. 2. Korinther 3,7 - 4,6

«... da ist Freiheit.» Die Freiheit ist da; das ist die Mitteilung, das Wort dieser Morgenstunde. Wo Gott ist, wo Christus ist, wo der Heilige Geist ist — es kann nicht fehlen —, da ist sie, die Freiheit. Es fällt auf, und manch ein Zeitgenosse mag das als Mangel empfinden, dass dabei jede geographische Ortsangabe fehlt: Ob sie im Westen sei, in der «freien Welt», ob sie «in der geknechteten Welt», im Osten, nicht sei, wie es im Süden und im Norden um die Freiheit bestellt ist, das alles bleibt zunächst dahingestellt; mit Bestimmtheit aber wird hier das Eine gesagt: «Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit» (3,17).

Aber wo ist der Geist des Herrn? *Ist* er bei uns? Und wenn er nicht bei uns ist? Dann sind wir jetzt beisammen, um sein Kommen zu erbitten. Und das wollen wir mit ganzem Herzen tun, damit er merkt, dass wir es ernst meinen; dass wir nicht etwa heimlich Angst haben vor ihm und vor den Veränderungen, die dann eintreten, wenn der Geist weht; dass wir also nicht nur tun als ob und dabei heimlich hoffen, er möchte lieber nicht wehen! Nein, wir wollen ernstlich um sein Kommen bitten, denn es geht um Grosses, es geht um die Freiheit: «Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.»

Aber was rufen wir auf zur Bitte um den Geist! Auch um ihn bitten, ernstlich bitten, können wir ja nicht, bevor er selber da ist. Schon die Bitte um den Heiligen Geist ist wie

alles Gebet ein Unternehmen, das nur er, der Geist selber, zustande bringt. Wir sind tatsächlich drauf angewiesen, dass es wahr ist, was Christus sagt, der Vater im Himmel wisse, wessen wir bedürfen, noch ehe wir ihn darum bitten. Es ist übrigens in der vergangenen Woche ernstlich darum gebeten worden, dass der Heilige Geist heute, jetzt in dieser Stunde, zugegen sei. Wir haben kein Recht, daran zu zweifeln, dass diese Bitte einer Anzahl von Gemeindegliedern erhört wurde. So dürfen wir mit der Gegenwart des Geistes rechnen. Das ist gut. So vertrauen wir nun einfach darauf, dass der Vater im Himmel heute früher aufgestanden ist als wir alle, dass Christus tatsächlich der Anfänger und der Vollender ist, dass der Heilige Geist schon da war und uns erwartete, als wir kamen: «Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.»

Wenn Paulus mit dem Kommen des Heiligen Geistes rechnet, was bestimmt der Fall ist, dann ist ihm das freilich alles andere als selbstverständlich. Der Geist des Herrn könnte tatsächlich auch *nicht* da sein. Der Apostel hat hier unverkennbar Zeiten vor Augen, da es noch anders war, Veränderungen, die dann eingetreten sind, bestimmte Ereignisse, auf die er, wenn er vom Heiligen Geist redet, zurückschaut. Ja er nennt sogar Namen, die mit jenen Ereignissen im Zusammenhang stehen: Moses wird erwähnt. Paulus vergegenwärtigt sich, wie das jeweils zugeing, wenn der Himmel damals, zur Zeit des Moses, mit der Erde Kontakt nahm, wenn Gott damals mit den Menschen verkehrte. Wenn der Knecht Moses, so erzählt das zweite Mosesbuch, jeweils lange vor Gott gestanden sei und sich dann den Menschen wieder zugewendet habe, dann sei etwas auf seinem Gesicht zurückgeblieben, dessen Anblick für die Menschen unerträglich gewesen sei, etwas wie ein überirdischer Glanz, ein Abglanz der ewigen Herrlichkeit. Ein heutiger Moses würde den Leuten in solchem Fall wohl das Tragen von Schutzbrillen empfeh-

len; damals habe Moses sich anders geholfen. Er habe, wenn er sich jeweilen in Ausübung seines Mittlerdienstes den Leuten zugewendet habe, eine Decke über sein Gesicht gezogen. Wenn dann nach und nach die Intensität des himmlischen Lichtglanzes auf seinem Gesicht nachgelassen habe, sei die Abschirmung durch die Schutzdecke nicht mehr nötig gewesen. Diese Decke auf dem Angesicht des Moses beschäftigt hier den Apostel sehr. Unterdessen, so fährt er fort, ist ein anderer Mittler gekommen als Moses. Die Moseszeit ist vorüber, es ist jetzt Christuszeit. Christus stellt jetzt den Kontakt zwischen Himmel und Erde her. Wenn aber schon von Moses, der doch «die Verdammnis predigt», ein derart starker Glanz ausging, von welcher unvorstellbarer Herrlichkeit muss erst der Glanz sein, der von Christus ausgeht! Aber, fährt der Apostel fort, Israel sehe diesen ganz anders herrlichen Christusglanz nicht. Israel habe bis zum heutigen Tag, wenn es Moses liest, gleichsam eine Decke vor den Augen, ja nicht nur vor den Augen, sondern vor den Herzen, so dass Israel nicht merkt, dass ja Moses auf Christus hinweist. Und doch ist nun nicht nur ein Widerschein der Ewigkeit auf dem Angesicht Christi, sondern Christus ist geradezu Gottes wahrhaftiges Ebenbild: «Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit.» Aber Israel sieht diese Herrlichkeit nicht, Verblendung, Verstockung, die Decke liegt auf Gottes Volk (3,12-16). Aber wahrlich nicht nur auf den Juden liegt sie, die Decke der Verstockung! Nicht nur Israel hat «ein Brett vor dem Kopf». Es gibt auch neben Israel Leute genug, die nicht an Christus glauben, denen «der Gott dieser Welt», das ist der Teufel, den Blick auf Christus verdeckt, so, «dass sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums von der Klarheit Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes» (4,3-4). Aber ob wir, Juden und Heiden oder Namenchristen oder Abgefallene, ihn sehen oder die Decke noch vor Augen haben —

Gott ist da, Christus ist erschienen, der Heilige Geist ist ausgegossen und wirkt das Wunder, dass die Decke beseitigt wird und wir Christus erkennen: «Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.»

Drei Überlegungen sollen uns nun konkret verdeutlichen, was mit der Freiheit hier gemeint ist.

Erstens. Paulus sagt: «Wir tun nicht wie Moses tat» (3,13). Was tat dieser denn? Was wäre ein «Tun wie Moses», von dem sich der Apostel hier distanziert? Moses ist der Gottesknecht, der sagt, was man tun und was man lassen soll, Moses fordert. Gewiss, er tut das im Namen und Auftrag Gottes. Das ist der Glanz und die Grenze seines Dienstes. Und es ist nötig, es muss sein, dass wir wissen, woran wir mit Gott sind, was sein Wille, was Gottes Gebot ist. «Das Gesetz ist heilig, recht und gut.» Aber es kann uns nicht geben, was nur Christus zu geben vermag, es kann nicht retten und befreien. Moses ist eine göttliche Minimalhilfe. Er ist ein Provisorium auf Christus hin. Und nun ist es höchst merkwürdig, ja geradezu verdächtig, welche grosser Beliebtheit sich gerade Moses, der Mann des Gesetzes, unter den Leuten erfreut. Wir Menschen tun lieber, wie Moses tat, als dass wir uns durch Christus befreien lassen. Die Redensart «me sollte», man sollte, ist international und beliebt. Wo zwei beim Bier oder beim Kaffee sitzen, da dreht sich ihr Gespräch darum, was man sollte. Interessant ist dabei, dass es bekanntlich jeweilen die anderen sind, die sollten. Wo Junge sich treffen, da — sollten die Alten, und wo Alte zusammensitzen, da — sollten die Jungen. Und die Frauen sollten, und die Männer sollten, die Automobilisten sollten und die Fussgänger sollten, und die Russen sollten, und die Amerikaner sollten und der Bundesrat sollte, und schliesslich fehlt nur, dass auch noch der liebe Gott — sollte. So sind wir ein Klub von solchen, die sollten. Und dabei geschieht bekanntlich nichts. Man sollte, «me sollte», führt nirgends hin. —

Daneben gibt es gewiss auch Zeitgenossen, die mit mehr Ernst tun, was Moses tat, die Forderungen aufstellen, und zwar nicht wohlfeil für die anderen, sondern für sich selber. Es gibt in Anbetracht der Arglist und der immer deutlicher sichtbar werdenden Gefahren der Zeit manch ernsthafte Anregungen, dem verderblichen Lauf der Dinge in die Speichen zu greifen. Denken wir nur an die vielfach verzweigten Bemühungen um eine Hebung der Volksgesundheit, an den Kampf gegen die Auswüchse der Technik, an die Bestrebungen zur friedlichen Verwendung der Atomenergie und gegen die atomare Weiteraufrüstung der Völker, an den Kampf gegen den Welthunger, an die Hilfe für die «unterentwickelten» Völker. So ist die Zahl derer, die irgendwo an der Front des guten Willens im Einsatz stehen, grösser als man meint und weiss. Aber gerade wer die äusserste Dringlichkeit solcher Unternehmungen erkennt und bereit ist zum persönlichen Opfer, ist sich schmerzlich genug bewusst, wie winzig all diese Tröpflein sind und wie heiss der Stein. So trifft man jetzt gerade bei denen, die guten Willens sind, in Anbetracht der Wucht der negativen Kräfte eine wachsende Müdigkeit, die zur gefährlichen Resignation werden kann. «Tun wie Moses tat», das Gesetz, auch das ernst genommene, führt nicht zum Ziel und ist nicht unsere Rettung. Helfen tut nicht die Forderung, sondern nur die Verwirklichung. «Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.» Es ist das vornehmste Werk des Heiligen Geistes, dass er uns Christus zeigt und bezeugt, dass er die Decke von unseren Augen und Herzen nimmt, dass er den Kontakt mit den Lebenskräften Christi herstellt. Den Anschluss an Christus bekommen aber heisst, an ein Kraftwerk der Rettung angeschlossen werden, das restlos unerschöpflich ist, unbegrenzt leistungsfähig. Dieser Christus, den uns der Heilige Geist bezeugt, hat genug Liebe, genug für alle 2,8 Milliarden Menschen (vor 1960), genug Liebe für die Über- und für die Unterentwi-

ckelten. Liebe allein macht frei. Liebe, die dem Bruder hilft, ist eine bessere Landesverteidigung als Maschinenpistole, Pferd, Tank, Düsenjäger und Abschussrampe. Milliarden, die zur Linderung der Weltnot ausgegeben werden, sind bessere Friedensarbeit als Milliarden, die wir zur Herstellung von Wehr und Waffen opfern. Die beste Freiheit ist die der Nächstenliebe. Und nun hat eben Christus rettende Nächstenliebe, und zwar nicht als Forderung, wie Moses tat, sondern als Wirklichkeit. Wo Christus ist, da hat die Nächstenliebe schon begonnen, da ist die Liebe schon am Werk, da steht die Liebe gleichsam schon in Kraft. Darum «tun wir nicht, wie Moses tat», sondern verkündigen Christus. Darum bitten wir Gott um die Ausgiessung des Geistes, der uns von Christus die Decke entfernt, der uns Christus ins Blickfeld und in die Mitte rückt, der uns das Brett vom Kopf wegnimmt. Vom «Ange-sicht Christi» kommt jener «helle Schein», der Menschenherzen erleuchtet und erwärmt. Ja Christus, das Ebenbild Gottes, will sich in uns spiegeln. Spiegel dürfen wir werden, in denen die Leute das Bild Christi sehen. Unmittelbar vorher vernehmen wir, wir seien ein Brief Christi, hier sagt der Apostel noch viel kühner, wir seien Christi Spiegel, ja das gewaltige Wort «Verwandlung» darf hier fallen: «Wir werden verwandelt in dasselbe Bild, von einer Herrlichkeit zur anderen» (3,18). Veränderung, Verwandlung, Umgestaltung will ausgehen von diesem Bild. Solche Freiheit schenkt der Geist, indem er uns die Liebe Christi erschliesst: «Wo aber der Geist Gottes ist, da ist Freiheit.»

Eine zweite Überlegung. Es ist bezeichnenderweise eine unserer bekannten Zeitkrankheiten, mit der wir uns jetzt einen Augenblick befassen müssen. Einer, der die heutigen Menschen gut kennt, äusserte sich kürzlich in beachtenswerter Weise über die so genannte Managerkrankheit, das Leiden der Vielbeschäftigten, die im besten Alter unerwar-

tet zusammenklappen. Natürlich seien die Überstunden in alle Nacht hinein eine der Ursachen, natürlich auch das räumliche und zeitliche Übermarchen im Gebrauch des Autos, die Pausenlosigkeit, in der man sowohl das Arbeits- wie auch das Vergnügungsprogramm abwickelt. Vor allem anderen aber sei hinzuweisen auf jene «eigentümliche seelische Einrichtung, die man von alters her Gewissen nennt». Wenn man dauernd sein Gewissen überlastet, dauernd gegen sein Gewissen lebt, dauernd meint, nicht darauf achten zu müssen, oder sich gar einredet, man habe gar keins, dieser Verstoß gegen das Gewissen ruiniere langsam, aber sicher den ganzen Menschen, zunächst noch nicht seine Fassade, nicht sein äusseres Aussehen, wohl aber den Menschen von zuinnerst her. Aber, möchte man da einwenden: «Kann man denn anders, hat man denn eine andere Wahl als eben ein dauernd, ein chronisch schlechtes Gewissen haben?» — Wenn man bedenkt, was schon durch einen einzigen Arbeitstag, durch eine einzige Vergnügungsnacht auf ein Gewissen fallen kann? Gibt es einen Weg, nicht gegen sein Gewissen leben zu müssen? Es gibt tatsächlich einen, der gut und sauber ist, nur einen, dieser Weg ist Christus. Christus allein vermag unser belastetes Gewissen auf saubere, auf reelle Weise zu entlasten. Ohne Christus hätte Albert Schweitzer recht, wenn er einmal sich äussert, «das gute Gewissen sei eine Erfindung des Teufels». Wer sich von Christus entlasten und in Pflicht nehmen lässt, der ist recht frei. Frei ist der Begnadete. Der Heilige Geist aber will und kann uns diesen Christus zeigen, will uns das Angesicht Christi am Kreuz aufleuchten lassen, will und kann unserem belasteten Gewissen bezeugen, dass dort am Kreuz die Gerechtigkeit ist, weil dort Sühne vollbracht wird. Deine Sünde hängt dort am Kreuz. Nimm das an und sei dein Leben lang deinem Retter verpflichtet. Sei ein Begnadeter. Einen anderen sauberen Weg, das schlechte Gewissen loszuwerden, gibt es nicht.

Der helle Schein, der vom «Angesicht Jesu Christi in unser Herz hinein leuchtet», der macht das kranke Gewissen gesund.

Es hat mir letzthin ein Spitalpatient, der schon lange Zeit eine Wunde trägt, die nicht heilen will, erzählt, man habe ihn an diesen schönen Frühlingstagen einige Male für kurze Zeit auf die Veranda hinaus disloziert und die wunden Stellen der Sonne freigelegt. So erhoffe man etwas heilkräftige Hilfe von der Sonne her. Christus ist heller als die Sonne. An Christus will nicht nur die Haut, nicht allein das Fleisch — an Christus will der Schaden in der Tiefe, will der Mensch von der Seele aus gesund werden. So gibt es tatsächlich eine gute Möglichkeit, zu einem getrösteten Gewissen zu gelangen, und das ist der Weg des Glaubens an Christus. Nicht der Weg des Gesetzes, sondern der Gnade, nicht der Mosesweg, sondern der Christusweg. Wo der Heilige Geist die Decke von Christi Angesicht nimmt, da ist Freiheit. Denn auf gute Art seine Schuld loswerden, das ist Freiheit. Es ist das Datum der Befreiung, wenn der Heilige Geist die Decke entfernt, das Angesicht Christi freilegt und aufleuchten lässt, so dass in Kraft tritt, was Paulus sagt: «Gott hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, dass durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.»

Und dann eine dritte Überlegung. Sie betrifft, nicht ausschliesslich zwar, aber immerhin vorab, die Jugend. Sie und ihre besonderen Nöte gehen einem Tag und Nacht nach. All diese mannigfachen Jugendnöte, so will uns scheinen, haben ihre Quelle in der einen Not: Das ist der Hoffnungsmangel, um nicht gar zu sagen die Hoffnungslosigkeit. Ohne Hoffnung kann der Mensch, gar der junge Mensch, nicht leben. Ich erinnere mich an einen kleinen Beamten, der sein halbes Leben lang an dem litt, was man einen verfehlten Beruf nennt. Vom Lande stammend, war

es vor allem die Tätigkeit im eingeschlossenen Raum, die ihn bis zum ersehnten Tag seiner Pensionierung bedrückte. Es sei, wie er sich äusserte, von Anfang an der «gefangene Blick» gewesen, der ihn, wenn ihm nicht wenigstens ein Flecklein blauen Himmels vom Bürofenster aus geblieben wäre, bestimmt vorzeitig krank gemacht hätte. Es will mir oft scheinen, der «gefangene Blick» sei die eigentliche Not unserer lieben Jugend. Ob bewusst oder unbewusst, daran leidet sie ernstlich, dass ihr der Horizont verhängt ist, dass sie keine Aussicht und keine Durchsicht hat, keine Hoffnung und kein Fernziel. Ein Mensch, und zumal ein junger, kann doch nicht ohne Hoffnung leben! Hoffnung ist Sauerstoff. Und nun will uns der Heilige Geist die Decke wegnehmen, uns das Angesicht Christi aufleuchten lassen. Die Moseszeit ist vorbei, die Christuszeit ist angebrochen. Wir sind eingeladen, Begnadete zu sein. Ausgegossen ist der Heilige Geist. Und das herrliche Werk des Geistes ist, dass er uns Christus offenbart. Das heisst, er nimmt uns die Decke weg, die uns die Sicht auf Christus raubt. Aber die Decke ist weg, nun «spiegelt sich in uns des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, und wir werden verwandelt in dasselbe Bild von einer Herrlichkeit zur anderen». Auf Christus schauen heisst, hindurchschauen durch jeden noch so verhängten Horizont, hindurchschauen durch jede noch so undurchsichtige Nebeldecke, hindurchschauen sogar durch jenen Vorhang, der Zeit und Ewigkeit trennt. Wem durch den Geist die Sicht auf Christi Angesicht freigelegt ist, der hat ein Ziel, und zwar nicht nur das kleine Nahziel eines vergänglichlichen Daseins, sondern das eine Fernziel, das alle Horizonte dieser kleinen Erde und alle Weiten der Welträume durchstösst. So legt der Heilige Geist dadurch, dass er das Bild Christi aufdeckt, den «gefangenen Blick» frei und gibt Hoffnung: «Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.»

So ist da, wo der Geist des Herrn ist, Freiheit, so nämlich, es kann nicht oft genug wiederholt werden, dass er die Decke durchstösst und das Bild Christi sichtbar werden lässt. Und wo dieses aufleuchtet, da ist *Liebe*, jene Liebe, die den toten Punkt, das blossе Gesetz, überwindet; und da ist *Glaube* an Christus, der am Kreuz die Last unserer Gewissen trägt; und da ist *Hoffnung*, die uns den verhängten Horizont öffnet, das Ziel zeigt und den schmalen Weg unserer Pilgerreise gehen lässt. Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich an einen Spruch, den man auf Leinwand brodiert, in den niederen Stuben unserer Dorfbewohner hängen sah; er hiess: «Wo Glaube da Liebe, wo Liebe da Hoffnung, wo Hoffnung da Gott.» So einfach und hilfreich ist die Botschaft des gelesenen Apostelwortes: Wo man nicht liebt, nicht glaubt und nicht hofft, da ist nicht Freiheit, auch in der «freien Welt» nicht. Wo man aber glaubt, hofft und liebt, und wenn es tausend Kilometer hinterm Eisernen Vorhang wäre, da hat Freiheit begonnen. Denn wo Gott, wo Christus, wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Der Geist aber weht, wo er will, in Ost und West, im Süden und im Norden. Der treue Heilige Geist wird nicht ruhen, bis jedes Volk, bis alle Kreatur, ja bis alles Fleisch, durch ihn berührt, das Angesicht Christi aufleuchten sieht. Der wahrhaft Freie ist der Begnadete.

Das irdene Gefäss

⁷ Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefässen, auf dass die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns. ⁸ Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; ⁹ wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um; ¹⁰ und tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unseren Leibe, auf dass auch das Leben des Herrn Jesu an unserm Leibe offenbar werde. ¹¹ Denn wir, die wir leben, werden immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen, auf dass auch das Leben Jesu offenbar werde an unserm sterblichen Fleische. ¹² Darum ist nun der Tod mächtig in uns, aber das Leben in euch. ¹³ Dieweil wir aber denselben Geist des Glaubens haben, nach dem, das geschrieben steht: «Ich glaube, darum rede ich», so glauben wir auch, darum so reden wir auch ¹⁴ und wissen, dass der, so den Herrn Jesus hat auferweckt, wird uns auch auferwecken durch Jesum und wird uns darstellen samt euch. ¹⁵ Denn es geschieht alles um euretwillen, auf dass die überschwengliche Gnade durch vieler Danksagen Gott reichlich preise. ¹⁶ Darum werden wir nicht müde; sondern, ob unser äusserlicher Mensch verdirbt, so wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert. ¹⁷ Denn unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Massen wichtige Herrlichkeit ¹⁸ uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig. 2. Korinther 4,7-18

Trübsal sei zeitlich und leicht, sagt da einer. Ist das wahr? Wenn das zuträfe, dann würde ein nicht unbedeutender Sektor der Volkswirtschaft, die Industrie der Beruhigungs- und Schmerzstillungsmittel, empfindlich tangiert, weil entbehrlich geworden. Aber unser aller Erfahrung, ausnahmslos, weist ja leider in anderer Richtung, müssen wir doch Trübsale, seelische sowohl wie körperliche, als Schmerz, darum als schwer empfinden. Schon nur einige

schlaflose Stunden, gar eine Zahnwehnacht, dünkt uns von endloser Dauer, es will und will nicht Morgen werden. Es ist ein Begnadeter, der Apostel Paulus, der den Ausspruch tut; was mag er damit meinen? Vielleicht denkt er daran, dass es ausser den zeitlichen Trübsalen auch ewige gibt. Will er sagen, dass im Vergleich zu den Qualen der Ewigkeit die bloss zeitlichen Trübsale verhältnismässig leicht zu ertragen sind, weil sie doch einmal aufhören? Möglich; aber das ändert wenig daran, dass wir Menschen gegenwärtiges Ungemach als schwer empfinden müssen. Oder spricht er damit etwas aus, das nur für ihn persönlich Geltung hat? Muss er für seine Person zeitliches Leid als nicht schwerwiegend empfinden? Erfreut er sich einer besonderen Fähigkeit im Aushalten von Schmerz? Keine Regel ohne Ausnahme; es wäre ja an sich schon denkbar, dass alle hundert Jahre einmal ein besonders Begnadeter mit solch abnormal glücklichem Nervensystem lebte. Aber auch das stimmt nicht. Paulus spricht ausdrücklich in der Mehrzahl: «Unsere Trübsale», sagt er, und meint damit sich und seine apostolischen Mitarbeiter, denkt überhaupt an alle, die in der Gemeinde einen Dienst haben, schliesslich auch an diejenigen, deren Gabe und Aufgabe es ist, einfach Christen zu sein; auch wir sind hier mit eingeschlossen. Was aber den Vergleich mit der Ewigkeit anbetrifft, denkt Paulus hier tatsächlich an etwas Ewiges, aber nicht an die ewigen Qualen, sondern an die ewige Herrlichkeit. Es gibt eine ewige Herrlichkeit; und wo diese gegenwärtig ist, da wirkt sie so stark, dass sie die Trübsale zwar nicht auslöscht — sie ist kein himmlisches Narkotikum, nein, die Trübsal ist da, aber die Herrlichkeit ist stärker als sie, so viel vermögender, dass sie die zeitlichen Trübsale bei weitem überwiegt, «ein Wölklein vor der Sonne, das schnell vorübergeht», wie der Kirchenvater Cyprian einmal sagt. «Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über die Massen

wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare» (17.18). «Herrlichkeit» — was ist das? Wir wissen, dass es Herrlichkeit mit Gott zu tun hat, sie ist gleichsam die vornehmste der Eigenschaften Gottes. Aber wie kommt Herrlichkeit zu uns? Wie ist es zu erklären, dass Herrlichkeit eine derartige Wirkung in unserem Erdenleben bekommen kann? Christus hat sie vom Himmel auf die Erde gebracht, hat den Kontakt zwischen der jenseitigen Herrlichkeit des himmlischen Vaters und den menschlichen Trübsalen auf Erden hergestellt. Ja, in Christus ist Gottes ewige Herrlichkeit Mensch geworden, so ganz, dass sie regelrecht in unser Elend hereingeschlüpft ist und von zeitlichen Trübsalen ganz verdeckt war. Das heisst, die Menschen, die Christus begegneten, können hinterher sagen: «Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit»; aber diese Herrlichkeit Christi war auf Erden so zugedeckt, dass auch das andere gilt: «Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte...» So über die Massen geheimnisvoll sind in Christus Gottes Herrlichkeit und menschliche Trübsal eins geworden. Aber dann ist Christus ja auferstanden. Wenn man sich ein Bild, eine Vorstellung davon verschaffen will, bis zu welchem Grad die Herrlichkeit die Trübsal in den Schatten stellt, von welcher Kraftwirkung die Herrlichkeit Gottes in menschlicher Trübsal zu sein vermag, dann kann man tatsächlich an niemanden denken als an den Auferstandenen. Dass Christus auferstanden, wahrhaftig auferstanden ist, dass es Ostern wurde, und dass Ostern Realität ist, daran hängt hier alles. Der Auferstandene ist dem Apostel gegenwärtig, wenn er sagt: «Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über die Massen wichtige Herrlichkeit...»

Dieser Glaube an den Auferstandenen, ja, der auferstandene Christus in unserem Glauben, wird hier nun von Paulus

ein Schatz genannt, ein Kleinod. Und dieser Schatz ist nicht «totes Kapital», er ist wie investiert in die Gemeinde. Er macht den Begnadeten so unermesslich reich, dass wer ihn hat, übermütig werden könnte. Wenn schon vergänglicher Mammon stolz und sicher machen kann, wie sollte es nicht erst recht dieser himmlische Schatz! Gott kennt diese Gefahr und steuert ihr, indem er uns diesen seinen Schatz vorsorglich in irdene Gefässe gab: «Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefässen.» Paulus nennt die Träger und Besitzer dieses Schatzes sinnvoll «irdenes Gefäss». Er denkt dabei wohl an die Gepflogenheit, vor allem in unsicheren Kriegszeiten, Gold, Schmuck und allerlei Wertgegenstände in Tonkrügen zu vergraben. Da sind sie dem Zugriff der Plünderer entzogen, mottensicher und gegen Feuchtigkeit geschützt. Aber diese Tonkrüge haben einen Nachteil: Sie sind brüchig. Man kannte damals metallene, hölzerne und irdene Gefässe, diese letzteren waren die schwächsten. Ein kleiner Anstoss, und es gab Scherben. Und nun vergleicht Paulus uns Christen mit solch brüchigem Geschirr. Wahrhaftig, wir sind für den himmlischen Schatz alles andere als eine Luxusverpackung. Begnadete haben es, sagt der Apostel, nötig, solch fragwürdiges Geschirr zu sein, damit sie nicht etwa eines schönen Tages dem Wahn verfallen und der Versuchung erliegen, selber kräftig sein zu wollen, «auf dass die überschwengliche Kraft sei Gottes, und nicht von uns» (7).

Darauf schildert Paulus in vier schlichten Sätzen diese Brüchigkeit des irdenen Gefässes, das man als Christenmensch eben ist:

«Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht» (8). Gemeint ist hier, unsere Existenz als Begnadete sei, ganz allgemein gesprochen, gekennzeichnet durch Schranken, die uns auferlegt sind. Unsere Auswahl ist nicht reichhaltig. Wir können nicht mit der grossen Kelle anrichten und nicht aus dem vollen schöpfen. Wir sind punkto

Lebensmöglichkeiten, sei es gesundheitlich oder finanziell oder auf irgendeinem Gebiet, knapp dran und eng drin. So läuft der Christ in allem und jedem an kurzer Leine. Aber ängsten tun wir uns deswegen nicht und haben auch gar keinen Grund zur Sorge, denn zum Nötigen reicht es immer gerade noch und vor dem Nichts brauchen wir nicht zu stehen. So gehören wir nicht zu denen, die zuviel haben, aber auch nicht zu denen, die nichts haben. Hoch angeben wäre vermessen, jammern undankbar. Und auf diese Weise hält uns Gott in Dauerabhängigkeit.

«Uns ist bange, aber wir verzagen nicht» (8). «Bange», im Urtext steht «weglos, ratlos». Es gehört weiter zur christlichen Existenz, dass wir oft den Weg nicht sehen, oft nicht wissen, was nun weiter werden soll. Ein Christenleben verläuft nicht auf sicherem Geleise. Der Begnadete sieht sich nicht selten abseits genommen vom grossen Haufen, weg von der Piste, auf der alles rollt und rennt. Wir haben Fragen und stehen vor Rätseln. «Weiss ich den Weg auch nicht —» und «ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt —». Aber doch ist es auch nicht so, dass wir verzweifeln müssten. Wo zugegebenermassen menschlich gesprochen kein Weg mehr ist, da weiss der Glaube noch um einen Weg. «Weg hast du allerwegen, an Mitteln fehlt's dir nicht —.» In aller Weg- und Ratlosigkeit wird dem Begnadeten das Gebet offen stehen; also weder Verzweiflungstat noch Abenteuer, sondern Beten und Flehen. «Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.»

Wenn bis jetzt mehr an Nöte privater Art gedacht ist, dann schildert nun Paulus zwei Situationen, die uns Christen mehr um des Christenglaubens willen zugeteilt sein und warten können:

«Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen» (9). Könnte einer etwa die Überlegung anstellen: Nun, ich bin zwar arm an menschlichen Möglichkeiten, aber ich

habe es doch schön und bin im Vorteil, weil ich den Glauben habe und ein Begnadeter bin — dann müsste man ihm zu bedenken geben — gewiss, es ist schön und ein Glück, Christ zu sein, aber es ist ein Glück anderer Art als das gewöhnliche; das Glück der Begnadeten ist ein «hartes Glück». Christliche Existenz ist alles andere als ein Garantieschein zum Schönhaben, im Gegenteil, Paulus stellt hier dem Gläubigen zu den gewöhnlichen und allgemein menschlichen Widerwärtigkeiten hinzu noch eine Extraportion in Aussicht, und das sind die Bekenntnisleiden, das ist die Verfolgung um des Glaubens willen. «Wir leiden Verfolgung», fährt er in diesem dritten Satz fort, «aber wir werden nicht verlassen» (9). Dem ist tatsächlich so. Gott verlässt diejenigen, die über der Arbeit in seinem Weinberg in Verlegenheit geraten, nicht. Sie stehen in seinem eigentlichen Dienst und er steht zu ihnen. «Ich bin jung gewesen und alt geworden, aber ich habe noch nie den Gerechten verlassen gesehen», sagt schon der Mann des Alten Bundes. Die um des Glaubens willen Verfolgten erfahren auch dann Gottes Durchhilfe, wenn sie sterben müssen. «Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen.»

Ja, auch dann sind die Begnadeten nicht verlassen, wenn sie in der Verfolgung tatsächlich unterliegen. In diesem menschlich schlimmsten Fall gilt der vierte dieser Sätze: «Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um» (9): Wir werden «zu Boden gedrückt, aber nicht vernichtet», wie es wörtlich heisst. Als Stephanus, dieser besonders Begnadete, vor den Toren Jerusalems unter den Steinwürfen seiner Mörder einknickte und den Geist aufgab, da wurde er nicht vernichtet, da erfüllte sich an ihm die Verheissung des guten Hirten: «Ich gebe ihnen das ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reissen.» Ja, auch und sogar die Sache, für die ein Bekenner gebodigt wird und stirbt, wird durch den Tod des Bekenners weder

zuschanden noch vernichtet, im Gegenteil, der Tod des Bekenners Christi ist der Sieg der Sache: «Wir werden gebodigt, aber nicht vernichtet.»

So schildert der Apostel die christliche Existenz als «Schatz im irdenen Gefäss». Auffällig ist, wie er dieses angefochtene Christsein deutet. Er sieht nämlich darin ein Anteilhaben an der Niederlage und am Sieg, am Leiden und Sterben, aber auch am Auferstehen Christi: «Wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserem Leibe, auf dass auch das Leben des Herrn Jesu an unserem Leibe offenbar werde» (10). Und noch deutlicher: «Wir, die wir leben, werden immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen, auf dass auch das Leben Jesu offenbar werde an unserem sterblichen Fleische» (11). Ja, wir wissen (aus Römer 6), dass sich diese Kraft im irdenen Gefäss dem Apostel vor allem in der Taufe darstellt. In der Taufe, da geschieht es, dass ein Mensch hinzu gefügt, Christi Leib angegliedert wird; in den Tod Christi hinein getaucht und gleichzeitig ins Auferstehungsleben Christi hinein gepfflanzt werden wir beim Taufen. Von der Taufe an gehen wir nicht mehr allein, sondern christusbegleitet durch unsere Tage und auch durch unsere Nächte, durch das, was man Leben und was man Sterben nennt. So sind wir als Begnadete Christi berufen «zum Teil am Leiden und am Reich».

Weiter fällt an dieser Schilderung christlicher Existenz auf, wie völlig ohne Nebenton der Apostel darüber zu sprechen vermag, ohne das hier so naheliegende Selbstmitleid, auch ohne den menschlich so begreiflichen Märtyrerhochmut. Da ist in keiner Hinsicht erhöhte Temperatur, nichts von Heldenbrust, nichts von Bekenner-Pathos. Wie sollte es auch! Handelt es sich doch hier um Lebenszeichen des Auferstandenen, und eben nicht um menschliche Leistung. Alles ist hier Gnade. Was sich uns hingegen an dieser Schilderung christlicher Existenz mit einiger Beunruhigung

auf die Seele legen will, das ist die überaus peinliche Feststellung, wie weit weg unser normales Christendasein im grossen und ganzen heute von dem entfernt ist, was Paulus hier als normales Christenleben schildert. Es will einen dabei so etwas wie ein Schämen darüber ankommen, wie bequem und gesichert unser Christsein in der Kirche ist. Aufs Ganze gesehen merken wir von der Not des «irdenen Gefässes» bei uns beunruhigend wenig. Und doch gibt es in unseren Tagen tatsächlich Begnadete, die genau so dran sind, wie es der Apostel hier darstellt, so dass sie den Eindruck haben werden, Paulus rede hier von ihnen. Natürlich denken wir nun vorab an jene Glaubensbrüder, die in den Ländern des dialektischen Materialismus existieren; aber auch in Gegenden, da die römisch-katholische Kirche Alleinherrscherin ist. Diese Christen in Ost und Süd verstehen besser als wir, was hier Paulus sagt. Aber immerhin Einzelne gibt es auch unter uns hier, die den Eindruck haben können, Paulus rede da von ihnen und für sie. Wir möchten dabei nicht nur an jenes bekannte Ehepaar Bodelschwingh erinnern, jene beiden heimgesuchten Eltern, die innert 13 Tagen alle ihre vier Kinder an einem bösen Stickhusten verloren, so dass das «irdene Gefäss» zum Zerschellen getroffen war. Mutter Bodelschwingh verlor sämtliche Kopfhaare, und noch nach einem Jahr zitterte ihre Hand, wenn sie Briefe schrieb. Aber jene Kraft, die nicht von uns ist, stellte sich ein. Hunderten, Tausenden wurden diese beraubten Eltern zum Segen. Den Brüdern der Landstrasse wurden sie Vater und Mutter. Bahnbrecher in der Epileptiker-Pflege durften sie werden. Sie wurden ein weithin leuchtendes Christuszeugnis diakonischer Art. Aber denken wir nicht nur an solch Geschichte machende Gestalten; auch ganz schlichte Brüder und Schwestern, über die niemand redet, können ein Zeugnis des Schatzes im irdenen Gefäss werden. Ich denke an jene Eisenbahners Witwe, ihre Asche ist heute nach ihrem Wunsch in Basel,

in der Friedhofecke für Namenlose, hingestreut. Als sie nach dem Tod ihres Mannes ihr viertes und letztes Kind verloren hatte, eine blühende Tochter, einige Wochen nach erfolgreicher Absolvierung der Verkäuferinnenlehre, da war das irdene Gefäss am Zerschellen. Sie hat lange Zeit die Fensterläden ihrer Wohnung nicht geöffnet, konnte den Glanz der Sonne nicht ertragen, hat in der Abenddämmerung menschenfeindlich und gruselig ihre paar Einkäufe besorgt und lebte so, total abgeschlossen von den Menschen, bis dass «die überschwengliche Kraft, die nicht von uns ist», sich bei ihr bemerkbar machte. Und Gott kennt die Zahl der Kinder, denen diese Begnadete in der Folgezeit eine mütterliche Freundin werden durfte. Ja wahrhaftig, «wir haben solchen Schatz in irdenen Gefässen, auf dass die überschwengliche Kraft sei Gottes, und nicht von uns».

Aber verlieren wir doch ja nicht aus dem Blickfeld, dass es sich hier ja nicht nur um privates Ergehen handelt; das Christenleben ist ja ohnehin nie nur privat, so sehr es das auch sein kann; hier aber redet der Apostel vom Leiden im Dienst. So wie unsere Versicherungsgesellschaften von Betriebsunfällen reden und von ausserbetrieblichen, so handelt es sich hier gleichsam um «Betriebsunfälle im Dienste Christi». Aber auch, wenn der Dienst am Worte Gottes gefahrvoll und mit viel Leiden verbunden ist, drauslaufen tut man deswegen nicht. So wie schon ein schwer heimgesuchter Diener Gottes im Alten Bunde sagt: «Ich glaube, darum so rede ich auch, ich werde aber sehr geplagt», so verweist hier Paulus darauf, dass auch die Weinbergarbeiter des Neuen Testaments «denselben Geist des Glaubens haben» (13). Wie sollte einer, der glaubt, mögen die Folgen sein wie sie wollen, schweigen! Wie sollte ein Begnadeter Christi den Dienst am Wort quittieren wollen!

Einen Dienst am Wort nennt Paulus schliesslich noch besonders, nämlich das Loben und das Danken. Es ist

auffällig, wie voll Lobens und Dankens diese Kapitel sind! Gott soll «durch vieler Danksagung gepriesen werden für seine überschwengliche Gnade» (15). Und das Gotteslob derer, die allenthalben Trübsal haben — denen bange ist — die Verfolgung leiden — die unterdrückt werden — dieses Gotteslob der Gemeinde unterm Kreuz ist von besonders wirksamer Zeugniskraft. Weil Paulus das weiss, «darum werden wir nicht müde (mit Verkünden, Bekennen, Loben und Danken), sondern, ob unser äusserlicher Mensch verdirbt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tage erneuert» (16). Der äusserliche, das ist der ganze Mensch nach Leib und Seele, der Mensch, der sterben kann und muss. Der «innerliche Mensch» aber ist jener, an dem das Leben Jesu offenbar wird, es ist der Begnadete, der ein Glied ist am leidenden und auferstandenen Christusleib. Dieser innerliche Mensch wird darum von Tag zu Tage erneuert, weil Christus, der Auferstandene, alle Tage bei uns ist. Der Christgläubige führt in der Tat eine Existenz von Tag zu Tag. Von Tag zu Tag müsste das Leben des Gläubigen eigentlich aufhören, aber siehe, das Wunder geschieht, dass dieses Leben von Tag zu Tag weiterdauert, bis zu jenem grossen Tag, auf den Paulus hier hinausblickt und von dem er sagt: «Wir wissen, dass der, so den Herrn Jesus hat auferweckt, wird uns auch auferwecken durch Jesum und wird uns darstellen samt euch» (14). «Darstellen», vor sich hinstellen wird er dann zuletzt die Begnadeten und zu ihnen sagen: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, kommt her, die ihr beharret habt bis ins Ende, kommt her, die ihr gekommen seid aus grosser Trübsal, ihr alle, die ihr eure Kleider gewaschen und hell gemacht habt im Blute des Lammes, so stehet jetzt vor dem Throne Gottes und dienet ihm Tag und Nacht in seinem Tempel, und der auf dem Thron sitzt, wird über euch wohnen; euch wird nicht mehr hungern noch dürsten, es wird auch nicht auf euch fallen die Sonne oder irgendeine Hitze; denn das

Lamm mitten im Thron wird euch weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen; und Gott wird abwischen alle Tränen von euren Augen.

Das Wanderzelt

¹ Wir wissen aber, so unser irdisch Haus, diese Hütte, zerbrochen wird, dass wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel. ² Und darüber sehnen wir uns auch nach unsrer Behausung, die vom Himmel ist, und uns verlangt, dass wir damit überkleidet werden; ³ so doch, wo wir bekleidet und nicht bloss erfunden werden. ⁴ Denn dieweil wir in der Hütte sind, sehnen wir uns und sind beschwert; sintemal wir wollten lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, auf dass das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben. ⁵ Der uns aber dazu bereitet, das ist Gott, der uns das Pfand, den Geist, gegeben hat. ⁶ So sind wir denn getrost allezeit und wissen, dass, dieweil wir im Leibe wohnen, so wallen wir ferne vom Herrn; ⁷ denn wir wandeln im Glauben, und nicht im Schauen. ⁸ Wir sind aber getrost und haben vielmehr Lust, ausser dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn. ⁹ Darum fleissigen wir uns auch, wir sind daheim oder wallen, dass wir ihm wohlgefallen. ¹⁰ Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi, auf dass ein jeglicher empfangen, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse. 2. Korinther 5,1-10

Kürzlich hat in einem Kreis von Männern, die weit in der Welt herumkommen, einer die Bemerkung fallen lassen, was manche unter unseren Zeitgenossen besonders lebhaft zu interessieren anfangen, das seien merkwürdigerweise Fragen um den Himmel. Auf den ersten Anhieb mag diese Feststellung überraschen; aber wenn man bedenkt, wie einseitig, ja fast total unser Menschengeschlecht seit einigen Menschenaltern der Erde zugewendet, das heisst, dem Himmel abgewendet ist, dann müsste es einen nicht wundern, wenn eines Tages das Pendel auf die andere Seite ausschläge und ein brennendes Interesse ums Jenseits erwachte. Wie dem immer sei — wir können es nicht

kontrollieren —, darin sind wir uns wohl einig, dass die meisten unserer Zeitgenossen tatsächlich lieber nicht dazu auf dieser Welt sind, um eines Tages mit ihr zusammen ins Nichts zu versinken. Der Sinn und das Ziel unseres Erdendaseins ist schliesslich, während unseres beschränkten Aufenthalts auf diesem Planeten, den Retter kennen zu lernen; ganz schlicht, wir sind auf der Erde, um in den Himmel zu kommen.

In den Himmel kommen — wie macht man das? oder besser gesagt, wie geht das zu? Über diese wahrhaft erregende Frage gibt Paulus jetzt Auskunft, indem er zunächst einmal feststellt, dass es einen Himmel tatsächlich gibt: «Wir wissen aber, dass, wenn unser irdisch Haus, diese Hütte, zerbrochen wird, dass wir einen Bau haben, nicht mit Händen gemacht, ein Haus, das ewig ist, in den Himmeln» (1). Er vergleicht hier unser Menschendasein mit einem Haus, Luther übersetzt «Hütte», im Urtext heisst es sogar Zelt. Die Erde ist unser Campingplatz, auf dem unser Zelt nur für eine beschränkte Dauer aufgeschlagen ist. Eines Tages braust der Sturm daher und reisst die Zeltpflocke aus. So ist unser Leib und Leben in dieser Welt ein Provisorium, eben ein Wanderzelt, eine Hütte auf Abbruch. Aber Paulus weiss noch von einem andern Haus, das nicht mit Menschenhänden erstellt ist, auch hat nicht ein Menschenhirn den Plan dazu entworfen, auch hat es sein Fundament und seine Basis nicht unten auf der Erde, nennt er es doch «ein Haus, das ewig ist, in den Himmeln». Auffällig ist in diesem Zusammenhang dieses «wir wissen aber...», ist uns doch bekannt, wie zurückhaltend der Apostel dem Wissen und Erkennen gegenüber sonst zu sein pflegt; wie kommt er dazu, ausgerechnet hier, wo es um den Himmel geht, zu sagen «wir wissen aber»? Woher wissen wir denn, dass es den ewigen Bau in den Himmeln gibt? Tatsächlich könnten wir davon nichts wissen, wenn es uns der Himmel selber nicht mitgeteilt hätte. Wir beziehen

unsere Informationen über den Himmel durch Christus, der von dorthier auf die Erde gekommen ist und, wie es im Weihnachtsevangelium ausdrücklich heisst, «und zeltete unter uns»; das aber heisst, dass Christus die ganze Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit eines menschlichen Erdenaufenthaltes auf sich genommen hat. Und am Karfreitag ereignet es sich, dass er selber sich als Wanderzelt, als «Hütte auf Abbruch» erweist. Aber er hat schon vorher einmal seinen Feinden gegenüber angedeutet: «Brecht diesen Tempel ab, und in drei Tagen will ich ihn wieder aufbauen», und er meinte damit seinen Leib. Es war ein fürchterliches Zerbrechen, das am Kreuz. Im Geheimnis der Osternacht hat dann Gott die zerbrochene Hütte wieder aufgebaut. Christus ist auferstanden. Als die Jünger ihren österlichen Herrn sahen, da sahen sie das «Haus, das ewig ist, in den Himmeln». Und wer an diesen zuerst gekreuzigten und dann auferstandenen Christus glaubt, der wird dadurch «aufgenommen in die ewigen Hütten», an den ergeht die Mitteilung und Einladung: «In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch eine Stätte zuzubereiten, und ihr werdet dort sein, wo ich bin.» Das heisst, mag dies irdische Haus, diese Hütte, dies unser Wanderzelt zerbrechen, wir wissen jetzt durch und in Christus, dass wir einen Bau haben, nicht von Menschenhand gemacht, ein Haus, das ewig ist, in den Himmeln.

Ja, was ist es um dieses Zerbrechen des Menschen, was geht dann vor sich, wenn einer stirbt? Wie hat man sich diesen geheimnisvollen letzten Wohnungswechsel vom irdischen Zelt hinüber in das Haus, das ewig ist, vorzustellen? Es hat etwas tief Beunruhigendes, wie harmlos und wie selbstverständlich weithin vom Sterben gedacht und geredet wird. So hat einer sich verwichen (kürzlich) geäussert, das Sterben stelle er sich vor wie einen Grenzübertritt; wenn man sauber sei ums Nierenstück und keine Schmugglerware bei sich führe, sei da nichts zu befürchten.

Sehr häufig trifft man die Ansicht an, mit dem Abscheiden sei es wie mit einer Schiebetüre zwischen zwei aneinander-grenzenden Räumen; beim Eintritt des Todes öffne sich die Tür, und dann gelange man von selbst aus dem Diesseits in den Himmel. Demgegenüber fällt auf, dass die Bibel und eben auch der Apostel Paulus so leicht nicht fertig werden mit dem Sterben. Man besitzt da über das Geheimnis des Todes einige Kenntnisse, die alles andere sind als harmlos. Der Tod sei nicht einfach ein Aufhören, wie wenn eine Pflanze verdorrt oder eine Kerze auslöscht, der Tod sei der Sünde Sold, sei ein Gericht über unsere Schuld. Es sei etwas nicht nur diesseitig Feindliches, sondern im Blick auf die Ewigkeit Gefährliches um den Tod. Der Tod wird in der Bibel geradezu «Feind» genannt. Es brauchte schon Christus, um diesem grimmigen Feind, wie einer Hornisse, den Stachel auszuziehen. Das ist an Ostern geschehen. Ja dem Tod ist eine derartige Verderbensmacht verliehen, dass er sogar nach dem Verlust des Stachels immer noch ein gefährlicher Feind ist, so dass sich Paulus veranlasst sieht zu sagen: «Der letzte Feind, der überwunden werden wird, ist der Tod», und allein weil der Apostel sich beim Auferstandenen geborgen weiss, wagt er zu triumphieren: «Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!» Ohne Zweifel leidet ein so ganz und gar christgläubiger Mann wie Paulus unter der restlichen Macht, die dem Tod noch gelassen ist. Der Begnadete empfindet die Feindschaft des Todes noch so stark, dass er am allerliebsten überhaupt nichts mehr mit dem Tode zu tun hätte. Er sehnt sich darnach, im Himmel, in der ewigen Behausung zu sein. Ja es steht ein sehr starker Ausdruck da, Paulus seufzt geradezu nach dem Haus, das ewig ist; unter zweien Malen ist hier von diesem Sehnen und Seufzen die Rede. Er möchte dabei am liebsten direkt in den Himmel gehen, nicht via Tod, ohne vorher sterben zu müssen, ohne vorherigen Abbruch des Wanderzeltes. Geheimnisvoll spricht er vom

«Überkleidetwerden». Wir wissen aus der Baugeschichte mancher alten Kirche, unter anderem auch des Berner Münsters, dass zuerst eine kleine Kirche an diesem Platze stand. Man liess diese zunächst stehen und baute das grosse Gotteshaus darüber und drum herum. So stülpte man den Neubau wie einen Teewärmer über den alten. So möchte auch Paulus «überkleidet» werden: «Uns verlangt, dass wir mit der Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden» (2), und noch deutlicher: «Wir möchten lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, auf dass das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben» (4). Wenn man sich mit Recht fragt, wie der Apostel zu einer derart kühnen und ausgefallenen Erwartung komme, ist es gut, sich daran zu erinnern, dass es tatsächlich schon im Alten Testament einige Gottesmänner gibt, von denen es heisst, sie seien nicht durchs Sterben hindurch, sondern direkt aus dem irdischen Wanderzelt in die ewige Hütte hinüberge-
langt. Einer davon ist jener Henoch, von dem berichtet wird: «Dieweil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott hinweg, und er ward nicht mehr gesehen» (5. Mose 24). Ja, Paulus und die ersten Christen, und wir mit ihnen, wissen, dass wenn Christus wiederkommt, er dann zuerst die «in dem Herrn Entschlafenen» auferwecken wird; aber diejenigen, die sich dann noch im Wanderzelt eines Todesleibes befinden, müssen dann nach der Verheissung nicht zuerst sterben, sondern eben durch Verwandlung direkt in den jenseitigen Zustand gelangen. Nicht entkleidet, sondern überkleidet werden sie. Und bei diesen Beneidenswerten, die Christi Wiederkunft noch im Diesseits erleben, möchte der Apostel am liebsten sein. Dahin geht sein Sehnen und sein Seufzen.

Mag das aussehen wie Egoismus, als wollte der Apostel für seine Person ein Extra beanspruchen! Aber dem ist nicht so. Wenn Paulus einmal nicht an sich denkt, dann bestimmt hier. Der Apostel gibt hier der Sehnsucht aller Christen

aller Zeiten nach der himmlischen Behausung Ausdruck, ja er denkt dabei an die vom Tod umfangene Menschheit, an die ganze Kreatur, die unter dem Todesschicksal seufzt und «sich sehnt nach des Leibes Erlösung». Er bedenkt dabei, wie nicht nur unser Menschenleib und Dasein, sondern die ganze Weltgestalt ein Wanderzelt, eine «Hütte auf Abbruch» ist. Und wie Christus am Kreuz nicht nur für einige Bevorzugte den Himmel erworben hat, sondern ausdrücklich will, dass allen Menschen geholfen werde, so sieht Paulus hier die ganze alte Welt bedeckt von Todesschatten und erfüllt von Erlösungssehnen. Jenes neue Haus, das nicht mit Menschenhand gemacht ist, will und wird also nicht ein himmlisches Einfamilienhäuschen sein, auch nicht eine jenseitige Einzimmerwohnung oder gar eine paradiesische Einsiedlerklause, nein, nein, auf Grund umfassender Verheissungen greift die Sehnsucht des Apostels über alles Persönliche und Private weit hinaus. Was Christus am Kreuz erworben hat, ist gewiss das Seelenheil Einzelner, aber es ist gleichzeitig der neue Himmel und die neue Erde, jenes neue Jerusalem, das herabkommen wird vom Himmel wie eine Braut, ihrem Manne geschmückt. Und der auf dem Thron wird sagen: «Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein.» Welch unvorstellbares «Überkleiden» wird dann stattfinden! Wer diesen Glanz des neuen Himmels und der neuen Erde aufleuchten sah, kann der noch anders, als zusammen mit Paulus und allen Begnadeten sich sehnen und seufzen nach der neuen Behausung, die nicht mit Menschenhand gebaut ist?

Und noch ein weiteres Missverständnis ist es, das hier nicht aufkommen darf. Es gibt nicht wenig Menschen, die sich nach dem Abscheiden sehnen, weil sie den Verleider haben; sie möchten aus Lebensüberdruß lieber nicht mehr mitmachen. Bei Paulus ist das anders, die Himmelsseh-

sucht der Begnadeten ist allein auf Christus begründet. «Wir wandeln jetzt noch im Glauben, noch nicht im Schauen» (7). Das heisst, wir *sind* erlöst, aber man sieht es uns noch nicht an, die Welt *ist* gerettet, aber sie sieht immer wieder nach dem Gegenteil aus, so dass es gilt, dennoch und trotzdem zu glauben, dass sie gerettet ist. Wir sind noch nicht daheim, noch nicht dort, wo unser Wissen und Weissagen nicht mehr Bruchstück ist und wo wir «schauen werden von Angesicht zu Angesicht». Darum sind wir noch in der Fremde, unterwegs zwischen dort und hier, zwischen dem vergänglichen Zelt und dem ewigen Haus. Paulus äussert sich hier auffallend betont über diesen Wandel unterwegs: «So wandeln wir fern vom Herrn» (6). «Wir sind aber getrost und haben viel mehr Lust, ausser dem Leibe zu wandeln und daheim zu sein bei dem Herrn» (8). So ist der Christ ein «Pilgrim und Wandersmann» (C. F. Meyer). Es gab eine Zeit, da wir Christen des Abendlandes das nicht mehr recht realisierten, so fest sassen wir in Zeit und Welt. Wir hatten für diese wesentliche Seite unserer christlichen Existenz wie den Sinn verloren. Wir waren schnell bereit, im Pilger nur einen weltflüchtigen Faulenzer zu sehen. Die Gestalt des Pilgers war uns ein Gegenstand des Spottes, etwa wie Wilhelm Busch sich in der «Frommen Helene» verächtlich ausdrückt: «Ach, da schau'n sich traurig an / Pilgerin und Wandersmann.» Ja, der natürliche Mensch, der Bürger dieser Welt, wird den begnadeten Pilger nie begreifen. Er hält es mit der Sesshaftigkeit und baut auf Böden, die doch keine sind. Aber die Menschen der Bibel wissen: «Ich bin ein Pilgrim bei dir und ein Beisasse wie alle meine Väter» (Ps. 39). Und «wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir» (Hebr. 13). Man verstehe recht, es ist nicht natürliche Wanderlust, nicht unruhig Blut, unstetes Wesen oder gar krankhafte Vagantität, es ist, wie Paulus hier sagt, der Heilige Geist hier am Werk und die treibende Kraft. Wem

der Heilige Geist das Bild Christi und die Erwartung des neuen Jerusalem ins Herz einprägt, der wird ein «Gast auf Erden», ein «homo viator», einer unterwegs, weil er «ein besseres Vaterland kennt». «Der uns dazu bereitet, das ist Gott, der uns das Pfand, den Geist, gegeben hat» (5). So bewahrt der Geist den Begnadeten vor der gottvergessenen Sesshaftigkeit, weckt in ihm das heilige Heimweh nach vorn, sich «zu strecken nach dem vorgesteckten Ziel». Ich glaube sogar, etwas von diesem Wissen um die christliche Existenz als Pilgerschaft sei in manchen unserer Wanderlieder, die wir nicht ungern singen, enthalten: «Die Nacht ist ohne Ende / Der Himmel ohne Stern / Die Strasse ohne Wende / Und was wir lieben, fern. / — Gebeugte Rücken tragen / Die harte, schwere Last / Und müde Blicke fragen / Wann endlich kommt die Rast? / — Geduld, es muss sich wenden / Verlass dich fest darauf / In Gottes weisen Händen / Ist aller Welten Lauf.» Oder «Unser Leben gleicht der Reise...», und dann die letzte Strophe: «Mutig, mutig, liebe Brüder, / Gebt die bangen Sorgen auf; / Morgen geht die Sonne wieder / In der lieben Heimat auf.» Oder ich denke an jene beinahe eschatologisch anmutende Eigenschaft der lieben Kreatur: Wenn man mit Pferden einen ganzen Tag lang draussen gearbeitet hat, ist es am Abend auf dem Heimweg manchmal etwas mühsam, sie zu einer kleinen Beschleunigung der müden Gangart anzutreiben. Aber wenn sie dann von ferne den Hof sichten und den Stall wittern, dann fallen sie von selbst in Trab. Etwas von solcher Anziehungskraft des Endziels — und das Ziel der Begnadeten ist die zukünftige Welt, das Kleinod, die himmlische Berufung — hat uns der Heilige Geist ins Herz gegeben: «Darum sind wir getrost und haben Lust, ausser dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn.»

Und noch ein Letztes: Das Leben im Zelt und im Wohnwagen ist uns ja bekanntlich heutzutage nicht mehr eine Not, sondern eine höchst willkommene Abwechslung zum

Dasein in der Enge der festgemauerten Bürgerlichkeit. Auch im Zelt kann man sich noch komfortabel einrichten, kann am transportablen Kochherd und auf der Luftmatratze den Himmel gar gründlich vergessen. So hat das bunte Treiben auf dem Campingplatz mit der paulinisch-christlichen Fremdlingschaft sehr oft nicht mehr viel zu tun. Für den Apostel aber ist die Wanderschaft nicht ein Feriengenuss, sondern ein Dienst. Ihn zieht das Ziel und ihn treibt der Auftrag, die frohe Botschaft vom Himmelreich bis an den Rand der Welt zu tragen. Und dabei handelt es sich darum, im Wohlgefallen des Auftraggebers zu bleiben: «Darum fleissigen wir uns auch, wir sind daheim oder wallen, dass wir ihm Wohlgefallen» (9). So gilt es, solange wir im Zelte leben, seine Christenpflicht zu tun. Einst, schliesst Paulus, «müssen wir alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf dass ein jeglicher empfangt, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse» (10). Also nicht Ferienreise, sondern verantwortliche Dienstreise. Wir müssen einst alle, alle, auch wir Christen, vor Gottes Richterstuhl erscheinen. Dann wird es auskommen, wie es um unser Dienen stand, vorab um unseren Dienst am Wort, ob wir auf gutes Gestein gebaut haben, oder auf Holz, Heu und Stoppeln. Dann wird es sich auch weisen, wie es um unseren Dienst an «einem dieser geringsten Brüder» stand. Dann wird es für den Begnadeten keine Zuflucht geben, es sei denn bei Dem, der «unter uns gezeltet» hat und «ausserhalb dem Lager» litt. Der Tag, da Christus kommt, rückt immer näher.

Die neue Kreatur

¹¹ Dieweil wir denn wissen, dass der Herr zu fürchten ist, fahren wir schön mit den Leuten; aber Gott sind wir offenbar. Ich hoffe aber, dass wir auch in eurem Gewissen offenbar sind. ¹² Wir loben uns nicht abermals bei euch, sondern geben euch eine Ursache, zu rühmen von uns, auf dass ihr habt zu rühmen wider die, so sich nach dem Ansehen rühmen, und nicht nach dem Herzen. ¹³ Denn tun wir zu viel, so tun wir's Gott; sind wir mässig, so sind wir euch mässig. ¹⁴ Denn die Liebe Christi dringt uns also, sintemal wir halten, dass, so einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben; ¹⁵ und er ist darum für alle gestorben, auf dass die, so da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. ¹⁶ Darum kennen wir von nun an niemand nach dem Fleisch; und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr. ¹⁷ Darum, ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden! ¹⁸ Aber das alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnt hat durch Jesum Christum und das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt. ¹⁹ Denn Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. ²⁰ So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott! ²¹ Denn er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. 2. Korinther 5,11-21

«Eine neue Kreatur — das Alte vergangen — alles neu geworden!» Ist das nicht wie ein Traum? Das heisst, in unseren Träumen pflegt es umgekehrt zu sein: Uns träumt, alles sei neu geworden, und wenn wir erwachen, ist doch wieder alles beim alten, und wir sind enttäuscht. «Eine neue Kreatur — das Alte vergangen — alles neu gewor-

den!» Ist das nicht wie im Märlein, wo die Dinge sich wunderbar zu verwandeln pflegen? Gewiss! Aber als Petrus und Johannes am Ostermorgen das Grab untersucht hatten, es leer fanden, vom jenseitigen Boten vernommen hatten, er sei nicht hier, er sei auferstanden, da gingen sie kopfschüttelnd vom Grabe weg, «und es dünkte sie eben, als wären es Märlein»; und als er, der Auferstandene, ihnen dann selber begegnete, da merkten sie, dass es Wirklichkeit war; er war auferstanden, wahrhaftig auferstanden. Und dieser Auferstandene ist es nun, von dem hier Paulus spricht, wenn er sagt «ist jemand in Christus». An jenem Ostertag ist tatsächlich «alles neu geworden». Da ist nun ein Neues geworden, bis zu diesem Tag unter der Sonne nicht Dagewesenes. Dass tote Menschen zurück in ein sterbliches Leben auferweckt wurden, das kam bisher in Einzelfällen schon vor; aber dass einer nicht in einen sterblichen, sondern in einen Auferstehungsleib auferweckt wird, das ist absolut neu und erstmalig. Von diesem Christus kann nun tatsächlich ausgesagt werden: «Wir wissen, dass Christus, von den Toten erweckt, hinfort nicht stirbt, der Tod kann hinfort über ihn nicht herrschen» (Röm. 6,9). Das also ist das Neue, das geworden ist. Der Auferstandene ist absoluter Erstling, «eine neue Kreatur». Alles Geschaffene und Bisherige hat die Eigenschaft und den Fehler, dass es den Todeskeim in sich trägt und alt und hinfällig wird; hier aber ist nun einer, der nicht altert und hinfort nicht mehr stirbt. Und wer an diesen Ostersieger glaubt, wer im Glauben mit dieser «neuen Kreatur» in Kontakt kommt, der erhält Anteil am Zustand jenseits des Alterns und Sterbens: «Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur — das Alte vergangen — alles neu geworden!» Das ist nun weder Traum noch Märlein, sondern auf den Auferstandenen gegründete Glaubenswirklichkeit.

Aber das Alte? Ist es wirklich vergangen? Die Bewohner der kleinen Aarestadt Solothurn kennen ein launiges

Liedlein, das den Refrain hat: «'s isch immer eso gsy» — es ist immer so gewesen. Eine der Strophen handelt von der Aare, die vorbei- und abwärts fliesst; was ist schon dran? es ist immer so gewesen. Eine andere handelt von den Tauben an der Fassade des alten Gotteshauses, die ihre unerwarteten Grüsse auf die Besucher herunterfallen lassen; was liegt schon dran? ist es doch immer so gewesen. Das Wasser fliesst abwärts, und Dreck bleibt Dreck, es ist immer so gewesen, und es wird darum auch immer so sein. Ist das nicht einfach wahr? Wer will es bestreiten? Aber nun kommt da einer und sagt: «Das Alte ist vergangen.» Gibt es das, ein wirkliches Vergehen des Alten? Ist es nicht unsere Erfahrung, dass alles beim alten bleibt, gar wenn wir auf uns Menschen sehen? Hat nicht die Grossmutter in Gott-helfs «Jakobs Wanderungen» recht, wenn sie ihrem Enkelsohn schreibt «Jakob, du bist ein Esel und du bleibst ein Esel»? Bleibt man nicht trotz aller Vorsätze und hoffnungsvollen Neuanfänge der alte Egoist? Wer denkt in diesem Zusammenhang nicht wieder einmal an Luthers bekannten Stossseufzer, wenn er auf den alten Adam zu sprechen kommt, den er schon so oft habe ersäufen wollen, aber «der Kerl kann schwimmen»! Aber nun tut hier der Apostel eine Aussage, die so ungeheuerlich ist, dass man sich nicht wundern soll, wenn man sie nicht versteht: «So einer für alle gestorben ist», sagt er, «so sind sie alle gestorben»(14) «Und er ist darum für alle gestorben, auf dass die, so da leben, hinfort nicht sich selber leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist» (15). Wir begreifen, dass die Korinther von Paulus sagen, das «sei nun zuviel» (13), der Apostel gehe zu weit, es sei verrückt, was er behaupte. Die Aussage verlässt tatsächlich alle uns vertrauten Bahnen, sprengt jedes gängige Mass. Das ist ja unser Elend, dass wir «uns selber leben», dass wir uns selber so wert und wichtig sind. Wie geltungssüchtig, wie empfindlich, wie tief verletzt ist man doch immer

wieder! Beschämt und entsetzt ertappt man sich darüber, dass auch da, wo es durchaus nicht beabsichtigt ist, wo man sich alle Mühe gegeben hat, aus dem Eigenen herauszukommen, halt doch immer wieder das eigene Selbst sich meldet! Auch in unsere Moral und Religion nehmen wir unsere Selbstsucht hinein; sei es im skrupellosen Weltgenuss oder bei mönchischer Entsagung, immer bleibt man in seiner Haut, nie wird man seines eigenen Schattens los. Das ist unser Jammer: «Wir leben uns selber.» Und da kommt Paulus von Tarsus und teilt den Korinthern mit, der alte Adam sei gestorben, erklärt den alten Egoisten kurzerhand als tot, als könnte man die Todesnachricht im Stadtanzeiger erscheinen lassen! «Allesamt seien wir mit Christus gestorben»; das sei am Karfreitag passiert, wir seien dort und damals mit gestorben. Dort stirbt Christus und mit Christus stirbt dort der alte Mensch und wird begraben. So wie man aus früheren Zeiten weiss, dass heidnische Könige, wenn sie starben, ihre Frauen und ihre Nächsten mit sich ins Grab nahmen, so reisst uns Christus, der König, mit sich ins Sterben hinein, aber, beeilen wir uns hinzu zu fügen, durchs Sterben hindurch ins Leben, in seinen Ostersieg. Und da ist es nun, das noch nie Dagewesene, das absolut Neue unter der Sonne. Was bei uns Menschen unmöglich war, das ist möglich geworden bei Gott: «So einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben; und er ist darum für alle gestorben, auf dass die, so da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist» (14-15). «Nicht sich selbst leben»! Herr, Gott, jetzt kann es Sonntag werden, ein neues, ein wahrhaft neues Jahr wird hier eingeläutet: «Darum, ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden» (17)!

Neu geworden ist zweierlei. Einmal unser Verhältnis zu Gott. Dieses ist mehr als nur getrübt, es ist zerstört. Es ist

mit uns und Gott wie mit jener erwachsenen Tochter, die sich mit ihren Eltern überworfen hat. Und dann ist sie von zu Hause weggegangen, hat auswärts in der Stadt ein Zimmer genommen. Kein Gruss, kein Brief mehr, so ganz hat sie die Türe zugeschlagen, als sie von zu Hause wegging; und einem der jüngeren Geschwister gegenüber hat sie sich geäußert, sie werde nie mehr heimkommen. Und wenn sie in den Lauben den Vater oder die Mutter von weitem kommen sieht, bleibt sie stehen und wendet sich den Schaufenstern zu. Und in ihrem Trotz ist sie nicht fähig, sich einzugestehen, dass das ja kein Zustand ist. So ist unser Verhältnis zu Gott, es ist entzwei, abeinander, wir haben die Tür zugeschlagen und «ein Zimmer genommen in der Stadt». Und doch ist's uns bei diesem Zustand der Unversöhnlichkeit nicht wohl. Dass es dem Menschen «auswärts, in der Stadt» nicht wohl ist, dafür gibt es einen stichhaltigen Beweis in den Religionen. Das haben doch die Religionen aller Völker aller Zeiten gemein, dass sie ein ungestilltes Sühnebedürfnis und Heimweh haben. Was lassen sie sich doch nicht alles kosten, welche beschämende Opfer bringen die Heiden, um das ungesühnte Verhältnis zu ihren Göttern zu bewältigen, und wie erfolglos tun sie es! Und dann hat sich der Vater erbarmt, hat den ersten Schritt getan, den entscheidenden Schritt zur Versöhnung: «Aber das alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnt hat durch Jesum Christum... denn Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu» (18-19). Gott, Gott hat es getan; und nur er, der Vater, war in der Lage dazu. Was für ein Gott, an den wir glauben! Freilich, diese Versöhnung war keine wohlfeile Sache. Es ist eine Irrlehre zu meinen, es gebe Versöhnung ohne Opfer. Im Wissen darum, dass Versöhnung Opfer fordert, haben die Heiden schon recht. Aber, und nur darin irren sie, Gott, nur Gott konnte das Opfer bringen. Und er hat es gebracht: «Er hat den, der von keiner

Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt» (21). Das Sühnopfer, das Gott darbringt, ist sein Sohn. So hat Gott die Kosten der Versöhnung bezahlt. Ein geheimnisvoller Tausch hat stattgefunden; für Gott war's ein schlechter Tausch, für uns ein günstiger. Luther redet von einem «fröhlichen Wechsel», «er hat das Unsrige an sich genommen, um uns das Seinige mitzuteilen». Noch deutlicher Augustin: «Er hat meine Sünde zu seiner Sünde gemacht, damit seine Gerechtigkeit meine Gerechtigkeit werde.» Das ist der «fröhliche Wechsel», der hier stattgefunden hat. Das gestörte Verhältnis zu Gott hat einem neuen, einem Friedensverhältnis Platz gemacht. An dieses Wunder der Versöhnung denkt Paulus, wenn er sagt: «Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.» Gott hat einen Neuanfang gemacht. Jetzt kann es Sonntag werden.

Aber was würden wir vom verlorenen Sohn sagen, wenn er heimkäme und das neue Kleid, das Schuhwerk, den Ring für den Finger nicht annähme und das Festmahl, das ihm der Vater bereitet hat, verschmähte? Ein solcher Sohn hätte es verdient, mit Hunden von Haus und Hof weggejagt zu werden. Wie kommt es nur, was weiss Paulus, dass er nun so merkwürdig dringlich, fast beschwörend mahnt, Gott habe die Versöhnung vollbracht, aber dann fortfährt «so bitten wir an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott»?! Weiss Paulus von uns, dass wir lieber in den eignen Lumpen herumlaufen als im neuen Kleid, das Gott uns anbietet? Dass wir lieber barfuss durchs Leben gehen als in Gottes Schuhen — auf Gottes Wegen? Dass wir zögern, den Ring des Vaters anzunehmen, weil wir «libre», weil wir unabhängig sein wollen von Gott? Aber die Versöhnung ist angeboten. Und uns fällt die heisse Besorgnis des Apostels auf: «Wir bitten an Christi Statt, *lasst* euch versöhnen.» Seid Begnadete! Nehmt an und lasst gelten:

«Neue Kreatur — das Alte vergangen — alles neu geworden.» So ist Versöhnung Neuanfang, totale Neuregelung, ja Erneuerung des unhaltbar gewordenen Verhältnisses des Menschen zu Gott: «Ist jemand in Christo, so *ist* er eine neue Kreatur.»

Neu geworden ist aber auch das Verhältnis zum Mitmenschen, nicht nur zum Vater im Himmel, sondern auch zu den Geschwistern auf Erden. Auch dieses ist nämlich zerstört, und wie! Hier nun, was unser Verhältnis zum Mitmenschen anbetrifft, sagt Paulus noch einmal ein höchst befremdliches, man darf geradezu sagen revolutionäres Wort: «Darum kennen wir von nun an niemanden nach dem Fleisch; und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr» (16). Seltsam, dies Wort vom Nichtmehrkennen nach dem Fleisch! Es ist nicht ohne weiteres verständlich und bedarf einiger Überlegung. Die landläufige Art, wie wir Menschen einander kennen, nennt Paulus ein «Kennen nach dem Fleisch». Man begegnet Menschen, die einem überlegen sind, überlegen im Besitz, in Macht und Ehre, in körperlicher und geistiger Begabung. Solches Kennen wird einem zur Last; man hat mit Neid zu kämpfen oder fürchtet sich. Andere sind uns unterlegen nach Stand und Beruf. Da geschieht es leicht, dass man sie wenn nicht gerade von oben herab behandelt, so sie doch von oben herab ansieht; und wieder ist das eine Last. So machen wir unsere Erfahrungen mit den Mitmenschen, und sie mit uns. Und diese Erfahrungen liegen trennend dazwischen. Ja, je näher wir Menschen einander stehen, umso belasteter pflegt unser Zusammenleben zu sein. Die beschämendsten Erfahrungen werden wohl an den beiden Orten gemacht, wo die Menschen einander am nächsten sind, am Arbeitsplatz und in der Ehe. Solches «Kennen nach dem Fleisch» reisst Abgründe auf zwischen Mensch und Mensch. Wer aber gar der Öffentlichkeit etwas schuldig bleibt, sei es, dass er ihr

durch Verarmung zur Last fällt oder dass er gegen seine Mitmenschen straffällig wird, über den wird ein Dossier angelegt. Alles, vor allem alles Nachteilige über ihn und seine Familie bis zurück zum Grossvater wird in diesen Sündenregistern gesammelt und festgehalten und kann jederzeit mit einem Griff gezückt werden. Ja, wir Menschen tragen eigentlich alle ein ungeschriebenes Dossier gegeneinander mit uns herum. Man nennt das Menschenkenntnis. Wenn Paulus jeweilen auf dieses «Kennen nach dem Fleisch» zu sprechen kommt, dann legt sich ein Schatten der Erinnerung auf sein Gesicht. Diese Art Menschenkenntnis hat er auch einmal geübt, und zwar mit der ihm eigenen Gründlichkeit. So, genau so, «nach dem Fleisch», hat er Jesus von Nazareth beurteilt und begutachtet. Er hat es getan «nach bestem Wissen und Gewissen» und ist nach reiflicher Prüfung zum Ergebnis gelangt, dieses Individuum sei ein Schwärmer und Irrgeist, die Kreuzigung sei verdient gewesen und die Auferstehung Betrug. Und aus dieser Menschenkenntnis heraus ist Paulus zum Mörder der christgläubigen Gemeinde geworden — bis dass ihm der Auferstandene dann zeigte, wie es um sein bestes Wissen und Gewissen, um seine Menschenkenntnis stand. An unserem «Kennen nach dem Fleisch» kleben Tränen und klebt Blut. «Darum — darum! — kennen wir von nun an niemand nach dem Fleisch; und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr.» Auch der tränenüberströmten und blutbefleckten Menschenkenntnis gilt es jetzt den Abschied zu geben, und so steht jetzt auch unser Verhältnis von Mensch zu Mensch im Lichtkegel und Kraftfeld des Wortes: «Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.»

Und jetzt sind wir von Paulus eingeladen und aufgefordert, unsere Mitmenschen nicht mehr nach dem Psychologie-Lehrbuch, nicht mehr «nach dem Fleisch zu kennen», zu

beurteilen und begutachtend auf- oder abzuwerten. Er teilt uns mit, dass es eine andere, grundsätzlich neue Betrachtungsweise und Menschenkenntnis gibt. O Gemeinde, wenn wir uns diese neue Art, diesen ganz neuen Blick, die Menschen zu sehen, aneignen, unseren verdorbenen Blick auswechseln könnten! Probieren wir es doch, und fangen wir an bei unseren Nächsten, wagen wir es doch, sie als Begnadete anzusehen, als solche, für die Christus gestorben und auferstanden ist. Und fahren wir dann weiter bei unseren Arbeitskollegen, Vorgesetzten, Untergebenen und Mitarbeitern. Sehen wir doch auch sie an als von Christus mit Gott Versöhnte, ob sie das schon voll realisieren oder nicht. Sehen wir auch den wirtschaftlichen Konkurrenten, den politischen Gegner, ja den persönlichen Feind nicht mehr anders an als mit Christuslicht in den Augen. Und die Kranken, auch die in den Nervenheilstätten, schauen wir sie mit den Augen des Christusglaubens an. Ja, die Sterbenden und die Toten, auch für sie ist der Gekreuzigte auferstanden. Auch sie sind Begnadete. So wird das so ganz und gar verdorbene Verhältnis zu den Mitmenschen neu. «Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.»

Vergegenwärtige man sich, dass Paulus damit, dass er uns vollmächtig erlaubt und gebietet, einander nicht mehr zu kennen nach dem Fleisch, sondern von Christus her, dass er damit die grosse stille Weltrevolution der Liebe proklamiert: «Die Liebe Christi dringet uns also» (14). Versuchen wir es doch, fangen wir gleich jetzt damit an, alle Menschen zu sehen in jener Liebe, die alles glaubt, alles hofft, alles duldet, und die nimmer aufhört. Diese Liebe ist die grösste bewegende Kraft der Weltgeschichte, auch dann, wenn sie in dieser Welt und Zeit leidet und stirbt, und gerade dann! Lassen wir es doch jetzt geschehen, dass es Sonntag wird über dem gehörten Wort, dass die Christusliebe, die uns mit Gott und den Menschen versöhnt hat,

«die grösste ist unter ihnen». Lassen wir uns von ihr den Wind in die Segel treiben, dann werden wir erfahren, wie wirklich und wahr es ist, was Paulus hier sagt: «Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.»

Die Gestalt des Begnadeten

¹ Wir ermahnen aber euch als Mithelfer, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget. — ² Denn er spricht: «Ich habe dich in der angenehmen Zeit erhört und habe dir am Tage des Heils geholfen.» Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils! — ³ Und wir geben niemand irgend ein Ärgernis, auf dass unser Amt nicht verlästert werde; ⁴ sondern in allen Dingen beweisen wir uns als die Diener Gottes: in grosser Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten, ⁵ in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten, ⁶ in Keuschheit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, ⁷ in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, ⁸ durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, als die Verführer, und doch wahrhaftig; ⁹ als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet; ¹⁰ als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts innehaben, und doch alles haben.
2. Korinther 6,1-10

«Dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget» (1). Weil hier von der Gnade Gottes die Rede ist, wird es gut sein, sich vorab daran zu erinnern, was Paulus unter Gnade versteht. Darüber hat er im Kapitel unmittelbar vorher Auskunft gegeben. Er hat dort von jenem für Gott so schmerzlichen und für uns so «seligen Wechsel» (Luther) gesprochen: Gott hat uns das Unsrige, nämlich unsere Sünde, weggenommen, und hat uns das Seinige, nämlich seine Gerechtigkeit, dafür geschenkt. «Denn er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt» (5,21). Dieses heilige Tauschgeschäft kam Gott teuer genug zu stehen, hat es ihn doch seinen Sohn gekostet. Es gehört

zum Wesen der Gnade, dass man sie nur empfangen kann; es ist nicht möglich, sie sich durch Kauf oder Diebstahl anzueignen. In seiner Eigenschaft als «Botschafter an Christi Statt» (5,20), wie er sich fast feierlich nennt, hat der Apostel den Korinthern die Nachricht von dieser glückhaften Schenkung Gottes überbracht. Er tat es auffallend dringlich: «Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber»; aber nun «*lasst* euch versöhnen mit Gott» (5,19-20). Ihr seid Begnadete, werdet und bleibet, was ihr seid!

Diese Dringlichkeit des Gnadenangebotes wird jetzt, am Eingang dieses 6. Kapitels, noch einmal unterstrichen. Ein Wort des Propheten Jesaja verheißt: «Ich habe dich in der angenehmen Zeit erhört und habe dir am Tag des Heils geholfen.» Paulus knüpft an dieses Wort an und stellt kühn fest: «Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils!» (2). Dieses zweimalige «Jetzt — Jetzt!» erinnert einen an die Art gewisser Geschäftsreklamen, die es darauf abgesehen haben, die werbe Kundenschaft zum raschen Zugreifen zu bewegen. Ein Artikel wird auf den Markt geworfen mit dem Vermerk «nur solange Vorrat». In der Filmreklame heisst es etwa «nur noch wenig Tage», oder «heute letzter Tag». Ein Beeinflussungstrick, der nicht selten sogar bei religiösen Veranstaltungen zur Anwendung kommt, wo man die Versammelten durch den suggestiven Zuruf «jetzt — jetzt!» psychologisch bearbeitet. Nun, ein wenig Druck kann manchmal nicht schaden, und wenn es mit der Neugeburt nicht vorwärts gehen will, mag ein wenig Hebammenhilfe sie befördern helfen. Wenn aber ein Paulus sagt «jetzt — jetzt», dann schlicht deswegen, weil er um die Freiheit Gottes weiss. Alles Ding hat seine Zeit, so auch Gottes Gnadenangebot. Paulus weiss, dass es in Gottes Reichshaushalt Zeiten und Gelegenheiten gibt, die rechtzeitig beachtet und genutzt sein wollen, die man aber auch fahrlässig versäumen könnte. Als Gott dem Ge-

schlecht zur Zeit des Noah einst eine Gnadenstunde gewährte, da, sagt Christus, «sie achteten's nicht, bis dass die Sintflut kam und nahm sie alle dahin». Es schwebt dabei dem Apostel, sicher schmerzlich genug, als jüngstes Beispiel verpasster Gelegenheit Israel vor, dem er selber angehört und das er liebt. Er denkt an all die Zeitgenossen Jesu, die Gelegenheit hatten, zu hören, was nie ein Ohr gehört, und zu sehen, was kein Auge gesehen hat, und sie haben die gnädige Heimsuchung Gottes nicht wahrgenommen, das «angenehme Jahr des Herrn» verstreichen lassen. Und nun kann man ja im Leben manche Gelegenheit versäumen, manche Chance ungenutzt lassen, diesen oder jenen Anschluss verpassen, ohne dass daraus ein bleibender Nachteil entsteht; hat schon mancher einen Zug verfehlt, und es stellt sich hinterher heraus, dass es kein Unglück war. Aber wer das ewige Heil, wer Gottes Gnadenzeit, wer den Anschluss an Christus versäumte, das wäre ein Unglück von nicht absehbarer Tragweite. So ist Gott frei, sein Geist weht wo und wann er will, er kann auch heute und hier wehen, wenn Gott uns gnädig ist, und dann wohl uns, wenn wir uns seinem Wirken nicht widersetzen: «Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!» Es ist also nicht so, dass man es jederzeit in der Hand hat, Versäumtes nachträglich, wenn es einem dann besser gelegen kommt, nachzuholen. Über Gottes Gnade verfügen wir nicht. So ist es die besorgte Liebe, das apostolisch verantwortliche Erbarmen, was Paulus hier bewegt, die Korinther und nicht nur sie, auch uns, dringlich darauf hinzuweisen: «Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils!»

Aber nun geht die väterliche Sorge des Apostels noch weiter. Sie betrifft nicht nur jene, die das Gnadenangebot verscherzen. Auch diejenigen, die den Anschluss gefunden und die Gelegenheit glücklich wahrgenommen haben, sieht Paulus noch nicht ausser jeglicher Gefahr. Wenn ein

Mensch zur Gnade kommt, dann ist das ein Ereignis von solcher Bedeutsamkeit, dass es keineswegs verwunderlich ist, wenn er dann jubelt: «Jetzt — jetzt!», jetzt ist's gewonnen, jetzt ist das Ziel erreicht, jetzt bin ich überm Berg. Paulus ist der Letzte, der für solchen Jubel nicht Verständnis aufbrächte, weiss er doch um die Freude, die sogar im Himmel ausbricht, sooft ein armer Sünder umdenkt, umkehrt und ein Kind der Gnade wird. Aber nun hält er, der Botschafter der Gnade, es für nötig, eine weitere Mahnung anzubringen, die uns nicht wenig überraschen mag: «Wir ermahnen aber euch als Mithelfer, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget» (1). Was heisst das? Das Fernsehen oder den Wasserhahnen vergeblich laufen oder das Elektrisch vergeblich brennen lassen, was das heisst, wissen wir; hier geht es um die Stromrechnung und um den Wasserzins oder um die vergebliche Abnutzung von Apparaturen; aber «vergeblich die Gnade Gottes empfangen», wie geht das zu? wann hat man das Geschenk, das für Zeit und Ewigkeit ausschlaggebend ist, worüber die Engel im Himmel jubeln, «vergeblich empfangen»? Die Gnade will über ihren Empfänger Einfluss gewinnen, sie will seine Lebensführung gestalten, will eingreifen, verändern und herrschen, sie verlangt Gehorsam, und bei wem die empfangene Gnade nicht zum Gehorsam führt, der hat sie in der Tat «vergeblich empfangen». Diese Sorge hat den bekannten Märtyrer des Deutschen Kirchenkampfes unter Hitler, Dietrich Bonhoeffer, zeit seines Lebens nicht verlassen. Er erhebt vorab gegen die evangelische Christenheit den sehr ernstzunehmenden Vorwurf, sie habe die teure Gnade, teuer, weil sie Gott so viel gekostet hat, zu einer billigen Gnade herabgewürdigt. Das Wort vom einzigen Trost im Leben und im Sterben, die Sakramente, Taufe und Nachtmahl, das Gnadengebot sei zur Schleuderware geworden. Wir hätten aus ihr eine bequeme Vertuschung der Sünde gemacht, indem wir sie wahllos

Leuten anboten, die ihre Sünde nicht bereuen und die überhaupt nicht begehren, von ihr frei zu werden. Wir hätten sie so zu einer Gnade gemacht, die nicht nur den Sünder, sondern auch noch seine Sünde rechtfertige. Das Kirchenvolk, dem wir fort und fort Gnade predigen, bestehe in der Hauptsache aus Leuten, deren Lebensgestaltung sich in nichts unterscheidet von dem der gnadenlosen Welt, ja, die sich gar nicht unterscheiden wollen und meinen darüber hinaus erst noch, das sei wahre Christlichkeit. Bei Christus sei das anders. Für ihn sei es selbstverständlich, dass der Gratis-Gnadenempfang zur gehorsamen Nachfolge wird. In der Tat, wer die Gnade nicht so empfängt, dass sie sämtliche Lebensbereiche unter ihren heilsamen Einfluss bekommt, der hat sie umsonst empfangen. Das meint Paulus, wenn er den Korinthern schreibt: «Wir ermahnen aber euch als Mithelfer, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget.»

Das wissen die Korinther natürlich schon. Aber wie soll man sich solch Begnadete vorstellen? Wie sehen sie aus, die Christen, welche die Gnade nicht vergeblich empfangen haben? Da geht es den Gläubigen in Korinth ähnlich wie uns, sie haben eine ganz bestimmte Vorstellung, eine Art Idealbild von dem, was nach ihrem Dafürhalten ein Begnadeter sein müsste. In unserem Dorf lebte eine Frau, die dafür bekannt war, dass sie immer die schönsten Geranien und Begonien am Fenster und im Gärtchen hatte. Unsere Mutter pflegte von ihr zu sagen, Frau X habe im Umgang mit Blumen eine begnadete Hand. So stellen wir es uns mit der Gnade vor. Ein begnadeter Lehrer müsste einer sein, für den die Kinder durchs Feuer gingen. Begnadete Eltern müssten Kinder haben, die moralisch und schulisch so wohlgeraten sind, dass man in der Abendgesellschaft gern und ausgiebig über sie spricht. Ein begnadeter Bauer müsste die rotbackigsten Äpfel in der Hofstatt und die fettesten Kühe im Stall stehen haben. Und der begnadete

Arzt müsste einer sein, in dessen Vorzimmer man zweieinhalb Stunden lang den Nebelspalter liest, bis man an der Reihe ist. Idealbilder, die uns gefallen. Und genau so denken sich die Korinther einen begnadeten Apostel. Ein solcher musste, konnte nach ihrem Dafürhalten nicht anders, als Erfolg haben, ein schönes, ein imponierendes Lebensbild aufweisen. Aber das Lebensbild des Paulus sieht anders aus, ganz, ganz anders, als es uns und den Korinthern gefällt. Paulus sieht nach ihrer Meinung eher aus wie ein Geschlagener, Gezeichneter und Verworfener. Diese Tatsache ist ihnen anstössig, doppelt anstössig, zumal sie ja doch nicht leugnen können, dass Paulus ein Botschafter der Gnade ist, wie es keinen zweiten gibt. Aber sein Leben! Das soll ein Begnadeter sein? Sie sind in Sorge, Paulus sei für seinen Dienst, für sein Amt, keine Reklame. Ja sie gehen so weit, dass sie sich zur Äusserung hinreissen lassen, ein solches Leben beeinträchtige den hohen Dienst eines Apostels. Begnadeter müsste uns dieser Paulus aussehen, wenn wir an seine Gnadenbotschaft glauben sollten.

Gegen diese Argumentation nun setzt sich Paulus zur Wehr, nicht nur wegen des Amtes, sondern auch im eigenen Interesse der Korinther. Lassen sie sich durch ihr falsches Leitbild irreführen, so besteht die Gefahr, dass sie, sie selber, schliesslich die Gnade vergeblich empfangen. Darum weist er den Vorwurf zurück: «Wir geben niemand irgendein Ärgernis, auf dass unser Amt nicht verlästert werde» (3). Und nun sieht Paulus die Zeit für gekommen, da er es für notwendig hält, sein Lebensbild zu beschreiben, das Bild eines Begnadeten. Ein vom Unglück Verfolgter und Gezeichneter, sagen die Korinther; nein, berichtigt Paulus, ein von der Gnade Gottes Gezeichneter und Geprägter! Luther sagt hier: «Er malet ein christlich Leben wunderbar, gibt ihm Malzeichen und Farben, die gar unfreundlich anzusehen sind.» Dies Bildnis des Gottbegna-

deten, wie Paulus es sieht, weist drei Hauptmerkmale auf: Leiden — Kampf — Tod.

1. Es ist ein Leben des Leidens. Es gibt Leiden und Leiden. Eine gut verlaufene Blinddarmoperation oder ein Beinbruch beim Skifahren, wenn die grössten Schmerzen vorbei sind und man wohlgeborgen in den Kissen des Spitalbettes liegt, ist nicht selten Anlass zu einem gewissen Kriegerstolz. Es gibt aber auch weniger ehrenvolle Krankheiten, sagen wir einmal solche, die mit der Krebsbekämpfung oder gar mit der Nervenheilstätte in Verbindung stehen. Die Leiden, die Paulus aufzählt, sind eher von der schmachvollen Art. Er häuft eingangs Ausdrücke, welche Hilflosigkeit, Verlegenheit und Bedrängnis bezeichnen. Paulus gehört zu den Menschen, die Grenzen haben, zu denen, die an kurzer Leine gehen. Nicht unbeschränkt, sondern beschränkt sind seine Möglichkeiten. Er kann sich auch nicht rühmen, er habe noch nie Angst gehabt, im Gegenteil, er muss von «grosser Geduld, von Trübsalen, Nöten und Ängsten» (4) berichten. In öffentliche Skandale hat er sich verwickelt gesehen, in deren Verlauf es zu Verhaftungen kam, wir könnten ohne Übertreibung sagen, er habe die Schmach des gestreiften Kleides, des geschorenen Kopfs gekannt. Ja, was einem Menschen ans Mark seiner Würde rührt, ist über ihn gegangen, was damals Sklaven, was Hunden widerfährt, die Peitsche: «In allen Dingen erweisen wir uns als die Diener Gottes: in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren» (5). An dieser Aufzählung fällt auf die Abwesenheit jedes hier so naheliegenden Selbstbedauerns und jeglicher Bitterkeit. Sein Leben ist schmachvolles Leiden. Er weiss sich dabei in guter, in bester Gesellschaft. Indem er es trägt, trägt er das Kreuz der Nachfolge.

2. Es ist ein Leben des Kampfes. Schon seine Arbeit ist Kampf. Er, der Geistesarbeiter, verrichtet Handarbeit. Er weiss um durchgearbeitete Nächte. Kampf nicht nur nach

aussen, sondern auch nach innen. Er geniert sich nicht, anzudeuten, dass ihm auch sein eigenes Wesen, seine Natur als Mann, zu schaffen gab und im Dienste hinderlich sein wollte. Der Kampf um die Keuschheit ist ihm verordnet wie jedem anderen Sterblichen. Im Zusammenhang mit dieser besonderen Not nennt er das Fasten, Fasten, um einen klaren Kopf, ein ungetrübtes Urteil in seinen Entschlüssen zu behalten. Luther sagt dazu: «Fromm wird man nicht durch Fasten, aber doch soll der Gläubige es üben; Gott will nicht faule und müssige Fresslinge haben»; «in Arbeit, in Wachen, in Fasten, in Keuschheit, in Erkenntnis» (5-6). Es bleibt dem Begnadeten auch Kampf nach aussen nicht erspart, und zwar nicht nur Kampf im Erdulden und Ertragen, sondern auch Angriff, wo es sein muss. Ist es nicht auffällig und sonderbar, wie schwer wir uns heutzutage einen Christenmenschen, einen Begnadeten, als einen Kämpfer vorzustellen vermögen? Wenn man an den Ufern des Langensees im ausgetrockneten Maggiaflussbett steht, dann fallen einem dort die Steine auf, die unzähligen kleinen und mittleren und grossen Steine, die jeweilen bei Hochwasser im Frühling aus den Tälern und von den Bergen heruntergerollt und -geschoben werden. Sie sind alle rund, diese Steine, abgescheuert. So abgerundet und abgeschabt pflegen wir uns einen reifen Christenmenschen vorzustellen. Paulus ist zwar gründlich von grossen Wassern gerollt und geschoben worden. Aber von unserer christlichen Abgerundetheit merkt man an ihm nichts. Er ist ein Kämpfer geblieben, einer, von dem gewisse Gegner, deren er nicht wenige hat, das Empfinden nicht loswerden, dieser Mann habe, wenn auch nicht gerade Hörner und Klauen, so doch Ecken und Kanten, und es sei mit ihm nicht gut Kirschen essen. Kampf gehört in der Bibel offenbar zum Gnadenstand. Interessant sind die Waffen, deren er sich im Kampf bedient: Langmut, Freundlichkeit, Geist und Liebe, vor allem aber das Schwert des Geistes,

das Wort der Wahrheit, und das mitfolgende Zeichen, wo immer Gott Vollmacht und Kraft dazu schenkt. Es sind also nicht Waffen des Unrechts, wie sie in der Hitze des Gefechts so leicht zur Hand zu sein pflegen, nein, es sind «Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken». Hier ist nötig zu wissen, dass der antike Fusssoldat im Kampf die Angriffswaffen, Schwert und Speer, in der rechten Hand hielt, die Verteidigungswaffe aber, den Schild, trug die Linke. Zum Kampf des Paulus gehörte offenbar beides, Defensive und Offensive: «in Langmut, in Freundlichkeit, in dem Heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken» (6-7). So ist Kampf mit Waffen des Geistes das zweite Merkmal des Begnadeten.

3. Der Tod. Ein Auswanderer aus dem Inneren Lateinamerikas erzählte vor einiger Zeit, unter den Kolonisten jener Gegend gehe die Redensart: Erste Generation: Tod; zweite Generation: Not; dritte Generation: Brot. Ein hartes Leben; aber es liegt darin eine stetig aufsteigende Linie des schliesslichen Erfolgs. Das Leben des Begnadeten aber, wie Paulus es darstellt, ist menschlicherseits ein ununterbrochenes Sterben, ein Auf-der-Kippe-Sein — aber siehe, man lebt vom jenseitigen, vom unverwüstlichen Osterleben Christi her. Bald ist man verlocht in Schande, abgetan, erledigt durch üble Nachrede, gar als Verführer verschrien, und doch gekrönt mit einer Ehre, die nicht umzubringen ist: «durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte: als die Verführer und doch wahrhaftig» (8). Bald wird man totgeschwiegen, verkannt, Bekannte, unter Umständen gar Freunde, ziehen sich zurück, man ist wie abgeschnitten, wie ausgeschlossen, wie der Fremdling auf der Strasse, und doch ist etwas da, das redet und sich bemerkbar macht, weil es nun einmal nicht möglich ist, dass die Stadt auf dem Berge verborgen und unbemerkt

bleibt: «als die Unbekannten und doch bekannt» (9). Oder man ist am Ende, völlig am Rand, die noch vorhandene Kraft ist wie am Verbluten, wie oft ist es einem zumute, als ginge einem der Atem schier aus! Aber es ist wie im 118. Psalm, wo einer, der hier auch Bescheid weiss, sagt: «Der Herr züchtigt mich wohl, aber gibt mich dem Tode nicht.» So leben die begnadeten Diener Gottes «als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet» (9). Oder man ist traurig, todtraurig, es ist zu vermuten, dass Paulus persönlich um die zeitweilige Not der Depression weiss, aber es ist eine Freude da, die stärker ist als die Traurigkeit des Gemüts: «als die Traurigen, aber allezeit fröhlich». Man ist arm, arm an Macht, arm an Mitteln und arm im Geist, und es geschieht, dass gerade in Zeiten besonders empfindlicher Armut Menschen beschenkt von einem weggehen. Man ist ein Habenichts, Luther sagt dazu, es habe schon manchen König gegeben, der die Predigt des Worts und den niederen geistlichen Dienst verachtete, und hatte keine Ahnung davon, wie entscheidend alles, was er unternahm, von den Gebeten eben dieser Gläubigen abhing: «als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben, und doch alles haben» (10). Es ist aber nicht ein unseliger Schwebeszustand, der da beschrieben wird, es ist nicht Kippe, sondern es ist bereits Wende, Sieg und Entscheidung vom eigenen Sterben zum Leben Christi hin, ja es ist der heimliche Ostersieg, von dem der Begnadete lebt. Schande, Verkennung, Traurigkeit, Armut, Sterben und Nichts sind heimlich schon gebrochen und überwunden, sind ablaufende Wasser, das Schiff verlassende Ratten. Hingegen Ehre, Freude, Leben und Fülle sind da, in Christus dem Gegenwärtigen und Kommenden bereits da, und dem Glaubenden hilfreiche Wirklichkeit.

So sieht es aus, das Bild des von der Gnade Gezeichneten, ein Bild des Leidens, des Kampfes und des Sterbens, das

«gar unfreundlich anzusehen ist». So sind van Gogh und Rembrandt, bei allem Zerfall ihrer bürgerlichen Gestalt, begnadete Maler, so Calvin mit seinem Magenleiden ein begnadeter Lehrer, Dostojewski mit seinen epileptischen Anfällen ein begnadeter Schriftsteller, Kierkegaard, der in keinen Schuh recht passt, ein begnadeter Denker, so ist Pestalozzi, dessen Leben eine einzige Folge von Zusammenbrüchen und Versagen ist, ein begnadeter Erzieher, so dürfen Väter und Mütter, denen Sorgenkinder verordnet sind, Männer und Frauen, die aneinander leiden, begnadete Eltern und Eheleute sein, Menschen, vom Unglück gezeichnet, von der Gnade geformt — Begnadete!

Das fremde Joch

¹¹ O ihr Korinther! unser Mund hat sich aufgetan, unser Herz ist weit. ¹² Ihr habt nicht engen Raum in uns; aber eng ist's in euren Herzen. ¹³ Ich rede mit euch als mit meinen Kindern, dass ihr euch auch also gegen mich stellet und werdet auch weit. ¹⁴ Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit zu schaffen mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis? ¹⁵ Wie stimmt Christus mit Belial? Oder was für ein Teil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? ¹⁶ Was hat der Tempel Gottes für Gleichheit mit den Götzen? Ihr aber seid der Tempel des lebendigen Gottes; wie denn Gott spricht: «Ich will unter ihnen wohnen und unter ihnen wandeln und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein.» ¹⁷ Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen ¹⁸ und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr.

¹ Dieweil wir nun solche Verheissungen haben, meine Liebsten, so lasset uns von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes uns reinigen und fortfahren mit der Heiligung in der Furcht Gottes. 2. Korinther 6,11 - 7,1

Es ist wichtig, im Auge zu behalten, dass es hier noch einmal um die Gnade geht. Das Kapitel hat angefangen mit der Mahnung «dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget». Wir haben gesehen, dass Gottes Gnade Gestalt annehmen, unter uns wirken will, ansonst sie unnütz, umsonst empfangen ist. Wir haben ferner zur Kenntnis genommen, dass die Begnadeten, so wie Paulus, so wie die Bibel sie versteht, ein anderes Aussehen haben, als es dem natürlichen Menschen gefällt. Diese Darstellung des begnadeten Menschen findet hier nun ihre direkte Fortsetzung. Auch das Bildnis eines Begnadeten, das wir in dieser zweiten Hälfte des Kapitels gezeichnet bekommen, will unserem allgemeinen Empfinden nicht besonders sympa-

thisch erscheinen. Es ist darum sehr begründet, dass Paulus sichtlich Atem holt und sich gleichsam einen Ruck geben muss, bevor er es unternimmt, in der Schilderung des Begnadeten weiterzufahren: «O ihr Korinther! unser Mund hat sich zu euch aufgetan, unser Herz ist weit...» (11). O ihr Korinther, ruft er den Empfängern des Briefes zu, schliesst doch vor dem, was jetzt folgt, Herz und Ohren nicht zu! Die ihr in meinem Herzen weiten Raum habt, gewährt doch auch mir, das heisst, dem Wort, das ich euch jetzt zu sagen habe, Gehör und Zustimmung! «Ihr habt nicht engen Raum in uns, aber eng ist's in euren Herzen» (12). Paulus bietet hier Weitherzigkeit an und erwartet Herzensgrösse auch von seinen Lesern und Hörern. So ist er sichtlich bemüht, uns auf einige harte Knacknüsse, die er uns zumuten muss, vorzubereiten. Es ist, wie wenn er gewusst und zum vornherein damit gerechnet hätte, dass es einst Ausleger geben wird, die den Abschnitt so «unpaulinisch» finden werden, dass sie ihn kurzerhand als Einschub eines Unbefugten abtun werden. Ja ich möchte offen gestehen, dass ich nach dem ersten oberflächlichen Lesen diesen Text der Gemeinde lieber auch nicht zugemutet hätte. Aber es ist eine alte Erfahrung, dass, wenn uns ein Wort der Bibel besonders verschlossen ist und zusetzt, dass das dann jeweilen ein guter Grund ist, besonders aufmerksam und sorgfältig hinzuhören. Wo wir geneigt sind, die Ohren zuzuhalten und die Türen zu schliessen, gerade da hat Gott eine besonders dringliche Botschaft für uns bereit. — Nicht umsonst hiess es damals, als das lebendige Wort leibhaftig zu uns Menschen kam, «sie hatten keinen Raum in der Herberge», und «er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf». «O ihr Korinther! unser Mund hat sich zu euch aufgetan — ich rede zu euch als mit meinen Kindern, dass ihr euch auch also gegen mich verhaltet und werdet auch weit» (13). Nach dieser etwas auffälligen Vorbereitung des Terrains erst rückt nun der

Apostel mit seinem Anliegen heraus: «Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen» (14).

Schon die Tatsache, dass Paulus die Gemeinde von Korinth — und damit auch uns, Gemeinde in Bern — daran erinnert, dass es Gläubige und Ungläubige gibt, mag manch einen unter uns eher peinlich berühren. Die blossе Aussage, dass die Christen in Korinth Gläubige unter Ungläubigen sind, ist nicht leicht verdaulich — und nun gar das Wort vom «fremden Joch»! Das Bild stammt aus dem Alten Testament und ist uns nicht ohne weiters verständlich. Es ist im Gesetz untersagt, reine und unreine Tiere, Ungleiches zusammenzuspannen. So ist ein Rind und ein Esel als Zwiegespann am Pflug oder auf der Dreschteme verboten. Indem nun Paulus dieses Bild vom Joch auf das Verhältnis zwischen Gläubigen und Ungläubigen überträgt, will er den korinthischen Christen sagen: Lasst euch nicht mit den Ungläubigen zusammenspannen, macht nicht gemeinsame Sache mit ihnen, distanziert euch von den Ungläubigen! Paulus ist sich offenbar bewusst, dass er das an Leute schreibt, die mit ihren Mitbürgern durch tausend Fäden des Alltags verbunden und versponnen sind. Das sagt er Menschen, die unter den Ungläubigen nicht nur gute Bekannte, sondern nahe Verwandte haben, vereinzelt sogar mit Ungläubigen verheiratet sind. Manche von ihnen sind Sklaven, deren Herren und Besitzer in der überwiegenden Mehrzahl noch Ungläubige sind. Ist sich Paulus wirklich voll bewusst, in welcher unmöglichen Situation er mit dieser Distanzforderung seine Glaubenskinder bringt? Und doch, obschon er das ganz offensichtlich weiss, will und kann er ihnen nicht ersparen, sie daran zu erinnern, dass man als Christ etwas Besonderes ist, dort in Korinth und hier in Bern. Das war doch schon immer so mit Gottes Volk, schon zur Zeit des Alten Bundes, und hat seither keineswegs geändert. Das Geheimnis der Erwählung zu Gottes Eigentumsvolk gehört doch zu den unerschütterli-

chen Fundamenten des Gnadenstandes: «Ihr seid der Tempel des lebendigen Gottes; wie denn Gott spricht: Ich will unter ihnen wohnen und unter ihnen wandeln und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein» (16). Und nun folgt wie bei einer blutigen Operation Schnitt um Schnitt. Sie sind gerecht. Wir wissen, wie das bei Paulus gemeint ist. Aus Gnaden gerecht geworden, durch den Glauben. Aber das sind sie nun: «Was hat die Gerechtigkeit zu schaffen mit der Ungerechtigkeit?» Sie sind das Licht der Welt. Christus hat das den Seinigen vollmächtig zugesagt und sie damit aus der Finsternis herausgerettet: «Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?» Christus hat sie aus aller Gewalt des Teufels erlöst und sie zu seinem Eigentum erklärt. Zum Gnadenstand gehört, dass wir in Christus sind und Christus ist in uns: «Wie stimmt Christus mit Belial?» («Beliar» oder «Belial», spätjüdische Bezeichnung für Teufel). Sie sind Gottes Tempel: «Was hat der Tempel Gottes für Gleichheit mit den Götzen?» «Was für Teil hat (überhaupt) der Gläubige mit den Ungläubigen?» (14-16). Und dann wird es vollends ungemütlich, wenn er weiter folgert und fordert: «Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr» (17.18). Hier traut man seinen Ohren nicht recht. Man bekommt den Eindruck eines Rückfalls in die pharisäische Vergangenheit des Apostels, ja man fragt sich geradezu, ob hier ein Mann des Alten Testaments rede, der von Christi Kommen noch keine Kenntnis hat? Man möchte darum hier dem Apostel am liebsten ins Wort fallen und erwidern: Wenn es so steht, dass wir als Bürger von Korinth und als Bürger von Bern uns absondern sollen von unserem Volk, wenn das Nichtziehen am fremden Joch solch weitreichende und derart einschneidende Konsequenzen hat, dann adieu, kommt nicht in Frage. Aber Paulus ruft

uns nach: «O ihr Korinther!» O ihr Berner! Werdet nicht ungeduldig. Brecht das Gespräch nicht ab. Wer weiss? Vielleicht hat es euch doch etwas zu sagen.

«Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen — geht aus von ihnen — sondert euch ab — rühret kein Unreines an...», ein schweres Wort. Eine kleine Zwischenüberlegung wird uns hier weiterhelfen: Albert Schweitzer erzählt in seinem kleinen Buch «Aus meiner Kindheit» einige Einzelheiten aus seiner Jugend, die er im Dorfe Günsbach, im elsässischen Münstertal als Kind des dortigen Pfarrers verleben durfte. Einmal, bei einer Rauferei mit einem Bauernjungen, als er über diesen den Sieg davongetragen hatte, knirschte der Besiegte am Boden: «Wenn ich jede Woche zweimal Fleischsuppe bekäme wie die Pastorensöhnchen, dann wäre es mir auch ein leichtes, stärker zu sein.» Diese Bemerkung traf den Jungen. Von dem Tage an sass ein unausrottbarer Widerwille in ihm, etwas anderes zu haben und zu sein als die Dorfkinder. Der Widerwille steigerte sich zum aktiven Widerstand und wurde für Schweitzers Eltern zum Erziehungsproblem. Bald ging die Auseinandersetzung um ein Wintermäntelchen, das aus einem alten Rock des Vaters für den Jungen umgeschneidert worden war, bald um Holzböden statt Lederschuhen, um die Bauernkappe anstatt der Matrosenmütze. Es setzte Auftritte ab, väterliche Ohrfeigen, einsperren im Keller, alles nützt nichts, der Junge will es gleich haben und will gleich sein wie die anderen.

Solche Kameradschaftlichkeit ist schön. Man würde sich nicht ungerne das Verhalten des Jesusknaben in Nazareth von solcher Art vorstellen. Ja, wenn der Herr später den Seinen nahelegt, «zu werden wie die Kinder», dann kann dabei bestimmt auch an solch knabenhafte Solidarität gedacht sein: Werdet solche, die es nicht anders, die es vor allem nicht besser haben wollen als die anderen. Solche Abneigung gegen Absonderung, Ausnahmefachen oder

gar Eigenbrötelei ist aber nicht bloss ein sympathischer Zug guter Mitmenschlichkeit, wir begegnen diesem Grundzug zur Gemeinschaft hin, dieser Grundneigung zur Solidarität hin dort, wo es um mehr geht als um vereinzelt mitmenschliches Verhalten, beim Werk und bei der Person des Herrn. Es handelt sich hier um eine der heiligen Eigenschaften Gottes selbst. Es hat Christus verlangt, «gleich wie ein anderer Mensch zu sein und an Gebärden als ein Mensch erfunden». Er, der Sohn des Höchsten selber, will sich nicht schämen, unser Bruder zu heissen, unsereiner zu sein, irdisch Gewand und Menschenantlitz zu tragen. In Jesus wird Gott solidarisch mit uns Menschen. Nach der Definition des Sprachbrockhaus heisst solidarisch «füreinander einstehend», auch «gesamtschuldnerisch». Jesus wird «für uns Menschen einstehend», ja er, der Schuldlose, wird mit uns «gesamtschuldnerisch», begibt sich unter die gleiche Decke, unter der wir Menschen stecken. Als selbst Sündloser durchbricht er das selbstgerechte System und Gefüge von Abschränkungen und pharisäischer Sonderungen, wie er es im Israel seiner Zeit antrifft. Pharisäer heisst ja geradezu der Abgesonderte, Gott aber «hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt». So bricht Jesus hindurch zu den Zöllnern und Sündern, isst mit ihnen, setzt sich mit ihnen auf dieselbe Bank, «sitzet, da die Spötter sitzen» (Psalm 1). Er geht auch zu Zachäus an den Tisch, sogar zu Simon Levi, dem Pharisäer. Dieser heilige Grundzug Gottes, dieses «für uns einstehen», dieses «gesamtschuldnerische» Verhalten Gottes der Welt gegenüber hat ja dann schliesslich bis dorthin geführt, da ein Paulus jubelnd erklären kann, der Zaun zwischen Juden und Heiden, zwischen denen, die bis jetzt einzig Gottes auserwähltes Eigentum waren, und jenen, die bis jetzt noch nicht Gottes Volk waren, der Zaun zwischen Gläubigen und Ungläubigen sei

abgebrochen, die Bresche sei geschlagen, der Weg für die Botschaft sei frei, frei zu laufen durch die Völker bis an den Rand der Welt. Dieses Verhalten Gottes zur Welt schreibt uns Christen unser Verhalten zur Welt vor. Die Kirche Christi kann, es ist gar nicht anders möglich, sich der Welt gegenüber nur solidarisch verhalten, «gesamtschuldnerisch», und «für die Welt einstehend». Eine Christenheit, die sich von der Schuld dieser Welt pharisäisch distanzieren wollte, wäre ihrem tiefsten Wesen und ihrer Sendung untreu geworden und hätte aufgehört, Kirche Christi zu sein. So wie Christus in die Welt gekommen ist, so ist die Kirche Christi in die Welt gestellt, in die Welt gesandt. Ihr Platz, ihr Standort ist in der Welt. Sie kann nie weit genug draussen, nie tief genug drinnen in der Welt, nie weltlich genug sein. Wir denken in diesem Zusammenhang an die überaus gefüllten Worte, dass die Christen das Salz der Erde sind und das Licht der Welt. «Denn also hat Gott die Welt geliebt...» Ein solch erstaunlich kräftiges Ja sagt Gott zur Welt. Das ist die eine Linie der Heiligen Schrift, die erste, die wichtigste.

Aber nun gibt es noch eine sekundäre, eine zweite Linie, und die geht nun nicht auf Solidarität, sondern auf Distanz, auf Absonderung von der Welt. Mit dieser zweiten biblischen Linie haben wir es im Wort vom «fremden Joch» zu tun. Schon auf den ersten Blättern der Schrift, im ersten Buch der Bibel, wird einem bestimmt guten Bürger seiner irdischen Heimat der Befehl erteilt: «Gehe aus deinem Vaterland und aus deinem Vaterhaus in ein Land, das ich dir zeigen will.» Und im zweiten Buch der Bibel wird gar ein ganzes Volk beiseite genommen: «Du sollst mir ein Besonderes sein, ein abgesondertes Volk unter den Völkern, mein Eigentum.» Die Juden haben an dieser Last der göttlichen Absonderung schwer genug getragen, unvergleichlich schwerer als Albert Schweitzer, und es hat mehr Schläge abgesetzt von Seiten des Vaters, sie in dieser

Distanz zu erhalten. Immer wieder wollten sie sein wie die anderen Nationen, wollten wie sie einen König haben mit allem Zubehör. Das war ja weithin der Kampf der Propheten, dass Israel immer und immer wieder Ausbruchsversuche aus der gottverordneten Absonderung unternahm. Und im Neuen Testament geht diese Linie der Absonderung weiter. Zuerst sehen wir da einen Täufer auf die Seite genommen. Eines Morgens sehen sich eine Handvoll junger Männer, die am Seeufer mit ihren Netzen hantieren, abseits geführt wie Verhaftete, von Vater, Mutter und Beruf weg. Jesus hat die Seinen auf die Seite genommen bis dorthin, wo er einem von ihnen verbietet, an der Beerdigung seines Vaters teilzunehmen. Die neutestamentlichen Worte der Absonderung sind schwer, es ist Kreuzgewicht in ihnen: «Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe», «ihr müsst gehasst werden von jedermann», ja er spricht ein ausdrückliches «Wehe» aus über diejenigen, über die jedermann wohlredet, über die um jeden Preis Populären. Es ist direkte Verlängerung dieser Linie der Nachfolge Jesu, wenn Johannes im ersten seiner Briefe schreibt: «Habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist, denn wer die Welt liebhat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters», und Jakobus ist gedeckt durch die letzte der Seligpreisungen Christi, wenn er sagt: «Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft.» «Ihr könnt nicht Freunde der Welt sein und gleichzeitig Gottes Freunde», entweder — oder. Und eben in dieser Linie liegen die Worte des Paulus in diesem Kapitel: «Zieheth nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen — was hat die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit gemeinsam? das Licht mit der Finsternis? Christus mit Belial? der Tempel Gottes mit den Götzen? sondert euch ab! rührt kein Unreines an!»

Kein Zweifel, die Bibel unterscheidet zwei Arten von Absonderung und Distanz, eine gute und eine böse. Die schlechte ist jene, die wir selber machen, die Distanz der

Selbstgerechtigkeit. Es ist kaum zufällig, dass man das Wort vom «fremden Joch» in der Regel von Christen zu Gehör bekommt, denen ein Gerüchlein der Selbstgerechtigkeit entströmt. Wer allzu freigiebig mit dem Wort vom «fremden Joch» um sich wirft, verrät damit, dass er es im Sinne der Selbstgerechtigkeit gebraucht. Es dünkt einen, wir sollten von der Gestalt des Pharisäers, die ein für allemal von Christus als abschreckendes Beispiel falscher Absonderung gezeichnet worden ist, eine starke Spritze in uns tragen, die uns für immer gegen diese falsche Distanznahme immun machen müsste. — Aber aus lauter Angst und Abscheu, in diese falsche Absonderung zu schlittern übersehen wir nun leicht, dass es auch eine gute, eine gottgewollte Distanz gibt, nicht die der Selbstgerechten, sondern die der Begnadeten, die Paulus hier, was aus dem Zusammenhang so deutlich hervorgeht, meint. Unter diese, von Gott angeordnete Distanz, die Paulus hier mit dem Verbot am fremden Joch zu ziehen meint, haben wir uns zu beugen. Sie ist als Kreuz zu tragen.

Man kann sich ja füglich fragen, warum Paulus, und Christus schon vor ihm, mit seiner Forderung den Korinthern, und damit auch uns Bernern, das Christsein so schwer macht? Ich glaube, weil er uns liebt: «Ich will euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr» (18). Um dieser gewaltigen Verheissung nicht verlustig zu gehen, so fährt er ausdrücklich weiter, ist es nötig, Distanz zu halten von der Welt: «Dieweil wir nun solche Verheissungen haben, meine Liebsten, so lasset uns von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes uns reinigen und fortfahren mit der Heiligung in der Furcht Gottes» (7,1). Aber wir würden diese Liebe Gottes zu seinem Volk und Eigentum völlig falsch deuten, wenn wir daraus auf eine Gleichgültigkeit Gottes der Welt gegenüber schliessen würden. Gott liebt seine auserwählten Heiligen nicht in dem Sinne, dass

er über ihnen die Welt vergisst. Gerade um der Welt willen hat er sie ja auserwählt und ausgesondert: Weil Gott die Welt liebt, weil Gott Gedanken der Rettung der Welt im Herzen trägt, darum erwählt und unterhält er in dieser Welt eine Schar, die sein Volk und Eigentum heisst. Nur so ist das selige Geheimnis der Erwählung erkannt: Gott nimmt seine Gemeinde abseits, weil er ihr in der Welt und für die Welt eine Aufgabe bereit hat, der Welt zugut, der Welt zum Heil. Die Aufforderung zur Distanz ist eine Dienstanweisung Gottes an die Seinen. Ist das nicht bei jedem Metier mehr oder weniger der Fall? Es ist einer nur dann ein guter Konditor, wenn es ihm geschenkt ist, auch den rechten Abstand zu wahren von seinem Beruf, und er sich nicht an den eigenen Süßigkeiten innert weniger Jahre den Magen ruiniert. Und ein tüchtiger Bauer kann einer nur dann sein, wenn er nicht Sklave seiner Scholle wird. Bauern, die nur die Erde kennen und nicht auch den Himmel über der Erde, sind letztendlich dann doch nicht tüchtige Bauern. Und es ist einer ein untüchtiger Gastwirt, wenn er nicht einen gewissen Abstand wahrt von seinen Flaschen und Fässern. Und so ist einer ein pflichtvergessener, untauglich gewordener Christ, wenn er an diese Welt sich verliert, in dieser Welt auf- und untergeht. Das ist das Geheimnis des heiligen, des gottgewollten Abstandes. Die Korinther täten der Umwelt einen miserablen Dienst, wenn sie gleich würden wie sie. Gewiss, das erste Wort ist und bleibt die Gemeinschaft, die Solidarität Gottes und seiner Kirche mit der Welt. Aber das zweite Wort ist und bleibt die Distanz. Vergessen wir nicht, die Welt hat nicht nur die Gemeinschaft der Christen nötig, sondern auch ihren Abstand, ja, auch Widerspruch und Widerstand ist eine notwendige Form des Dienstes der Kirche an der Welt. Darum «ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen», lasset euch nicht gleichschalten mit der Welt, werdet nicht Mitläufer, fraternisiert nicht, habt die Welt nicht falsch, sondern

richtig lieb, so, dass Kirche Kirche bleibt, um in dieser Welt und an dieser Welt ihren gottverordneten Dienst tun zu können. Die Aufforderung, nicht am fremden Joch zu ziehen, ist besonders in Zeiten und an Orten aktuell und wichtig, da die Welt der Kirche Gunst erweist und Vorteile bietet. Da wird's gefährlich mit dem Ziehen am fremden Joch. Wie, wenn dann, anstatt dass die Kirche der Welt die Gnade verkündet, die gnadenlose Welt mit ihrer harten Moral in die Kirche einbricht? Wie, wenn anstatt dass das Licht aus der Kirche in die Welt hinausstrahlt, die Welt mit ihren trüben Lichtern in die Kirche hereinflutet und jene seltsame Dämmerung verursacht, die man an ihr so liebt? Wie, wenn anstatt dass die Kirche der Tempel Gottes in der Welt und wie ein ärgerliches Verkehrshindernis in der Zeit drin steht — dann umgekehrt die Welt in der Kirche ihren Göttern Altäre baut? Darum, um der Welt willen, im besser verstandenen Interesse der Welt «ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen — sondert euch ab — rührt kein Unreines an...»

Eine letzte Überlegung veranlasst uns, das Wort vom Nichtziehen am fremden Joch nicht allzu pausbackig nachzusprechen und nicht selbstsicher uns zu eigen zu machen, sondern hier eher Sorgfalt und Sparsamkeit im Gebrauch zu empfehlen: Es betrifft die Unterscheidung von Gläubigen und Ungläubigen, genauer gesagt unser Unterscheidungsvermögen. Wer darf im Sinne des Endgültigen und Unverlierbaren behaupten: Ich bin ein Gläubiger? Wie war das bei einem Simon Petrus und seinen Mitjüngern? Passiert es ihnen nicht je und je, dass der Meister sie als Kleingläubige, gar als Zweifelnde anreden muss? «Der Glaube ist ein Widerfahrnis, über das keiner verfügt» (Barth). Gott, dessen Gnade frei ist wie der Wind und wie der Sonnenstrahl, weiss, wer zu den Gläubigen gehört. Es ist der Herr, der die Seinigen kennt, der Unkraut und Weizen, Schafe und Böcke endgültig voneinander scheidet

wird. Umgekehrt, wer ist endgültig ein Ungläubiger? Welchem Menschen auf Gottes Erdboden darf man auf den Kopf hin zusagen: Du bist es und bleibst es? Können nicht nach Gottes verborgenem Plan Ungläubige von gestern und von heute — Gläubige von morgen und von übermorgen sein? Auch um der Hoffnung willen, deren Reichweite kein Mensch selber bestimmt, ist den Begnadeten sparsamer Gebrauch des Wortes empfohlen: «Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen.»

Handreichung

Ein Durchbruch

² Fasset uns: Wir haben niemand Leid getan, wir haben niemand verletzt; wir haben niemand übervorteilt. ³ Nicht sage ich solches, euch zu verdammen; denn ich habe droben zuvor gesagt, dass ihr in unseren Herzen seid, mitzusterben und mitzuleben. ⁴ Ich rede mit grosser Freudigkeit zu euch; ich rühme viel von euch; ich bin erfüllt mit Trost; ich bin überschwenglich in Freuden in aller unsrer Trübsal. ⁵ Denn da wir nach Mazedonien kamen, hatte unser Fleisch keine Ruhe; sondern allenthalben waren wir in Trübsal: auswendig Streit, inwendig Furcht. ⁶ Aber Gott, der die Geringen tröstet, der tröstete uns durch die Ankunft des Titus; ⁷ nicht allein aber durch seine Ankunft, sondern auch durch den Trost, mit dem er getröstet war an euch, da er uns verkündigte euer Verlangen, euer Weinen, euren Eifer um mich, also dass ich mich noch mehr freute. ⁸ Denn dass ich euch durch den Brief habe traurig gemacht, reut mich nicht. Und ob's mich reute, dieweil ich sehe, dass der Brief vielleicht eine Weile euch betrübt hat, ⁹ so freue ich mich doch nun, nicht darüber, dass ihr seid betrübt worden, sondern dass ihr betrübt seid worden zur Reue. Denn ihr seid göttlich betrübt worden, dass ihr von uns ja keinen Schaden irgendworin nehmet. ¹⁰ Denn die göttliche Traurigkeit wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereut; die Traurigkeit aber der Welt wirkt den Tod. ¹¹ Siehe, dass ihr göttlich seid betrübt worden, welchen Fleiss hat das in euch gewirkt, dazu Verantwortung, Zorn, Furcht, Verlangen, Eifer, Rache! Ihr habt euch bewiesen in allen Stücken, dass ihr rein seid in der Sache. ¹² Darum, ob ich euch geschrieben habe, so ist's doch nicht geschehen um des willen, der beleidigt hat, auch nicht um des willen, der beleidigt ist, sondern um deswillen, dass euer Fleiss gegen uns offenbar würde bei euch vor Gott. ¹³ Derhalben sind wir getröstet worden, dass ihr getröstet seid. Überschwenglicher aber haben wir uns noch gefreut über die Freude des Titus; denn sein Geist ist erquickt an euch allen. ¹⁴ Denn was ich vor ihm von euch gerühmt habe,

*darin bin ich nicht zu Schanden geworden; sondern, gleichwie alles wahr ist, was ich mit euch geredet habe, also ist auch unser Rühmen vor Titus wahr geworden.*¹⁵ *Und er ist überaus herzlich wohl gegen euch gesinnt, wenn er gedenkt an euer aller Gehorsam, wie ihr ihn mit Furcht und Zittern habt aufgenommen.*¹⁶ *Ich freue mich, dass ich mich zu euch alles [Guten] versehen darf.*

2. Korinther 7,21-16

Ein betagter Altstadtbewohner hat mir dieser Tage anlässlich eines Besuches in seiner Schattseitmansarde gesagt, Christsein entscheide sich an der Freude. Das ist wahr. Und nun ist sie offenbar hier geschenkt worden. Es liegt über diesem Kapitel etwas wie ein geheimnisvoller Durchbruch. Und was hier durchbricht, ist Sonne. Es ist ein schöner Anblick, wenn wir Menschen begegnen, die sich von Herzen freuen. Diese Augenweide wird uns hier zuteil. Nicht weniger als sechsmal gibt Paulus im Verlauf dieses Kapitels seiner Freude beredten Ausdruck; ja dreimal nennt er sie grosse, sogar überschwengliche Freude: «Ich rede mit grosser Freudigkeit zu euch; ich rühme viel von euch; ich bin erfüllt mit Trost; ich bin überschwenglich in Freuden in aller unserer Trübsal.» «Überschwenglicher aber haben wir uns noch gefreut über die Freude des Titus; denn sein Geist ist erquickt an euch allen» (13). Man spürt diesen Worten an, dass sie aus einem dankerfüllten Herzen überquellen. Und die überschwengliche Freude des Apostels ist echt und durchaus nicht wohlfeil: «Ich bin überschwenglich in Freuden in aller unserer Trübsal» (4). Ich sah letzthin — sie lag in einem Salonzimmer auf — wieder einmal eine der reich ausgestatteten und bebilderten Werbeschriften der moralischen Bewegung von Caux. Auf jedem der hier gezeigten Gesichter lag genau das gleiche breite Lachen, so dass man beim oberflächlichen Durchblättern auf die Idee hätte kommen können, es handle sich um eine Reklameschrift zum Verkauf von Zahnpasta — lauter wohl gepflegte, herrlich weisse Zähne blinkten einem da aus lauter wohl

gepflegten Gesichtern entgegen. So weit sind wir jetzt offenbar mit der Kameratechnik, dass wir mit ihrer Hilfe Gefahr laufen, die heilige Regung der Christenfreude zu einer aufmontierten Schaustellung und damit unwahrscheinlich und fragwürdig zu machen. Solch gespielte Freude sieht man jetzt viel. Sie ist, will mich dünken, fast ein wenig typisch für unser Geschlecht. Dass die überschwengliche Freude des Apostels hier nicht fototechnisch schaugestellt, sondern echt ist, geht aus der Darstellung der Zusammenhänge deutlich genug hervor. Diese Freude ist nämlich hier alles andere als selbstverständlich. Die Freude, die hier zum Ausdruck und Durchbruch kommt, ist ein Wunder, ein Sieg. Versuchen wir mit Gottes Hilfe, dasselbe zu erkennen und selber daran froh zu werden, unsere Herzen daran zu erwärmen, so wie man im Winter kalte Hände am Ofen wärmt.

Die ganze Situation ist hier so, dass Freude, gar überschwengliche, so gut wie ausgeschlossen erscheint. Es ist ein heisses Eisen, das Paulus hier anrühren muss. Er redet offen und herzlich («dass ihr in unseren Herzen seid») (3) von der Spannung, die zwischen ihm und der Gemeinde von Korinth bestanden hat. Dieselbe war zeitweise unerträglich, wuchs sich aus zum tiefen Konflikt und war drauf und dran, zum endgültigen Bruch zwischen Apostel und Gemeinde zu führen. Es ging auf Brechen und Biegen. Grund des Konflikts sind die Zustände in der Christengemeinde von Korinth, Verhältnisse von unwahrscheinlicher Grobschlächtigkeit. Es gibt unter den Christen in Korinth — Paulus hat sichere Nachricht darüber — welche, die zur Prostituierten gehen, als verstünde sich das von selbst. Es kommt unter anderem auch vor, dass sich Christen beim Abendmahl trunken machen. Auch ein Fall von Blutschande ist allgemein bekannt. Die Korinther haben entweder die Kraft und den Mut nicht, oder vielleicht auch nicht die nötige Einsicht und Willigkeit, durchzugreifen und Ord-

nung zu schaffen. Dabei schützen sie Differenzen theologischer Art vor, die zwischen ihnen und Paulus beständen; sie seien glaubensmässig nicht mit Paulus einig, wie man das oft zu tun pflegt, wenn man nach begangenen Fehltritt sich noch im Stadium der Selbstrechtfertigung befindet. So gibt es in Korinth Parteilungen, solche, die es mit Paulus halten, und Gegner. Kurz, es war ein regelrechter «Mais» in der Gemeinde. Paulus fühlte sich als Apostel verantwortlich, wusste aber gleichzeitig, dass ein Besuch und ein persönliches Eingreifen seinerseits momentan in Korinth nicht möglich war, aus welchen Gründen, ist nicht ersichtlich. Das ist hier die Situation; für die Beteiligten hüben und drüben nicht eben rosig. Dass es solches schon in der Urgemeinde gibt, ist ein Hinweis darauf, dass die Kirche Christi von allem Anfang an von der Vergebung lebt.

Diese Not lastet unsagbar auf dem Apostel. Er setzt sich schliesslich hin und schreibt einen Brief. In solcher Lage und Verfassung Briefe zu schreiben, das wissen wir alle, ist nicht immer ratsam. Wenn Worte einmal schwarz auf weiss dastehen, ist ihre Wirkung einschneidender, unabänderlicher als bei Worten im persönlichen Gespräch. Der Apostel ist sich des Wagnisses einer schriftlichen Äusserung bewusst. Es ist denn auch ein scharfer Brief geworden, in dem er unumwunden seine Meinung äusserte und von der Gemeinde in Korinth verlangte, was zu fordern war. Aber kaum hat er das Schreiben aus den Händen, will es ihn schon gereuen. Wird er damit in Korinth nicht noch mehr Geschirr zerschlagen als nötig ist? Sind sie überhaupt in der Lage, jetzt ein Wort von ihm anzunehmen? Haben sie ihm doch deutlich genug zu verstehen gegeben, dass sie nicht gewillt sind, sich von ihm beavatern zu lassen, auch wenn sie nicht leugnen können, dass er ihr geistlicher Vater ist. Und nun hat er sich gleich auch noch zu einem zweiten, nicht weniger gewagten Schritt entschlossen. Er schaltete eine Drittperson ein, einen Mann mit Namen Titus, einen

seiner Mitarbeiter; der sollte als Unterhändler und will's Gott als Vermittler nach Korinth reisen. Paulus ist sich bewusst, welche Blöße er sich damit gibt und welcher Kritik er sich damit aussetzt. Die Gegner in Korinth werden imstande sein zu höhnen, selber wage er nicht zu kommen, schicke darum einen anderen vor, der für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen müsse. Aber Paulus überwindet die Bedenken und sendet Titus. Gleichzeitig läuft offenbar auch in anderen Gemeinden, eben in jener Zeit allerlei Ungerades. Es ist, wie wenn auf der ganzen Linie buchstäblich der Teufel los wäre. Die Sache Christi könnte, wenn man nicht im Glauben stünde, untergehen: «Unser Fleisch hatte keine Ruhe; sondern wir waren allenthalben in Trübsal: auswendig Streit, inwendig Furcht» (5).

Und dann ist die Nachricht eingetroffen, dass der scharfe Mahnbrief und der Besuch des Titus eine wider alles Erwarten, über alles Bitten und Verstehen günstige Aufnahme gefunden hat in Korinth. Eine Wendung zum Guten, ein Umschwung hat stattgefunden. Wohl hat der Mahnbrief die Fehlbaren und Säumigen aufs tiefste getroffen und aufgewühlt, hat sie traurig gemacht und bis zu Tränen betrübt. «Euer Verlangen, euer Weinen, euer Eifer um mich» (7) überrascht, ja beschämt den Apostel offensichtlich. Das Wunder ist geschehen, dass Gott in Korinth geredet und eingegriffen hat. Sie vermögen dort die Massnahmen des Apostels als in Auftrag und Vollmacht getroffen zu erkennen. Und sie haben bereut. Unter der Wirkung des Heiligen Geistes ist etwas wie Tauwetter eingetreten: «Siehe, dass ihr göttlich seid betrübt worden, welchen Fleiss hat das in euch gewirkt, dazu Verantwortung, Zorn, Furcht, Verlangen, Eifer, Rache! Ihr habt euch bewiesen in allen Stücken, dass ihr rein seid in der Sache» (11). Die Freude des Apostels über dieses Wunder der Busse, der Umkehr und Wiedergutmachung ist ein Anteil an jener Freude, die im Himmel über einen Sünder ist, der

Busse tut. Es ist wie ein heisses Dankgebet, das Paulus daraufhin zum Himmel schickt, wenn er sagt: «Gott aber, der die Geringen tröstet, der tröstete uns durch die Ankunft des Titus» (6). Der Apostel gebärdet sich nicht als ein Grosser, nicht als ein Bedeutender, er ist der Geringsten einer, er ist, wie wir später noch vernehmen werden (Kap. 11 und 12), ein Schwacher, in dessen Schwachheit die Kraft Christi zur Vollendung gelangt. Nicht seinen Massnahmen schreibt er den Umschwung in Korinth zu, zu sehr ist er sich bewusst, wie leicht Brief und Besuch das Gegenteil hätten auslösen können, nein, Christus hat eingegriffen, hat das Steuer herumgerissen, als das Schiff schon dem Untergang geweiht schien. Wie hat Gott alles wohl gemacht! Als die Not am grössten war, da war die Hilfe wieder einmal am nächsten. Gewiss sind damit die Schwierigkeiten in Korinth nicht einfach aus der Welt geschafft. Aber so viel ist doch immerhin erreicht, dass die Türen nicht endgültig zugeschlagen sind und die Möglichkeit des Gespräches wieder vorhanden ist. «Gott, der die Geringen tröstet, tröstete uns...» «Uns», sagt der Apostel. Auch Titus ist getröstet, auch er ist ja nur ein geringer Mitarbeiter. Ja es sind Anzeichen da, dass sogar die Fehlbaren in Korinth erfasst sind von der auftauenden, Eis brechenden Wirkung des Heiligen Geistes. Nach der Zeit des Weinens ist nun die Freude durchgebrochen, die grosse, die überschwengliche Freude. Es ist, als hörte man hier von fernher die Ansage des Engels in jener denkwürdigen Stunde: «Fürchtet euch nicht; denn siehe, ich verkündige euch grosse Freude, die allem Volk widerfahren ist, denn euch ist der Heiland geboren.»

Hier fällt nun das bekannte Wort von der zwiefachen Traurigkeit. Es gibt eine gesegnete Traurigkeit, die Reue und Wiedergutmachung. Freude und Frieden, Heil und Leben wirkt. Weil diese gute Traurigkeit in Korinth zum Durchbruch gekommen ist, hören wir jetzt den Apostel

sagen: «Denn dass ich euch durch den Brief habe traurig gemacht, reut mich nicht. Und ob's mich reute, dieweil ich sehe, dass der Brief vielleicht eine Weile euch betrübt hat, so freue ich mich doch nun, nicht darüber zwar, dass ihr seid betrübt worden, wohl aber, dass ihr seid betrübt worden zur Reue. Denn ihr seid göttlich betrübt worden, so dass ihr von uns keinen Schaden in irgend etwas nehmet. Denn die göttliche Traurigkeit wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereut; die Traurigkeit aber der Welt wirkt den Tod» (8-10). Die eine wirkt das Leben, die andere den Tod. Wir kennen sie alle, diese andere, sie ist uns eine alte Bekannte, wir kennen sie nur zu gut. Sie tritt auf und begleitet uns in den allerverschiedensten Formen und Gestalten: Da ist einmal die Klage über Verlorenes, über den Verlust von Geld und Gütern, oder über den Verlust der Gesundheit, die man einst hatte, und jetzt nicht mehr hat, oder über liebe Angehörige, die der Tod dahingenommen hat. In diese Klage über Unwiederbringliches mischt sich leicht eine Dosis Selbstbedauern. Ich weiss von einer Frau, die in verhältnismässig jungen Jahren den Ernährer verlor und die nach dessen Tod von neuem den harten Kampf um ihre Existenz aufnehmen musste. Sie hat bald das leidige Selbstbedauern als Witwenfeind Nummer eins erkannt, weil es ihr nicht half, sondern sie nur schwächte und immer tiefer sinken liess. Dies süsse Gift des Selbstmitleides ist Traurigkeit dieser Welt, die der Tod wirkt. Gott aber will, dass Witwen und Waisen leben.

Und da ist die Traurigkeit dieser Welt in Gestalt der Anklage gegen Menschen, die einem Unrecht taten, es kann zehn, zwanzig, vierzig Jahre zurückliegen. Wie viel solcher Anklage gegen Menschen schleppt man doch durch die Jahre! Sie ist wie eine heimliche Giftdrüse, wie ein verborgener Abszess, durchätzt und durchsäuert die Seele und sondert Gift und Galle ab. Anklage wegen erlittenen Unrechts ist Traurigkeit dieser Welt und wirkt den Tod.

Gott aber will, dass wir leben, Gottes Gabe ist die Freude, die überschwengliche Freude.

Und hinter der nachträgerischen Anklage gegen böse Menschen verbirgt sich tückisch die Anklage gegen den ungerechten Gott, das zehrende und nagende Murren und Hadern. Auflehnung gegen Gottes verborgene Gerechtigkeit aber führt zur Verhärtung und schliesslich zur Verstockung. Sie ist Wüstenboden, auf dem nichts Grünes wächst. Auch hartnäckige Empörung gegen Gott ist Traurigkeit dieser Welt, die den Tod wirkt. Gott aber schenkt die Liebe, die sich nicht verbittern lässt, die alles glaubt, alles hofft und alles duldet. Gott will, dass wir seinen wenn auch noch so verborgenen Führungen und Schickungen trauen und erkennen, dass, wenn Empörung am Platz ist, dann nicht gegen Gott, sondern gegen uns selber. Das ist göttliche Traurigkeit, die zur Seligkeit eine Reue wirkt, die niemand gereut.

Empörung gegen Gott ist uns oft auch nicht völlig klar und bewusst und tritt dann auf als allgemeine Stimmung, als Weltschmerz und als pessimistische Weltanschauung. Man weiss nicht, was soll es bedeuten, dass man so traurig ist. Diese negative Grundhaltung und dunkle Melancholie ist die Form, in der die Traurigkeit dieser Welt nicht nur heute, aber heute besonders weit verbreitet bei unseren lieben Jungen anzutreffen ist. Sie verliert sich ins Leere, ins Nichts, in die Sinnlosigkeit. Gott aber will nicht unser Verderben, er bietet uns die heilsame Gnadengabe der Busse und der Umkehr an. Wir erhoffen sehnlichst den Tag, da das Lenzen und Tauen auch unserer Jugend einen neuen Frühling schenkt, da Freude die Trübsal durchbricht, die überschwengliche, die grosse Freude.

Und schliesslich tritt die Traurigkeit dieser Welt auf in der Form der anklägerischen Selbstbezüglichung. Wohl erkennt man da, dass nicht das Unrecht, das andere einem angetan

haben, das Schlimmste ist, sondern das Leid, das man selber anderen zugefügt hat. Dass nicht das, was Gott einem angeblich schuldig geblieben ist, einen elend macht, sondern umgekehrt, was man Gott schuldig bleibt. Das mag man wohl erkennen, aber es gibt auch eine hoffnungslose Reue, die in vertrauensloser Selbstanklage stecken bleibt, ohne Vergebung und darum ohne Busse und Neuanfang. Diese Traurigkeit der Selbstanklage erweist sich als Sackgasse. Auch sie ist Traurigkeit dieser Welt, die den Tod wirkt, den Tod als kalte Verzweiflung und Selbstvernichtung. Gott aber will, dass wir leben, will uns eine Reue schenken, die niemand gereut, will, dass wir göttlich betrübt werden. Gottes Werk ist der Durchbruch der Freude, der grossen, der überschwenglichen Freude.

Weil mit Christus die Freude, die grosse Freude in die mannigfachen Traurigkeiten dieser Welt hereingebrochen ist, darum hat jener erwähnte Altstadtbewohner recht: «Christsein entscheidet sich an der Freude.» Und darum ist es nicht von ungefähr, dass, wenn immer möglich, ein wenn auch noch so bescheidenes Festgewand zur Garderobe eines Christenmenschen gehört. Jener alte Seelsorger wusste, was er sagte, wenn jeweilen anlässlich der Konfirmation seine letzte Mahnung an die Konfirmanden lautete: «Achtet euer Leben lang darauf, ein Sonntagsgewand zu haben.» Ein Kranz von Festen schlingt sich um unser Jahr, ja jeder Sonntag soll nach Gottes Willen ein Festtag sein. Die grosse Freude ist allem Volk zugesagt, ausnahmslos. Aber wir wissen um die Widerstände, die dem Durchbruch der einen grossen Freude entgegenstehen. Es stand dieser Tage in der «Morgenwache» das alte Prophetenwort: «Machet Bahn, machet Bahn, räumt die Steine weg, denn euer Heil kommt,» Es sind, so weit wir sehen können, drei Hindernisse, die dem Durchbruch der grossen Freude entgegenstehen, drei Steine, die dem grossen Sonntag, dem grossen Fest das Gott uns bereitet, im Wege liegen.

Da sind einmal die kleinen Freuden. Gottes Feste sind zu Festchen geworden, an denen es Brauch geworden ist, sich mit mehr oder weniger Geld kleine Freuden und Vergnügen zu bereiten. Ich weiss schon, es ist ein billiges Unternehmen, gegen die kleinen Freuden loszuziehen; ich möchte sie nicht zu wichtig, und vor allem nicht tragisch nehmen. Nur in einer Hinsicht hören die kleinen Freuden auf, harmlos zu sein: Die kleinen Freuden könnten uns zum Ersatz werden für die eine grosse, die überschwengliche Freude, die uns ausser Gott niemand bereiten, die man weder kaufen noch erstehen kann. Es könnte uns das grosse Missgeschick passieren, dass wir an Gottes grossem Freudentag uns an unseren Tellerchen satt essen und an unseren Becherchen voll trinken, und der grosse Freudenbecher, «der Kelch des Segens, mit dem wir Dank sagen», bliebe unbeachtet und unberührt abseits stehen. Darum ist uns auf jedes Fest des Jahres, ja auf jeden Sonntag hin ein kräftiges Hungern und Dürsten nach der grossen, nach der überschwenglichen Freude zu wünschen.

Die kleinen Freuden — und dann die grossen Traurigkeiten, von denen wir vernommen haben. Naheliegend ist gerade heute die Versuchung, diese grossen Traurigkeiten, die den Tod wirken, zu pflegen. Man kann sogar versuchen, sich aus ihnen eine Philosophie zusammenzubrauen, eine Philosophie der Traurigkeit, sich darin einzurichten wie Diogenes in seinem Fass, und die Traurigkeiten pervers zu geniessen. Gott aber will nicht unsere Traurigkeit. Gott hat die eine, die grosse, die überschwengliche Freude proklamiert und verlangt von seinen Gläubigen, dass sie den Durchbruch dieser göttlichen Freude wie Tunnelmineure weitertreiben, bis dass kein Ort dieser Erde mehr ohne Freude sei.

Und dann das dritte Hindernis, der dritte Stein. Der ist nun recht eigentlich ernst zu nehmen. Es handelt sich um den Zustand, den wir bei den Korinthern zuerst feststellten:

Uneinsichtige, unbereute, unvergebene Schuld, bis dann schliesslich der Durchbruch erfolgte. Unvergebene Schuld ist der grosse Stein im Weg; dieser muss weg, sonst kann's nie Sonntag werden. In Korinth ist der Durchbruch erfolgt. Wenn er in unseren Ehen und Familien, in unseren nachbarschaftlichen Beziehungen und weltweiten Blockbildungen erfolgte, was wäre das für ein Fest! Freude, überschwengliche Freude. Und die will uns Gott schenken, wie er es bei den Korinthern tat, nichts Geringeres als das. Auch unter uns sind ja je und je scharfe Briefe geschrieben, Worte gewechselt, Vermittlungsversuche unternommen worden, auch unter uns will der Durchbruch der Freude, der überschwenglichen Freude erfolgen.

Du hast uns die grosse Freude heute verkündigen lassen, o Gott, und freudlos ist unser Herz, bis dass es Freude gefunden hat in dir.

Aber Gott schenkt Freude nicht nur zur Festfeier, sondern auch zur Arbeit. Dies Kapitel vom Durchbruch der grossen Freude ist eine gute Einleitung zu den beiden nachfolgenden, die von der Kollekte handeln, die Paulus den Korinthern nun so warm und so beharrlich ans Herz legt. Es möchte kein mühsames Almosen sein, sondern ein Geben, ein Werk der Dankbarkeit, denn «einen fröhlichen Geber hat Gott lieb».

Der Ausgleich

¹ *Ich tue euch kund, liebe Brüder, die Gnade Gottes, die in den Gemeinden in Mazedonien gegeben ist. ² Denn ihre Freude war überschwenglich, da sie durch viel Trübsal bewährt wurden; und wiewohl sie sehr arm sind, haben sie doch reichlich gegeben in aller Einfalt. ³ Denn nach allem Vermögen (das bezeuge ich) und über Vermögen waren sie willig ⁴ und baten uns mit vielem Zureden, dass wir aufnahmen die Wohltat und Gemeinschaft der Handreichung, die da geschieht den Heiligen; ⁵ und nicht, wie wir hofften, sondern sie ergaben sich selbst, zuerst dem Herrn und darnach uns, durch den Willen Gottes, ⁶ dass wir mussten Titus ermahnen, auf dass er, wie er zuvor hatte angefangen, also auch unter euch solche Wohltat ausrichtete. ⁷ Aber gleichwie ihr in allen Stücken reich seid, im Glauben und im Wort und in der Erkenntnis und in allerlei Fleiss und in eurer Liebe zu uns, also schaffet, dass ihr auch in dieser Wohltat reich seid. ⁸ Nicht sage ich, dass ich etwas gebiete; sondern, dieweil andere so fleissig sind, versuche ich auch eure Liebe, ob sie rechter Art sei. ⁹ Denn ihr wisset die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, dass, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um euretwillen, auf dass ihr durch seine Armut reich würdet. ¹⁰ Und meine Meinung hierin gebe ich; denn solches ist euch nützlich, die ihr angefangen habt vom vorigen Jahre her nicht allein das Tun, sondern auch das Wollen; ¹¹ nun aber vollbringet auch das Tun, auf dass, gleichwie da ist ein geneigtes Gemüt, zu wollen, so sei auch da ein geneigtes Gemüt, zu tun von dem, was ihr habt. ¹² Denn so einer willig ist, so ist er angenehm, nach dem er hat, nicht, nach dem er nicht hat. ¹³ Nicht geschieht das in der Meinung, dass die andern Ruhe haben, und ihr Trübsal, sondern dass es gleich sei. ¹⁴ So diene euer Überfluss ihrem Mangel diese [teure] Zeit lang, auf dass auch ihr Überfluss hernach diene eurem Mangel und ein Ausgleich geschehe; ¹⁵ wie geschrieben steht: «Der viel sammelte, hatte nicht Überfluss, und der wenig sammelte, hatte nicht Mangel.» ¹⁶ Gott aber sei*

Dank, der solchen Eifer für euch gegeben hat in das Herz des Titus. ¹⁷ Denn er nahm zwar die Ermahnung an; aber dieweil er so sehr fleissig war, ist er von selber zu euch gereist. ¹⁸ Wir haben aber einen Bruder mit ihm gesandt, der das Lob hat am Evangelium durch alle Gemeinden. ¹⁹ Nicht allein aber das, sondern er ist auch verordnet von den Gemeinden zum Gefährten unsrer Fahrt in dieser Wohltat, welche durch uns ausgerichtet wird dem Herrn zu Ehren und zum Preis eures guten Willens. ²⁰ Also verhüten wir, dass uns nicht jemand übel nachreden möge solcher reichen Steuer halben, die durch uns ausgerichtet wird; ²¹ und sehen darauf, dass es redlich zugehe, nicht allein vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen. ²² Auch haben wir mit ihnen gesandt unsern Bruder, den wir oft erfunden haben in vielen Stücken, dass er fleissig sei, nun aber viel fleissiger. ²³ Und wir sind grosser Zuversicht zu euch, es sei des Titus halben, welcher mein Geselle und Gehilfe unter euch ist, oder unsrer Brüder halben, welche Boten sind der Gemeinden und eine Ehre Christi. ²⁴ Erzeiget nun die Beweisung eurer Liebe und unsers Rühmens von euch an diesen auch öffentlich vor den Gemeinden! 2. Korinther 8,1-24

Mitten aus diesem Kapitel kommt uns das helle Wort über Christus entgegen: «Ihr wisset», schreibt Paulus hier nun den Korinthern, «von unserem Herrn Jesus Christus, dass, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um euretwillen, auf dass ihr durch seine Armut reich würdet» (9). Leute, die reich waren und arm werden, imponieren uns offen gestanden nicht. Wir alle hören lieber Geschichten von Menschen, die arm waren, es zu etwas brachten und reich wurden, als umgekehrt. Das aber heisst es nun eben hier von Christus: Er war reich und wurde arm. Wenn es sich aber nicht nur um «Geschichten» handelt, sondern um uns selber, dann wehrt sich die letzte Faser unserer Seele gegen solche Verarmung. Verlieren, was man besitzt? das unter keinen Umständen! Es gibt Kenner unserer Zeit, die behaupten, genau das sei heute, eingestandenermassen oder

nicht, die Angst jedes Durchschnittseuropäers. Das Grundgefühl unseres Daseins sei die Angst, zu verlieren, was man hat, eine entsetzliche Angst vor Armut. Es entzieht sich unserer Kontrolle, wie weit das zutrifft. Das jedenfalls ist wahr und steht tatsächlich hier: Christus ist nicht ein Emporkömmling, der uns imponiert, sondern ein Heruntergekommener. Er ist aus unermesslichem Reichtum in tiefste Armut herabgekommen, aus unvorstellbarem Glanz herab in den Dunst, in die Finsternis dieser Welt: «Ob er wohl in göttlicher Gestalt war... erniedrigte er sich selbst... und ward gleichwie ein anderer Mensch.» Christus ist Mensch, ein ausgesprochen armer Mensch geworden. Es ist auffällig, wie Lukas unter dreien Malen Christi Geburt in einem Stall erwähnt, dort, wo man nicht wohnt, sondern haust, am Ort der Tiere. Zuerst hat er seinen Brotkorb, seine Nahrung hingegeben und damit auch seine Wohnung, hat er sich doch einmal geäußert, die Füchse und die Vögel seien besser dran als er. Zu Nahrung und Wohnung gehört als drittes, das wir zum Lebensnotwendigen zählen, die Kleidung; er hat auch sie hergegeben. Unterm Kreuz wird um sein Kleid gewürfelt. Aber der Mensch lebt nicht allein von Nahrung, Kleidung und Wohnung, er lebt mehr als man meint auch von der Achtung. In dem Film, der eben in unserer Stadt läuft, «Le clochard», wird ein königlicher Bettler gezeigt, der tatsächlich nicht ohne Selbstachtung und nicht ohne Respekt von Seiten seiner Umwelt lebt. Christus aber hat auch noch die Bettlerehre eines Pariser «Clochard» hingegeben, steht doch seine Passion im Zeichen blutigen Hohns und Gespöts. Christi Kreuz ist Schmach und Schande ohne Vergleich: «Da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte...» Von so hoch oben hat nie einer so tief hinunter einen Abstieg getan wie der, von dem Paulus hier den Korinthern schreibt: «Christus, ob er gleich reich ist, ward er doch arm um euretwillen, auf dass ihr durch seine Armut reich würdet.»

Die Geschichte vom reichen Gottessohn, der ein armer Mensch wird, ist ohne Zweifel erbaulich. Aber nun kommt alles drauf an, dass wir den Zusammenhang beachten, in dem diese Geschichte steht. Wir stellen dabei zu unserer nicht geringen Überraschung fest, dass es sich in diesem, und auch noch im kommenden Kapitel um eine — Geldangelegenheit handelt. Es wird also hier das Allerheiligste dieser Welt, das Porte-Monnaie (der Geldbeutel), angerührt und damit hört die Geschichte auf, nur erbaulich zu sein, sie wird nun verbindlich, wird heiss und greift uns an die Stelle, an die wir uns nicht gern greifen lassen. Fünfmal steht in diesem Kapitel das Wort «Gnade», «Charis», was bei Paulus sonst das ewige Seelenheil bedeutet, hier aber meint er mit eben diesem gleichen Wort eine Kollekte, eine Geldsammlung. So nah beisammen sind bei Paulus offenbar das ewige Heil und das tägliche Brot. Ist dem nicht schon beim Unser Vater so? Die Bitte ums Brot und die Bitte ums Heil sind dort ganz nah beisammen. Auf diesen Sachverhalt gilt es hier zu achten. Scheinbar geht es hier um eine Kollekte, um eine banale Geldangelegenheit, aber diese Geldsammlung reicht tief hinein, mitten ins Zentrum unseres Christenglaubens. Über diese Kollekten Angelegenheit sind wir nun einigen näheren Aufschluss schuldig.

Es hat damit folgende Bewandnis: Einige Zeit nach der ersten Missionsreise — so erzählt die Apostelgeschichte — erhob sich in der Christenheit ein Widerspruch dagegen, dass Paulus und Barnabas das Evangelium den Heiden brachten. Es wurde dann in Jerusalem eine Art «Gipfelkonferenz» auf geistlicher Ebene anberaumt, auf der dieser ganze Fragenkomplex erörtert werden sollte; Petrus und Jakobus nahmen auch dran teil. An diesem so genannten «Apostelkonzil» ereignete sich ganz offensichtlich ein Sieg des Geistes, indem das Vorgehen des Paulus und Barnabas in aller Form Anerkennung fand. Es ging damals hart an einer Spaltung der Kirche in Judenchristen und Heiden-

christen vorbei. Eine der Schlussbestimmungen dieser denkwürdigen Versammlung lautete nun, Paulus solle in Zukunft, um die Einheit der Kirche zu dokumentieren, in allen durch seine Verkündigung entstehenden und neu hinzu kommenden Gemeinden eine Geldsammlung für die «Heiligen in Jerusalem» anordnen. Paulus hat das seither getreulich getan. Warum gerade für Jerusalem? Man muss da wissen, dass die jüdische Hauptstadt damals relativ stark bevölkert war und an chronischer Wirtschaftskrise litt. Jerusalem lebte sehr massgebend von den Fremden. An den hohen Festen waren kurze Stosszeiten des Verdienstes. Dazwischen aber war «saison morte», weil Jerusalem ohne wirtschaftlich ertragreiches Hinterland keinen regelmässigen Verdienst hatte. Darum permanente Armut in weiten Kreisen. Zu bedenken ist dazu die besondere Lage der Christen in dieser Stadt. Wohl ist unmittelbar im Anschluss an Pfingsten das Wunder jenes brüderlichen Finanzausgleichs geschehen. Im Anschluss an diesen Liebesfrühling aber kamen kaum neue Begüterte hinzu, so dass das vorhandene gemeinsame Gut konsumiert wurde. Obendrein erhob sich im Anschluss an die Steinigung des Stephanus die blutige Verfolgung, die den wirtschaftlichen Boykott der Christen zur Folge hatte. Die tüchtigsten Kräfte wanderten aus. Aus all diesen Gründen war die Christengemeinde von Jerusalem besonders arm. Auch darum, vor allem aber als Zeichen der Einheit der Kirche, wurde jene Kollekte angeordnet. Nicht etwa, dass die Christen in den anderen Gemeinden nicht auch arm gewesen wären. Alle Christen waren arm, auch diejenigen in Korinth, wo es doch infolge der günstigen Handels- und Verkehrslage viel bessere Verdienstmöglichkeiten und viel länger keine direkten Christenverfolgungen gab. Immerhin bestanden Gradunterschiede der Armut. Unter den armen Christen hat Paulus für die allerärmsten, für die Brüder in Jerusalem, die Kollekte angeordnet. Die Armut soll der Armut geben.

Ihrer im grossen und ganzen bescheidenen Existenz nüchtern Rechnung tragend hat Paulus seinerzeit den Korinthern den Rat gegeben, eine Zeitlang «jeden ersten Tag der Woche, wenn ihr zusammenkommt», die Scherflein sozusagen ratenweise in die Versammlung zu bringen (1. Kor. 16, 1-4).

Hoch bedeutsam ist der Standpunkt, den Paulus im Zusammenhang mit dieser Kollekte vertritt: «Euer Überfluss diene ihrem Mangel.» Sollten sich später aus irgendwelchen Gründen die wirtschaftlichen Verhältnisse ändern, dann könnte die Zeit kommen, da die hilfreichen Wasserlein in umgekehrter Richtung fliessen: «auf dass auch ihr Überfluss diene eurem Mangel und ein Ausgleich geschehe» (13-14). Damit spricht Paulus jenen fundamentalen Grundsatz aus, der in der Völkergeschichte, leider losgelöst von Gott, eine so wirksame Bedeutung erhalten sollte. Paulus vertritt hier schlicht und sachlich das Prinzip des Ausgleichs: «Euer Überfluss diene ihrem Mangel — ihr Überfluss eurem Mangel — und ein Ausgleich geschehe.» Der Grundsatz des Ausgleichs wird hier von ihm noch dadurch kräftig unterstrichen, dass er an jene Gottesstunde erinnert, da Israel in der Wüste hungerte, und da Gott Brot vom Himmel schenkte. Natürlich gab es damals unter den Israeliten flinke und weniger flinke, tüchtige und untüchtige Sammler; aber Gott liess es nicht zu, dass in seinem Volk der eine Überfluss hatte, der andere Mangel, Gott selber schaffte damals den Ausgleich, durch direktes Eingreifen vom Himmel her: «Es steht geschrieben: Der viel sammelte, hatte nicht Überfluss, und der wenig sammelte, hatte nicht Mangel» (15). Ja er scheut nicht davor zurück, eben in diesem Zusammenhang auf die noch grössere Gottesstunde hinzuzeigen, da Gott seinen Sohn in diese Welt sandte, der «es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu sein... ob er wohl reich ist, ward er doch arm um euretwillen, auf dass ihr durch seine Armut reich würdet»

(9). Gott selber nimmt unsere Armut an sich, und schenkt uns seinen Reichtum. Das hat der Sohn Gottes getan, um uns ein Beispiel, eine ewig gültige Richtschnur zu geben. Christgläubige sollen es von nun an nicht aushalten, sollen den Zustand nicht dulden, dass die einen schwelgen, während die anderen darben. Feierlich, unter Berufung auf den Sohn Gottes, erklärt Paulus den Grundsatz des Ausgleichs als für Christen verbindlich. Welch ganz anderen Verlauf hätte die Geschichte der Völker genommen, wenn die Christenheit dieses Wort des Apostels Paulus nicht vergessen hätte!

Der weise und fromme jüdische Religionsphilosoph und Schriftsteller Martin Buber, dem etliche von uns Entscheidendes verdanken, erhebt einmal gegen den Apostel Paulus eine furchtbare Anklage. In seiner Schrift «Der heilige Weg» (Rütten & Loening, Frankfurt, 1920) schreibt er: «Paulus von Tarsus reichte den Völkern das süsse Gift eines Glaubens, der die Werke verschmähen, und den Gläubigen das Verwirklichen ersparen soll. Es ist das Paulinische Zeitalter, dessen Todeszucken wir heute Lebenden mit starren Augen betrachten.» Martin Buber ist ja nicht der einzige, der diese Anschuldigung erhebt, der Paulus als einen empfindet, der Wasser in den starken Wein des Evangeliums goss. Wir fragen: Ist das wahr? Vertritt Paulus im Ernst die Ansicht, der Christ brauche seinen Glauben nicht zu verwirklichen und zu betätigen? Wenn Martin Buber recht hätte, dann wäre die Gnadenbotschaft des Völkerapostels tatsächlich «süßes Gift», das Christentum wäre dann, wie andere es beschuldigten, «Opium fürs Volk». Aber es ist nicht wahr. Das gelesene Kapitel des Zweiten Korintherbriefes und auch das darauf folgende neunte, ja sozusagen jedes der 13 Kapitel dieses Briefes entkräften die Anklage. Für das buberische Missverständnis ist weniger Paulus selbst verantwortlich, vielmehr sind es wir Prediger und Ausleger, weil wir

solche Kapitel entweder verharmlosen, oder sie der Gemeinde notorisch unterschlagen. Paulus selber verkündigt hier unzweideutig den Grundsatz des Ausgleichs: «Euer Überfluss diene ihrem Mangel, auf dass auch ihr Überfluss eurem Mangel diene, und ein Ausgleich geschehe.»

Aufschlussreich sind die Erfahrungen, die man beim Einsammeln dieser Kollekte in den verschiedenen Gemeinden machte. In Korinth zum Beispiel lief die Sammlung zuerst gut, später ebte sie ab, vielleicht unter dem Einfluss der Verstimmung, die zwischen Paulus und gewissen Kreisen in Korinth vorhanden war. Aber der Apostel ist nicht der Mann, der sich mit einem mageren Sammelergebnis abfindet. Er entschliesst sich, seinen Mitarbeiter Titus nach Korinth zu senden (6), um das Werk, das so gut angefangen hat, der Vollendung zu zu fördern. Das Wollen allein genügt nicht, es muss auch das Vollbringen dazukommen, «nun aber vollbringt auch das Tun» (11). «Nicht» — sagt er — «dass ich euch gebieten wollte» (8), aber er erinnert sie daran, dass sie in der ganzen Christenheit als blühende Gemeinde bekannt sind: «Ihr seid in allen Stücken reich, im Glauben und im Wort und in der Erkenntnis und in allerlei Fleiss und in eurer Liebe zu uns, also schaffet, dass ihr auch in dieser Liebesgabe reich seid» (7). Paulus erwartet damit, dass das Sammelergebnis in Korinth den guten Ruf der Gemeinde nicht beschäme oder gar Lügen strafe: «ich erprobe eure Liebe, ob sie rechter Art sei».

Interessant ist auch die Erfahrung, die man in anderen Gemeinden mit der Sammlung machte, in Mazedonien zum Beispiel. Die Gemeinden in Philippi, Beröa und Thessalonich standen vom ersten Tag ihres Entstehens an unter heissem Verfolgungsdruck von Seiten der Heiden und der Judenschaft. Sie sind dort so arm, dass sie nicht viel anders dran sind als die Heiligen in Jerusalem, so dass sich Paulus eine Zeitlang allen Ernstes fragte, ob es anständig sei, ihnen

überhaupt eine Beteiligung an der Kollekte zuzumuten. Er hat es dann zugelassen, um ihre Gebefreude nicht zu beleidigen. Und nun teilt er den Korinthern mit, die Brüder in Mazedonien hätten mit ihrem Sammelergebnis alles, was man von ihnen erwartete, überboten. «Überzeichnet worden», heisst es jeweilen in unserer Wirtschaftswunderzeit bei Erhebung von gutverzinslichen Kapitalanleihen. So ist auch in Mazedonien «überzeichnet worden», aber anders. Sie haben dort mehr als nur nach Kräften und Vermögen gegeben, nicht nur etwas, sondern sich selbst haben sie Christus geschenkt, so dass Paulus zuerst, als sie die Kollekte abliefern wollten, einen Augenblick zögerte, sie anzunehmen; erst auf ihr dringliches Anhalten und Zureden hin hat er es getan (1-5). Die Ärmsten haben Verhältnismässig am meisten gespendet. Seltsame Dinge geschehen in Gottes Reich. Wie ist das übrigens, wenn wir heutzutage vom Ausgleich zwischen Überfluss und Mangel reden? Beim längst fälligen Ausgleich zwischen den Geldvölkern und den so genannten Entwicklungsländern blicken unsere Hoffnungen und Erwartungen auf die Reichen und Begüterten, zu welchen auch wir Schweizer gehören. Wir erhoffen immer wieder und immer noch den Ausgleich von den Reichen her. Aber wie, wenn Gott diese Erwartung gar nicht mehr auf uns setzte? Wenn Gott uns im Goldkäfig unseres Überflusses eingesperrt liesse? Wenn Gott von armen Gegenden her Ausgleich und Hilfe für die noch Ärmeren erwartete? Damals, als Gott die eine Hilfe an uns alle geschehen liess, als er den Reichtum des Himmels auf die arme Erde brachte, da geschah es nicht durch einen «Grand Seigneur», sondern in Gestalt der Armut. Die Armut hilft der Armut. Das ist ein Geheimnis des Reiches Gottes.

Ein weniger wichtiges, aber doch nicht völlig belangloses Detail ist im Zusammenhang mit der Einsammlung und Ablieferung der Kollekte nicht zu übersehen: Paulus hält

darauf, dass die Gelder an den rechten Ort kommen und dass beim Verteilen alles stimmt: «Wir sehen darauf, dass es redlich zugehe, nicht allein vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen» (21). Die Art, wie der Christ mit ihm anvertrautem Geld umgeht, wird von der Welt her mit sehr scharfen Augen überwacht. Nicht, dass der Christ sich nach dem zu richten hätte, was die Leute über ihn sagen. Aber es wäre lieblos, sich über Brauch und Sitte und über das Empfinden der Leute hinwegzusetzen. Darum ordnet Paulus an, darauf zu achten, dass dem bürgerlichen Rechtsempfinden nicht Anstoss gegeben werde. Vergehen an Geldsammlungen gereichen weniger dem Täter, viel mehr Christus zur Schande. Darum, um jeden bösen Schein zu meiden, verfügt Paulus, dass zusammen mit Titus noch zwei andere Vertrauensmänner der Gemeinden dafür sorgen, dass die eingegangenen Beträge richtig und unanständig ihren Bestimmungsort erreichen: «also verhüten wir, dass uns nicht jemand übel nachreden möge...» (16-20).

Zuletzt fällt unser Blick noch einmal auf die ganz helle Verheissung, die aus diesem Kapitel aufleuchtet: «auf dass ihr durch seine Armut reich würdet». Also doch noch reich werden? doch noch ein Happyend, das uns gefallen würde? Jawohl, im Reiche Gottes gibt es Happyends. Gott will nämlich nicht, dass wir in unserem Überfluss umkommen, will uns befreien aus unserem goldenen Käfig. Diese Hoffnung sollen wir nicht über Bord werfen, obschon es heute starke Hoffnung braucht, zu fassen, dass Gott Leute, wie wir christlichen Abendländer es sind, noch brauchen will. Gott will uns, ja, auch uns, durch die Armut seines Sohnes reich machen. Wie man sich das vorzustellen hat? wie man durch Christi Armut reich werden kann? Die reich machende Armut Christi ist verborgen in seinem Kreuz. Vom Kreuz her macht Christus reich, das heisst, vom Kreuz her vergibt Gott Schuld. Unsere Schuld will Gott uns

vergeben, so macht seine Armut uns reich — auch unsere Besitzschuld! Und da ist es nun eine alterprobte seelsorgerliche Erfahrung, dass wir Christen alle Sünden beichten, die Vergehen auf sexuellem Gebiet, Lügen und Trügen, den Hochmut und den Unglauben, auch den Undank, aber die Besitzsünde, die beichten wir nicht, die behalten wir zurück. In Bezug auf die Mammonssünde ist die Macht der Eigenblindheit und der Selbsttäuschung besonders gross. Solange wir da nicht Erkenntnis haben, solange wir, was unseren Besitz anbetrifft, fest im Sattel sitzen, gilt über uns das Wort: «Die Hungrigen sättigt er mit Gütern, und lässt die Reichen leer.» Es wird darum sehr drauf ankommen, ob wir uns in unseren Besitzverhältnissen bewegen und erschüttern lassen, um zu erkennen, wie sehr wir gerade hier der Vergebung bedürftig sind, umso durch Christi Armut reich zu werden. Hier leuchtet eine gewaltige Helle auf: Morgenrot überm Untergang des Abendlandes?

Der fröhliche Geber

¹ Denn von solcher Steuer, die den Heiligen geschieht, ist mir nicht not, euch zu schreiben. ² Denn ich weiss euren guten Willen, davon ich rühme bei denen aus Mazedonien und sage: Achaja ist schon voriges Jahr bereit gewesen; und euer Beispiel hat viele gereizt. ³ Ich habe aber diese Brüder darum gesandt, dass nicht unser Rühmen von euch zunichte würde in dem Stücke, und dass ihr bereit seid, gleichwie ich von euch gesagt habe; ⁴ auf dass nicht, so die aus Mazedonien mit mir kämen und euch unbereit fänden, wir (will nicht sagen: ihr) zu Schanden würden mit solchem Rühmen. ⁵ So habe ich es nun für nötig angesehen, die Brüder zu ermahnen, dass sie voran zögen zu euch, fertig zu machen diesen zuvor verheissenen Segen, dass er bereit sei, also dass es sei ein Segen und nicht ein Geiz. ⁶ Ich meine aber das: Wer da kärglich sät, der wird auch kärglich ernten; und wer da sät im Segen, der wird auch ernten im Segen. ⁷ Ein jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. ⁸ Gott aber kann machen, dass allerlei Gnade unter euch reichlich sei, dass ihr in allen Dingen volle Genüge habt und reich seid zu allerlei guten Werken; ⁹ wie geschrieben steht: «Er hat ausgestreut und gegeben den Armen; seine Gerechtigkeit bleibt in Ewigkeit.» ¹⁰ Der aber Samen reicht dem Sämann, der wird auch das Brot reichen zur Speise und wird vermehren euren Samen und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit, ¹¹ dass ihr reich seid in allen Dingen mit aller Einfalt, welche wirkt durch uns Danksagung Gott. ¹² Denn die Handreichung dieser Steuer erfüllt nicht allein den Mangel der Heiligen, sondern ist auch überschwenglich darin, dass viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst ¹³ und preisen Gott über euer untertäniges Bekenntnis des Evangeliums Christi und über eure einfältige Steuer an sie und an alle, ¹⁴ indem auch sie nach euch verlangt im Gebet für euch um der überschwenglichen Gnade Gottes willen in euch.

¹⁵ ***Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!***
2. Korinther 9,1-15

«Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!» (15). In diesem Höhepunkt gipfelt das ganze Kapitel. Unaussprechlich ist sie, die Gabe Gottes! Sie ist von einer Art und Grösse, dass hier dem wortgewaltigen Paulus die Sprache ausgehen will. Er meint damit natürlich auch die reiche Fülle, womit Gott seine Schöpfung ausgestattet hat: «Alle gute Gabe kommt von oben herab.» Aber in erster Linie meint hier Paulus die Gabe Gottes an die *verlorene* Welt, die Gabe der Rettung. «Gott hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?» Jesus Christus, *diese* Gabe Gottes, steht hier nun derart überwältigend vor dem geistigen Auge des Apostels, dass er in den anbetenden Dankesjubel ausbricht: «Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!» Wenn wir jetzt einstimmen könnten in diesen Jubelruf, in Dankbarkeit und Freude darüber, dass Gott uns in Christus den Erlass unserer Schuld und die Gabe des ewigen Lebens geschenkt hat, nicht umsonst hätten wir uns dann in dieser Morgenstunde zur Predigt versammelt!

Und nun ist es nicht unwichtig, wohl darauf zu achten, dass dieser Ausruf am Schluss der zwei Kapitel steht, die Paulus der Empfehlung einer Kollekte für die armen Glaubensbrüder in Jerusalem widmet. Paulus betont zunächst, dass er auf den «guten Willen» (2) der Korinther zählt und erwartet, dass der Ertrag der Geldsammlung so reichlich ausfallen wird, dass der Eindruck des Segens entsteht und nicht des Geizes (5). Nachdem er die Liebesgabe den Korinthern so dringlich ans Herz gelegt hat, nachdem er mit so ausführlicher Aufmerksamkeit auf unser menschliches Geben hingewiesen hat, kommt er abschliessend auf Gottes unaussprechliche Gabe. Will er mit diesem Hinweis auf den grossen Geber der grossen Gabe unser menschliches

Geben in den Schatten stellen oder gar lächerlich machen? Will er damit etwa sagen: Aber was verlieren wir viel Worte über unser menschliches Geben? ist das überhaupt der Rede wert, verglichen mit der Gabe Gottes? legen wir nur unsere Bätzlein zusammen; aber vergessen wir dabei nicht, dass Gott uns nicht mit Silber und Gold, sondern mit dem teuren Blut seines Sohnes erkauft hat — nein, herabsetzen will Paulus unser Geben nicht. Dass er zwei lange Kapitel einer Geldsammlung einräumt, sieht nicht nach Verachtung aus. Wenn er den Finger auf die eine grosse Gabe Gottes legt, dann will er uns damit ermuntern, will unsere Gebefreudigkeit stärken und stützen. Seht, Korinther, an einen solchen Gott glaubt ihr, zu dessen Wesen es gehört, dass er ein Geber ist; und nicht abgemessen oder gar knauserig gibt er, sondern mit vollen Händen. Wer an den Gott glaubt, der die unaussprechliche Gabe gibt, der kann doch nicht anders, als Herz und Hände weit öffnen. Wir werden da einmal mehr daran erinnert, dass in der Mitte der Völker Gottes gedeckter Tisch steht. Gottes unaussprechliche Gabe ist die Quelle aller christlichen Liebestätigkeit und Diakonie.

Und nun bin ich überzeugt, dass wir alle unter dem Eindruck stehen, dass wir diese Rückenstärkung da, wo es sich ums Geben handelt, sehr nötig haben. Das Geldgeben ist für uns alle eher ein unerquickliches Thema, ein unerfreuliches Kapitel, verbunden mit peinlichen Erinnerungen. Gerade diejenigen unter uns, die ums Geheimnis des Gebens wissen, haben damit im Leben Enttäuschungen durchgemacht, haben unter allerlei Undank, vielleicht auch unter gemeinem Missbrauchtwerden ihrer Güte von Seiten der Empfänger gelitten. Was einen immer wieder schmerzt, ist z. B. die Beobachtung, wie rasch in Geldsachen Versprechungen gegeben und Abmachungen eingegangen werden, und wie verblüffend bald diese hernach vergessen sind. Sind die Menschen so schlecht? Nein, unter dem

augenblicklichen Druck einer Zwangslage kommen Versprechen über die Lippen, die oft beim besten Willen nicht gehalten werden können. Aber unangenehm ist ja das Kapitel vom Geldgeben nicht nur wegen Enttäuschungen durch die lieben Mitmenschen, sondern auch und in erster Linie wegen uns selber. Wir bringen kein Geheimnis aus, wenn wir daran erinnern, wie oft schon, wenn es ums Geldgeben ging, wir an uns selber enttäuscht worden sind. Man war wirklich bereit und guten Willens, und wenn es dann drauf ankam, entdeckte man zu seiner Beschämung, wie mühsam man sich von seinem Gelde trennt. Es ist, wie wenn es uns an den Händen klebte, oder wie wenn wir an ihm klebten. Es ist etwas Klebriges ums Geld. Wir sind wahrscheinlich nirgends so gebunden, wie wenn es um Geld und Gut geht. Und diese unsere Lage ist uns nicht einmal immer klar bewusst. Die Macht der Verdrängung ist auf diesem Gebiet besonders gross. Jener Regierungsmann wäre vielleicht doch ein wenig über sich erschrocken, wenn er gewusst hätte, dass sämtliche Taxichauffeure der Stadt sich über ihn lustig machten, weil unter ihnen allgemein bekannt war, dass er nie mehr als einen Zwanziger Trinkgeld gab. Aber ob es uns bewusst ist oder nicht, das Geldgeben ist ein mühsames, ein unfrohes Gebiet.

Umso überraschender ist der helle Ton, den hier nun Paulus anschlägt. Man vergegenwärtige sich nur schon, was es bedeutet, wenn hier der Apostel das Geldausgeben mit der Arbeit des säenden Bauern vergleicht. Er redet nicht von Geldhinausschmeissen, sondern von Aussaat. Ein Gärtnerlehrling hat sich einmal darüber beklagt, der Meister habe ihn damit bestraft, dass er beim Säen nicht mithelfen durfte, sei doch die Aussaat von allen Arbeiten das Jahr hindurch die schönste und ihm die liebste. Das Säen ist in der Tat eine hoffnungsvolle, von der Freude der Erwartung getragene Betätigung. Und nun vergleicht der Apostel ausgerechnet das leidige Geldgeben mit dem Säen: «Wer da

kärglich sät, der wird auch kärglich ernten; und wer da sät im Segen, der wird auch ernten im Segen» (6). Gewiss kommt je und je auch ein Geben mit unläuteren Beweggründen vor. Man macht Geschenke, um gleichwertige, oder noch wertvollere, geschenkt zu erhalten. Der Volksmund sagt dem unverblümt «mit der Wurst nach der Hamme (Schinken) werfen». Solch unanständige Berechnung liegt dem Apostel fern. Wenn er in Einfalt des Glaubens das Geben nicht ein «Geldhinausschmeissen» nennt, nicht ein Weggeben auf Nimmerwiedersehen oder gar ein «Geld in den Dreck werfen», sondern ein Samenkorn, das in die Scholle gesenkt wird, dass etwas daraus wächst und reift, dann ist dieser Vorgang für ihn ein göttliches Geheimnis. Wann und wo und durch wen da nun geerntet wird, ist eine andere Frage; auf alle Fälle ist es nicht ein Geben «à fonds perdu», nicht ein Geben ins Nichts hinaus. Aus allem wahrhaft gesegneten Geben wächst Frucht. Genau dieses Geheimnis des «Säens im Segen» meint Christus, wenn er im Anschluss an jene traurige Begegnung mit dem reichen Jüngling dann mit seinen Jüngern noch im Gespräch über das eben Vorgefallene verweilt und von Petrus gefragt wird: «Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür?» «Jesus aber antwortete und sprach: Wahrlich, ich sage euch: Es ist niemand, so er verlässt Haus und Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder und Äcker um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der nicht hundertfältig empfangt: Jetzt in dieser Zeit Häuser oder Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker mitten unter Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben» (Mk. 10,29-30). So ist Geben ein Säen. Paulus kann das nur sagen im Blick auf jenes «Weizenkorn, das in die Erde muss und erstirbt, um hernach Frucht zu bringen», und das ist eben jene «unaussprechliche Gabe», die Hingabe Gottes

an die Welt, aus der seit Karfreitag und Ostern unerschöpflich Frucht um Frucht, Segen um Segen, Gnade um Gnade erwächst.

Ja, Paulus redet von solchen, die im Segen geben, nun sogar als von fröhlichen Menschen. Ein «fröhlicher Geber»— seltsames Fremdwort! Wir kennen den berechnenden, den sorgenvollen, den mürrischen Geber. Aber Paulus: «Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb» (7). Gibt es das? Die Wirtsleute und Serviertöchter unter uns kennen etwas, wenn auch entfernt, Ähnliches. Das sind jene Gäste, die, wenn sie unter Alkoholeinfluss geraten, grosszügig und grossmaulig spendieren, Runde um Runde bezahlen, das halbe Lokal freihalten und so in einer kurzen Abendstunde den Zahltag vertun. Das mögen lustige Geber sein, aber nicht fröhliche; seelisch Kranke verhalten sich so. Die Heilige Schrift aber kennt den fröhlichen Geber; auch dieser steht unter einem Einfluss, aber es ist nicht Alkohol, hier ist es die Wirkung und Führung des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist kann uns die «unaussprechliche Gabe Gottes» so gross und lebendig bezeugen, dass uns Herzen und Hände aufgehen und wir werden frei von den Dingen, frei von uns selber. Das ist die unvergleichliche Befreiungsaktion, die einsetzt, wo immer der Heilige Geist zur Auswirkung kommt. Jene paar jungen Männer, die eines Morgens am See die Netze des Vaters flicken, und Christus kommt vorbei und ruft sie vollmächtig in seine Nachfolge; und siehe, sie können ohne Bedenken und Sorgen, ohne Wehmut und Trennungsschmerz aufstehen und dem Meister nachfolgen, das sind «fröhliche Geber», Menschen mit einem freigegebenen, unbeschwerten Herzen. Und dort die Männer und Frauen, die im Anschluss an die pfingstliche Ausgiessung des Heiligen Geistes Äcker und Häuser verkaufen und den Erlös wie eine Siegesbeute vor die Füsse der Apostel niederlegen, das müssen fröhliche Geber gewesen sein. Und dann Zachäus in Jericho, von dem

Christus sagt: «Heute ist diesem Hause Heil widerfahren», die eine, die unaussprechliche Gabe ist in sein Haus gekommen, Christus tritt über seine Schwelle, setzt sich an seinen Tisch. Und dieser Geldmensch wird frei von den Sachen, «wie ein Höhlenbewohner, der aus dem Dunklen heraustritt, ein wenig blinzelt, weil draussen die Sonne so hell scheint» (Barth). Aber nun scheint sie, da draussen, und es ist warm, und sein Herz wird weit, und ohne Pathos und krampfhaftige Anstrengung gibt er die Erklärung ab: «Die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich jemand hintergangen habe, so will ich es ihm vierfach zurückerstatten.» Auch dieser Zachäus war von jenem Tag an offenbar ein «fröhlicher Geber». Das Christusheil, die unaussprechliche Gabe, hat ihn aus der unseligen Blockade des Besitzes gelöst. Und wenn wir etwas kleinmütig fragen, ob das heute auch noch vorkomme, dass Menschen unter dem Einfluss jenes süssen starken Weines, einst vom Himmel her ausgegossen, zu fröhlichen Gebern werden — warum sollte es das nicht mehr geben? Die Tochter, die nach der Auslegung des 8. Kapitels vor vierzehn Tagen schnurstracks nach Hause ging und einen bereits ausgefüllten grünen Postcheckschein zerriss, um gleich auf einem neuen den Betrag der Spende zu verdoppeln, weil sie während der Predigt ein beharrliches Schämen über ihre Knauserigkeit angekommen war, die hat das Wunder der Befreiung zum fröhlichen Geben erfahren. Ja, ich habe die Erlaubnis, mitzuteilen, dass einer sich geäussert hat, diese beiden Kapitel hätten ihn 6000 Franken gekostet. Er sei durch die Kenntnisnahme dieser Kapitel frei geworden, einen Betrag in der Höhe dieser Summe zu spenden. So vermag der Heilige Geist auch heute fröhliche Geber zu erwecken. Warum in aller Welt sollte uns das befremden?

Und wie dringlich nötig wären diese fröhlichen Geber heute! Es geht jetzt eine abgründige, heimliche Angst durchs Menschengeschlecht, die Welt könnte zu klein

werden, möchte sich eines Tages als zu arm und unvermögend erweisen, all die vielen Menschen, die täglich geboren werden, zu ernähren. Diese Angst hat den frevlerischen, den tief gottlosen Gedanken geweckt, der neuerdings von den Grossmächten bereits in aller Öffentlichkeit erwogen wird, ob man der besorgniserregenden Fruchtbarkeit der so genannten Entwicklungsländer nicht durch gross aufgezogene Verteilung von empfängnisverhütenden Mitteln entgegenzutreten müsse. Nur ein Geschlecht, an dessen Seele der Krebs wuchert, kann auf diese Idee verfallen. Hingegen hat ein deutscher Landwirtschafts-Sachverständiger glaubwürdig dargelegt, dass wir in der Erschliessung der Nährkraft dieser Erde noch in den Kinderschuhen stecken. Wenn wir einst die uns gegebene Erlaubnis, die Erde untertan zu machen, im Sinne des Schöpfers entfalten, dann werden wir staunen, wie reich an Nahrung Gott seine Erde ausgestattet hat. (Prof. Erich Hoffmann: «Die Teilung des Brotes in der Welt», Unterwegsverlag, Berlin.) Unsere eigentliche Not und Gefahr aber liegt nicht in der Armut der Erde, sondern in der Dürftigkeit unseres Geistes, was eine gerechtere Verteilung der Güter dieser Welt verunmöglicht. Das ist jene unselige Zwangsvorstellung, der Mensch könne nur glücklich sein durch Nehmen, Behalten und Besitzen. Unter Geisteinfluss aber wird jeweilen das Unmögliche möglich, dass ein Mensch sein Glück im Geben entdecken darf. Nicht Nehmen, sondern Geben ist selig, ja «Geben ist seliger denn Nehmen». Für Paulus besteht kein Zweifel: Gott will aus uns fröhliche Geber machen. Nicht verstaatlichte Geburtenregelung, sondern fröhliches Geben wird dazu führen, dass die Erde Raum und Brot genug für alle hat. So will und kann der Gott, der die unaussprechliche Gabe gegeben hat, seine Menschenkinder ernähren, und nicht im Mutterschoss ertönen.

Ein Bedenken will sich hier nun melden, und Paulus geht darauf ein: Er empfiehlt die Kollekte für die «armen

Heiligen in Jerusalem» an Gemeinden, die mehr oder weniger selber arm sind. Die ersten Christen waren, sozial gesprochen, kleine Leute. Und nun sind es diese, durchaus nicht Begüterten, denen der Apostel ein fröhliches und reichliches Spenden zumutet. Werden sie haben, es hinauszuführen? Wer säen will, der muss doch Saatgut haben, wer geben will, muss dazu in der Lage sein. Die Antwort des Apostels auf dieses sehr logische Bedenken ist so, dass sie nicht ohne weiteres und jedermann einleuchtet; es braucht hier zum Begreifen einen ganzen Glauben: Zum Geben, sagt er, gebe Gott immer genug. Wer zum Weitergeben bereit sei, dem werde Gott immer die Möglichkeit verschaffen. Einen fröhlichen Geber werde Gott nie zu Schanden werden lassen. Es werde den gesegneten Säleuten Gottes nie an Saatgut gebrechen. Es ist eine regelrechte Zusage, die uns Paulus hier in apostolischer Vollmacht gibt, und wir sind eingeladen, sie anzunehmen und zu glauben, sozusagen die Probe aufs Exempel zu machen, ob stimme, was Gewaltiges und Geheimnisvolles damit verheissen ist. Es fällt auf, wie ausgerechnet in diesem Zusammenhang vom Apostel hier die Ausdrücke, die nicht nur von Genüge, sondern von Fülle und überfließendem Reichtum reden, gehäuft sind: «Gott kann machen, dass allerlei Gnade unter euch reichlich sei, dass ihr in allen Dingen volle Genüge habt und reich seid zu allerlei guten Werken» (8). «Gott wird vermehren euren Samen und wachsen lassen die Frucht eurer Gerechtigkeit» (10). «Dass ihr reich seid in allen Dingen mit aller Einfachheit» (11).

In seinem bedeutsamen Buch «Strahlen aus der Asche» beschreibt Robert Jungk den Zustand der Bevölkerung Hiroshimas in den Jahren unmittelbar nach dem Abwurf der ersten Atombombe. Man erwartet ein trostloses, ein makabres Bild, und die Auswirkungen der Todesstrahlen sind in der Tat grauenvoll. Dazu bestätigt sich natürlich auch in Hiroshima, dass der Mensch im Unglück nicht auf

einmal von Nächstenliebe überzufließen pflegt, sondern nun erst recht zum vollendeten Egoisten sich ausreift. Aber nun zeigt Jungk mitten unter diesem grauenhaften Zerfall nicht nur der Dinge, sondern vor allem auch der Menschen eine Handvoll Einzelner, von denen jeder wie ein Lichtstrahl am dunklen Orte wirkt. Ein Gelehrter ist da, der unter Missachtung der eigenen Gefahr unverdrossen wichtiges Forschungsmaterial aus den Trümmern zusammensucht im Gedanken daran, dass es später zum Wohle der Menschen könne ausgewertet werden. Da ist ein Strafgefangener, der im gerechten Eifer um Menschenwürde, vor lauter Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, zum Mörder geworden ist wie einst Moses in Ägyptenland, und der jetzt eine lebenslängliche Strafe abzusitzen hat. Und da ist jener Bürgermeister, der nüchtern und allem Druck, von welcher Seite er immer ausgeübt wird, widerstehend, unbeirrt von Tag zu Tag das gerade Nötige tut und so «der Stadt Bestes sucht». Und da ist vor allem das seltsame junge Paar. Sie, vor der Bombardierung eine Bürgerstochter, hat seither einen hölzernen Fuss und ist jetzt Abwaschmädchen in einem Spielsalon; er, einst träumte er Ingenieur zu werden, heute ist er Gelegenheitsarbeiter, ein kleiner Mann mit auffällig langer Nase und tief liegenden Augen: diese beiden, selber Opfer der Bombe, auch sie leben gleich den anderen erwähnten nun nicht mehr für sich, das fröhliche Sichgeben, die Aussaat im Segen geschieht, wo immer ihr Fuss hintritt und ihre Hand zugreift. Zwar haben sie nicht Geld oder Wertgegenstände zum Verschenken, aber sie haben etwas anderes. Jungk sagt von ihnen: «Sie verschenken etwas, das heute niemand auf der ganzen Welt mehr umsonst hergeben will: ihre Zeit.» Immer und immer wieder haben die beiden zwischen ihrer langen und beschwerlichen Arbeit Zeit, aus vollen Händen verschenken sie Minuten, Stunden, halbe Nächte. Diese paar Menschen werden so, selber durch die Todesstrahlen geschädigt, zu

Lebensstrahlen aus der Asche. Wer vom Geber aller guten, vom Geber der unaussprechlichen Gabe zum fröhlichen Geber gemacht ist, dem wird es an Möglichkeiten zum Geben, an Saatgut zum gesegneten Säen nie fehlen. Das ist das Geheimnis jener Menschen, von denen man nie anders als in irgendeiner Weise beschenkt fortgeht. Schliesslich steht noch ein Letztes da: Die Wirkung, die von solch gesegnetem Geben ausgeht, besteht nicht nur darin, dass damit menschliche Notdurft gelindert und behoben wird. Es geht noch eine andere, über die Massen geheimnisvolle Wirkung davon aus, nicht eine horizontale zu den Mitmenschen hin, sondern gleichsam eine vertikale, himmelwärts: Es steigt Danksagung von solchem Geben auf. Von den Empfängern solcher Gaben, selber gesegnet, geht Segen aus, indem um sie und über ihnen eine Atmosphäre der Danksagung sich bildet, die Macht eines Dankes, der über alle menschlichen Grenzen hinaus eine Fernwirkung ausübt und unter anderem auch eine Rückwirkung auf die fröhlichen Geber hat: «Denn die Handreichung dieser Steuer erfüllt nicht allein den Mangel der Heiligen, sondern ist auch überschwenglich darin, dass viele Gott danken für diesen treuen Dienst» (12). Ja, dieser Dank, fährt der Apostel weiter, bricht durch die Räume der unsichtbaren Welt und dringt durch bis zu Gottes Thron: «Und preisen Gott darüber, dass ihr dem Evangelium Christi gehorsam geworden seid, und über die Einfalt eurer Steuer an sie und an alle» (13). Es ist wichtig zu erwähnen, dass an dieser Stelle im Urtext zur Bezeichnung jener Kollekte der Ausdruck «leiturgia» steht, aus dem unser heutiges gottesdienstliches «Liturgie» geworden ist. Jetzt erst fängt uns an klar zu werden, was es bedeutet, dass Paulus diese zwei Kapitel über die Geldsammlung mit jenem Kapitel über die grosse Freude vorbereitet und nun mit einem Wort der Anbetung schliesst. Er sieht sich im Geiste durch alle geographischen und jenseitigen Räume hindurch verbunden

mit allen Gläubigen, die auf der Erde und im Himmel anbeten und jubeln: «Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe.»

Der
Angefochtene

Die Gewalt der Sanftmütigen

¹ *Ich aber, Paulus, ermahne euch durch die Sanftmütigkeit und Lindigkeit Christi, der ich gegenwärtig unter euch gering bin, abwesend aber dreist gegen euch. ² Ich bitte aber, dass mir nicht not sei, gegenwärtig dreist zu handeln und der Kühnheit zu brauchen, die man mir zumisst, gegen etliche, die uns schätzen, als wandelten wir fleischlicherweise. Denn ob wir wohl im Fleisch wandeln, so streiten wir doch nicht fleischlicherweise. ⁴ Denn die Waffen unsrer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören Befestigungen; ⁵ wir zerstören damit die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntnis Gottes, und nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi ⁶ und sind bereit, zu rächen allen Ungehorsam, wenn euer Gehorsam erfüllt ist.*

⁷ *Richtet ihr nach dem Ansehen? Verlässt sich jemand darauf, dass er Christo angehöre, der denke solches auch wiederum bei sich, dass, gleichwie er Christo angehört, also auch wir Christo angehören. ⁸ Und so ich auch etwas weiter mich rühmte von unsrer Gewalt, welche uns der Herr gegeben hat, euch zu bessern, und nicht zu verderben, wollte ich nicht zu Schanden werden. ⁹ Das sage ich aber, dass ihr nicht euch dünken lasset, als hätte ich euch wollen schrecken mit Briefen. ¹⁰ Denn die Briefe, sprechen sie, sind schwer und stark; aber die Gegenwart des Leibes ist schwach und die Rede verächtlich, ¹¹ Wer ein solcher ist, der denke, dass, wie wir sind mit Worten in den Briefen abwesend, so werden wir auch wohl sein mit der Tat gegenwärtig. 2. Korinther 10,1-11*

Wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, sei es an sich selber oder mit anderen, dass es dann, wenn ein Mensch beleidigt wird, an den Tag kommt, wer er ist? Wenn einer in seiner Person angetastet wurde, wenn sein Lebensnerv getroffen ist, dann springt jeweilen der Zapfen ab, und der Inhalt spritzt heraus. Und nun ist Paulus, wie wir schon

früher hörten, tatsächlich durch gewisse Glieder der korinthischen Gemeinde beleidigt worden — und wie! Es nimmt einen ein wenig wunder, wie er auf diese Herausforderung reagieren wird. Man erwartet jetzt Blitz und Donner, tierischen Ernst. Stattdessen ist hier etwas wie ein fein gesponnener Humor, wie ein geheimnisvoller Triumph und Sieg in seinem ganzen Verhalten. So kann sich in der Stunde der Anfechtung nur einer benehmen, der glaubt, dass Christus auferstanden, wahrhaftig auferstanden ist, der mit dem Sieg Christi rechnet und sich darnach verhält. So ist es nicht ohne einen gewissen Reiz festzustellen, wie die Christusbotschaft in der Praxis, im täglichen Leben, sich auswirken kann und sich bewähren will.

«Ich aber, Paulus selbst, ermahne euch durch die Sanftmütigkeit und Lindigkeit Christi.» — «Ich aber, Paulus selbst» — breit, sozusagen mit ausgespreizten Beinen, stellt sich der Angefochtene vor seine Angreifer hin. Scheinbar ohne Deckung, jedenfalls furchtlos, nimmt er den Fehdehandschuh entgegen und stellt sich dem Kampf. Sonst pflegt er mit sich zusammen einen oder mehrere seiner Mitarbeiter zu nennen. Hier stellt er sich allein hin, denn angegriffen ist ja er, nicht die anderen. Da bin ich, Zielscheibe eurer Angriffe, legt an, zielt gut, dass ihr mich nicht verfehlt, lasst eure Pfeile schwirren! «Ich aber, Paulus selbst —» Aber Paulus ist ja nicht allein; er ist es so wenig wie seinerzeit David, als er die Saulsrüstung auszog und ohne allen tierischen Ernst wie ein Hirtenbub dem Riesen Goliath entgegen schritt. Auch Paulus ist vom Unsichtbaren begleitet. Wenn es damals schon möglich gewesen wäre, den Apostel zu photographieren, und wenn der Auferstandene überhaupt photographierbar wäre, es befänden sich hier deren zwei auf dem Bild. So ist es eine gar geheimnisvolle Deckung, hinter der er sich geborgen weiss; sein Schild und Schirm, sein Panzer ist «die Sanftmütigkeit und Lindigkeit Christi». Es mag sich paradox

anhören, aber die Sanftmut Christi ist kein weicher Bunker, Lindigkeit ist hier hartes Material, woran spitze Zungen, geballte Fäuste und Giftpfeile abprallen. Die Liebe Christi ist unbeschränkt darhaltefähig. Jeder Arm, der auf Christus losschlägt, schlägt sich müde und lahm. So gibt es gegen Angriffe von aussen keinen wirksameren Schutz als die Macht der Sanftmut.

Aber so wie wir den Apostel kennen, sucht er bei Christus Zuflucht nicht nur vor den Angriffen seiner Gegner; Paulus weiss gar wohl, dass er in dieser Situation auch Deckung vor sich selber nötig hat. Liesse sich nämlich der Apostel von seinem Naturell, von seinem Fleisch und Blut treiben, dann hätte er jetzt gute Lust, zurückzuschlagen. Aber er kennt sein Temperament, er weiss, wie geneigt und wie fähig er wäre, «fleischlich zu streiten»; aber eben sein Fleisch darf jetzt nicht mit ihm durchbrennen. Weil er auf der Hut ist vor sich selber, darum ist er stracks zu Christus geflohen. Da, bei dem, der nicht zurückschlug, als er geschlagen wurde, der nicht widerschalt, als man ihn verunglimpfte, da, bei dem, der einst das königliche Wort gesprochen hat: «Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf dass ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel —», da weiss sich Paulus auch vor sich selber in Deckung. Und darum, man beachte den verhaltenen Jubel in diesen Worten, «ich ermahne euch durch die Sanftmütigkeit und Lindigkeit Christi». Und wir sind jetzt eingeladen, sooft auch wir in Versuchung kommen, «fleischlich zu streiten», sooft unser Blut in verdächtige Wallung gerät, an die Macht der Sanftmut zu glauben und uns unverzüglich bei Christus in Deckung zu begeben. Hier ist gute Geborgenheit vor jedem Angreifer, und, was grösser ist, hier ist Bewahrung vor dem eigenen Temperament, denn Christus ist schnell zum Vergeben, langsam aber zum Zorn. Schlicht daran nämlich, ob einer den

Machtschutz der Sanftmut Christi braucht und beansprucht, wird es sich erweisen, ob er an den Auferstandenen glaubt oder nicht glaubt.

Was einem hier am Verhalten des Apostels weiter auffällt, ist die offene Freimütigkeit, in der er über die für ihn mehr als peinliche Angelegenheit zu sprechen vermag. Wie viel ist doch jeweiligen schon gewonnen, wenn man miteinander redet! In der Regel ist es leider so, dass wenn einer sich nicht sofort Luft macht und mit gleicher Münze heimzahlt, dass er die Dinge in sich hinein frisst. Anstelle des jähen Zorns ist dann der langsame Groll getreten, und der geht seine eigenen Wege in unserem Inneren, nagt und nagt, frisst und frisst, und beisst sich durch, bis dass es zu Ausbrüchen nach innen kommt. Es scheint, dass die Art und Weise, wie der heutige Mensch seine Lebenskonflikte meistern will, weithin darin besteht, dass er darüber schweigt und brütet. Das extremste Zeichen solcher Explosion nach innen pflegt dann etwa unsere Zeitkrankheit zu sein, der mit Recht so gefürchtete Herzinfarkt, den ein zeitgenössischer Dichter im Telegrammstil, ja, wie wenn er uns ein wichtiges Telegramm mitzuteilen hätte, in folgenden Worten beschreibt:

«Käuzchen schrie viel zu früh (das Totenkäuzchen!)
treibend und getrieben
reibend aufgerieben
jäh am Markt
Herzinfarkt.»
(Kurt Marti, Republikanische Gedichte.)

So ist die Wirkung, wenn es nach innen explodiert statt nach aussen. Bei Paulus ist keines von beiden, weder jäher Zorn noch langsamer Groll, sondern offenes Gespräch. Und er redet ohne Bitterkeit davon, wie es nur einem geschenkt sein kann, der in der Freiheit der Sanftmut und der Lindigkeit Christi steht. Das heisst an Christus, den Auferstandenen, glauben.

Und nun greift Paulus eine einzelne von den üblen korinthischen Nachreden heraus und äussert sich dazu: «der ich gegenwärtig unter euch gering bin, abwesend aber dreist gegen euch» (1). So redet es sich in Korinth über ihn herum. In der persönlichen Begegnung, von Mensch zu Mensch, Aug in Auge, sei er schwach, hingegen im schriftlichen Verkehr pflege er stark aufzutreten; und das komme daher, dass er «fleischlich wandle». Das heisst, im Nahverkehr sei er servil und feig, vom sichern Port aus, im Fernverkehr, sei er arrogant und schiesse scharf. «Denn die Briefe, sprechen sie, sind schwer und stark; aber die Gegenwart des Leibes ist schwach und die Rede verächtlich» (10). Aus der Distanz mache er den Eindruck eines gewaltigen Apostels, genau besehen aber «menschele es» bei ihm, wer ihn näher kenne, sehe ihn klein und hässlich, ein Häufchen Elend. Das wäre Stoff für einen Ehrbeleidigungsprozess. Aber Paulus antwortet darauf mit einem Anflug von Scherz, er bitte Gott, dass es nie nötig werde, den korinthischen Feinden das Gegenteil zu beweisen, nämlich, dass er im persönlichen Umgang wenn nötig auch anders als liebenswürdig, sanft und mild sein könnte. Und im übrigen macht es ihm nichts aus, in ruhiger Überlegenheit zuzugeben, dass er in der Tat, wenn auch nicht fleischlich, so doch «im Fleisch wandle», dass er wie jeder andere Sterbliche «des schwachen Leibes Not und Weh», wie es im Pfingstlied heisst, zu tragen habe. Nirgends steht in der Bibel eine Ausnahmebestimmung für Apostel und Propheten in dem Sinne, dass sie es im Leben schöner und bequemer haben sollen als andere Leute. Im Gegenteil, welche der Herr lieb hat, die sollen sich nur auf doppelte Leidensportionen gefasst machen. So im guten Sinn überlegen und frei von Ressentiments vermag nur einer sich mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen, der in Dauerbehandlung des grossen Arztes steht, des sanftmütigen und milden Arztes, der Tag und Nacht Zeit hat, mit

dem in Verbindung zu treten es nicht einmal eines Telefonanrufes bedarf, weil er auferstanden, wahrhaftig auferstanden ist, bei uns alle Tage, und auch in der Nacht nicht schläft. Verwunderlich ist nur, dass wir diesen Mann, der im Machtschutz der Sanftmut und Lindigkeit Christi stehen darf, nicht alle miteinander beneiden, dass es uns nicht danach gelüftet, uns auch der Behandlung dieses Arztes anzuvertrauen. Warum auch quacksalbern wir selber so unfroh an unseren trotzigen und verzagten Herzen herum? Wie halten wir es auch nur einen Tag länger aus, weiterzuleben, als wäre Christus nicht auferstanden? Was einem Paulus zuteil wird, kann doch auch uns geschenkt werden! Heute noch, jetzt gleich können auch wir in den Genuss der Tatsache gelangen, dass Christus auferstanden, wahrhaftig auferstanden ist.

Dostojewski hat uns in seinem Roman «Die Brüder Karamasoff» Einblick gegeben in die Aufzeichnungen eines seltsamen Mannes, des Staretz Sossima, eines Einsiedlers und Klostergeistlichen. Darin lesen wir das Wort: «Wenn man die Sünden der Menschen sieht, fragt man sich oft: Soll man es mit Gewalt anfassen, oder mit demütiger Liebe? Entscheide dich immer für demütige Liebe. Wenn du dich ein für allemal dazu entschlossen hast, so wirst du die ganze Welt bezwingen. Die 'demütige Liebe' ist eine furchtbare Kraft; sie ist die allergrösste Kraft, und ihresgleichen gibt es nichts» (Ausgabe Piper, S. 644). Dieses fast überhelle Wort kommt einem in den Sinn, wenn man nun weiter vernimmt, was Paulus über seinen Konflikt mit seinen korinthischen Gegnern sagt: «Denn die Waffen unserer Ritterschaft», sagt er, «sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören Befestigungen; wir zerstören damit die Anschläge und alle Höhe, die sich wider die Erkenntnis Gottes erhebt» (3-5).

Die demütige Liebe, oder wie Paulus hier sagt, die Sanftmut und Lindigkeit Christi, sei eine furchtbare Kraft,

ihresgleichen gebe es nichts. Sie sei, so haben wir's gehört, der wirksamste Schutzwall gegen Angriffe. Wir haben einen ganzen Glauben gebraucht, um das zu fassen. Aber nun steht hier weiter, die Sanftmut sei nicht nur die beste Abwehr, sondern auch der wirksamste Angriff, «mächtig vor Gott, zu zerstören Befestigungen». Man traut zuerst seinen Ohren nicht recht. Wenn das wahr wäre, dann wäre ja uns Christen eine Geheimwaffe anvertraut, die ihresgleichen sucht. Und nichts weniger als das steht nun tatsächlich hier: Die Christen im Besitz der Waffe, die Befestigungen zerstört! Ja es ist nicht nur von Zerstörung, es ist auch von Eroberung und Gefangennahme, sogar von Bestrafung die Rede. Das tönt ja verzweifelt kriegerisch, wenn man nicht auch da jenen feinen, überlegenen Humor des Glaubens verspüren dürfte, hat Paulus doch ausdrücklich vorausgeschickt, dass es nicht fleischliche Waffen sind, deren er sich zu bedienen gedenke. Wie das zu verstehen sein mag? Waffen, Zerstörung, Gefangennahme und Sanktionen, und doch nicht wie im Krieg, sondern «mächtig vor Gott»? —

Wie hat man sich diesen «wunderlichen Krieg» konkret vorzustellen? Wie gedenkt Paulus seine Drohung in die Tat umzusetzen? Die Ausleger sind bei dieser Frage sichtlich in Verlegenheit. Solche Drohungen sind in der Kirche leider oft genug «fleischlicherweise» verstanden und als Erlaubnis der Anwendung von Faustgewalt missverstanden worden. Meint Paulus hier, was später die Päpste taten, wenn sie mit Andersgläubigen und Andersdenkenden fertig wurden, wovor zum Teil auch unsere reformatorischen Väter nicht zurückschreckten? Wird er den Arm des Staates einspannen, um die Gegner seines Glaubens niederzuknüppeln? Wird er sie der körperlichen Freiheit berauben, mit Acht und Bann belegen, wird er die Folter gegen sie in Anwendung bringen? Kurz, gedenkt Paulus in Korinth, wenn er das nächste Mal dorthin kommt, einen Scheiterhaufen aufzurichten? Fast sieht es zunächst so aus, wenn

wir ihn drohen hören: «wie wir sind mit Worten in den Briefen abwesend, so werden wir wohl auch sein mit der Tat gegenwärtig» (11). Aber für gewaltsame Massregelungen fehlt einem Paulus auch jede Spur von Möglichkeit. Du liebe Zeit! wer ist denn Paulus, wenn er nach Korinth kommt? Ein Wanderarmer (Obdachloser), der heilfroh sein muss, wenn nicht gegen ihn Gewaltmethoden zur Anwendung kommen. Im Römerreich ist Paulus so machtlos wie irgendein anderer Christ. Aber auch, wenn er die Möglichkeit zur Gewalttat hätte, würde er sie nicht gebrauchen. Denn, sagt er ja ausdrücklich, die Waffen unserer Ritterschaft sind zwar mächtig, aber eben «mächtig vor Gott»! Der Apostel rechnet mit Gott. Dieser ist ihm keine «imaginaire (bloss eingebildete) Grösse». Die korinthischen Gegner mögen Paulus, der gegen sie «Waffen, mächtig vor Gott» in Anwendung bringen will, überlegen belächeln. Der Apostel mag ihnen vorkommen wie eine Art Max Dettwyler, der seit Jahrzehnten beharrlich mit seiner weissen Fahne in unseren Städten auftritt und auf den Plätzen Friedensreden hält. Aber sie mögen sich vorsehen. Gott lässt seiner nicht spotten und macht diejenigen nicht zuschanden, die auf die Macht der Sanftmut Christi bauen. Kein Zweifel, Paulus glaubt an den Gott, der einst die Fluten des Meeres trennte, an dem Pharao zerschellen musste, vor dem Jerichos Mauern sanken, der wahrhaftig auch im Neuen Testament seiner nicht spotten lässt. Paulus hat einst am Hof des zypriotischen Statthalters, wo einer ihm und Barnabas widerstand, gesehen, wie dieser Bar Jesus, wie er hiess, mit Blindheit geschlagen wurde. Wir denken an das heuchlerische Ehepaar Ananias und Saphira, die, eins nach dem anderen, innerhalb von Stunden, den Geist aufgaben. Und der Jakobusmörder Herodes wird am helllichten Tag von den Würmern gefressen. Ja, Paulus rechnet mit dem Gott, den wir schon im Alten Testament das unerhörte Wort sagen hören: «Wenn ich unterliege, so

hilft er mir.» Er kann seinen Sohn in die äusserste Ohnmacht, Hilflosigkeit und Verlassenheit des Kreuzes dahingehen, und ihn gerade so hindurchsiegen lassen zum Triumph über Hölle und Grab. Es ist darum nicht klug, dem angefochtenen Paulus den Verzicht auf fleischliches Streiten als Schwäche auszulegen. Wer wie er auf Gottes Arm vertraut, der vertraut nicht auf einen schwachen Arm. Gott nicht ernst nehmen, ist gefährlich. Ja, Paulus kann hier aus persönlicher Erfahrung reden, war er doch selber einst eine Befestigung, die Gott widerstand. Aber die Waffe der Sanftmut und Lindigkeit Christi hat diese Pauls feste zerstört. Wenn der Auferstandene diese Festung geschleift hat, mit wem wird er dann nicht fertig? Wie Christus mit den korinthischen Befestigungen fertig werden wird, darüber lässt Paulus sich zunächst keine grauen Haare wachsen. Wer an den Ostersieger glaubt, der kann mit heiterer Gelassenheit mitteilen: «Denn ob wir wohl im Fleisch wandeln, so streiten wir doch nicht fleischlicherweise. Denn die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören Befestigungen; wir zerstören damit die Anschläge und alle Höhe, die sich gegen die Erkenntnis Gottes erhebt.»

Und schliesslich ist es gerade die eigene Erfahrung mit dem Ostersieger, die es dem Apostel verwehrt, der Zerstörung das letzte Wort zu lassen. Christus will ja gar nicht den Tod seiner Gegner, sondern dass sie sich bekehren, leben und ihm dienen. Christus hält es nicht wie die Gewalthaber des totalen Krieges, wo man keine Gefangenen mehr macht, sondern nur noch massakriert und vernichtet. Christus zieht die Gefangennahme der Tötung seiner Gegner vor. So wie Paulus seinerzeit in die Gefangenschaft Christi geriet, sagt er auch hier: «Wir nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi.» Warum er an der Gottlosigkeit die Vernunft besonders hervorhebt? Die Erfahrung lehrt doch, dass wenn einer mit Gottes Geboten bricht, dass er dann

hinterher mit allerlei Vernunftgründen, Gedankenschanzen und weltanschaulichen Hochhäusern seinen Ungehorsam zu rechtfertigen versucht. Wenn Gottes Gebot dem Menschen im Wege steht, dann ist ihm die Vernunft gut genug, um Gott zu leugnen. Das ist die leidige Rolle der Vernunft im Dienste des Ungehorsams. Aber der Auferstandene vermag «alle Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen zu nehmen», Gottlose zu seinen gehorsamen Knechten zu machen, Verfolger zu Nachfolgern.

Nicht umsonst hat Christus seinerzeit seinen Jüngern voraus zugesichert: «Von nun an werdet ihr Menschen fangen.» Die Sanftmut und Lindigkeit Christi macht Feinde zu Freunden. So sieht Christi Siegerrache und Vergeltung aus: «und sind bereit, zu rächen allen Ungehorsam». Uns aber soll hier eine Ahnung davon aufgehen, zu welcher hoffenden und kühn einschliessenden Haltung der christusfeindlichen Welt gegenüber wir als Christen aufgefordert sind. Ist es nicht beschämend, wie vorzeitig und hurtig wir resignieren und vor den gottwidrigen Gegebenheiten zu kapitulieren bereit sind, schon im engsten Familienkreis, geschweige denn im grossen Völkergeschehen? Wo der Ehepartner sich über Gottes Gebot hinwegsetzt, laufen wir geschwind zum Anwalt, anstatt dass wir ihn unter den sanften und beharrlichen Beschluss unserer Fürbitte nehmen. Und wie ausgiebig und bereitwillig haben wir die kommunistische Welt verteufelt, anstatt dass wir uns der Waffe der Sanftmut und der Lindigkeit bewusst blieben, die uns Christen in die Hand gegeben ist! Und weil das nicht nur eine Verteidigungs-, sondern auch eine Angriffswaffe ist, darum ist es der Christengemeinde nicht erlaubt, glaubenslos und vorzeitig den Rückzug aus der Welt anzutreten. «Die demütige Liebe ist eine furchtbare Kraft; sie ist die allergrösste Kraft, und ihresgleichen gibt es nichts.» «O Liebe, Liebe, du bist stark, / du streckest den in Grab und Sarg, / vor dem die Felsen springen.»

Die Freiheit der Gebundenen

¹² Denn wir wagen uns nicht unter die zu rechnen oder zu zählen, so sich selbst loben, aber dieweil sie sich an sich selbst messen und halten allein von sich selbst, verstehen sie nichts. ¹³ Wir aber rühmen uns nicht über das Ziel hinaus, sondern nur nach dem Ziel der Regel, mit der uns Gott abgemessen hat das Ziel, zu gelangen auch bis zu euch. ¹⁴ Denn wir fahren nicht zu weit, als wären wir nicht gelangt bis zu euch; denn wir sind ja auch bis zu euch gekommen mit dem Evangelium Christi; ¹⁵ und rühmen uns nicht übers Ziel hinaus in fremder Arbeit und haben Hoffnung, wenn nun euer Glaube in euch wächst, dass wir unsrer Regel nach wollen weiter kommen ¹⁶ und das Evangelium auch predigen denen, die jenseits von euch wohnen, und uns nicht rühmen in dem, was mit fremder Regel bereitet ist. ¹⁷ Wer sich aber rühmt, der rühme sich des Herrn. ¹⁸ Denn darum ist einer nicht tüchtig, dass er sich selbst lobt, sondern dass ihn der Herr lobt. 2. Korinther 8,12-18

«Darum ist einer nicht tüchtig, dass er sich selbst lobt, sondern dass ihn der Herr lobt» (18). Damit geschieht nichts Geringeres, als dass uns Paulus auffordert und erlaubt, von uns weg auf den Herrn zu schauen. Eine grosse Stunde, wenn diese Wendung vom Eigenen weg, hin zum Herrn, sich ereignet! Es ist ein hoch bedeutsames Angebot, das damit jetzt an uns ergeht. Jeder von uns hat heimlich eine gar seltsame Mühsal in seinem Leben drin: Wir leiden alle an uns selbst. Ich habe noch nie einen getroffen, der nicht seine liebe Not mit sich hätte. Was für eine Last ist doch schon die blossе Tatsache, dass wir immer wieder meinen, wir müssten unser Leben selber in die Hand nehmen, aus uns selber etwas machen, unserem Dasein selber Inhalt, Sinn und Wert verleihen; und wenn einer es nicht selber schaffe, dann sei sein Leben sinnlos, wertlos und leer! Sind wir uns bewusst, in welcher Knechtschaft unter sich selbst man sich begibt, wenn man sein Leben

selber planen, sich selber Ziel und Grenze abstecken, ganz allein, auf eigene Verantwortung hin seine Entschlüsse fassen, seine Entscheidungen treffen, und dann schliesslich auch die Folgen seiner Fehlleistungen selber tragen muss! Unseliges Schwanken zwischen Selbstlob und Selbstanklage, wenn einer sich selbst zum Mass aller Dinge geworden ist! Vor solch schrecklicher Selbständigkeit kann einen das helle Entsetzen ankommen. Man wird auf diese Weise wie ein Gefangener in Einzelhaft. Allein mit sich selbst hält es auf die Dauer keiner aus. Bekannt ist der Verzweiflungsschrei jenes Einsamen, der, allein mit sich selber, sich nicht mehr ertrug und ausrief: «Es möchte kein Hund so weiterleben!» (Goethe, Faust). Ja, es ist nichts als logisch und folgerichtig, dass einer, der selber über sein Leben verfügt, schliesslich auch noch sein Sterben in die eigene Hand nimmt und seinem Leben ein Ende setzt. Gibt es denn keine Befreiung aus dieser schrecklichen Selbständigkeit, aus dieser Knechtschaft des Eigenen? Das eben ist das Freiheitsangebot, das uns jetzt aus dem alten Bibelbuch entgegenkommt. Es gibt Erlösung vom Eigenen. Die Tür unserer Einzelhaft ist aufgestossen: «Darum ist einer nicht tüchtig, dass er sich selbst lobt, sondern dass ihn der Herr lobt.» Nicht ich selbst, sondern der Herr! Das ist Freiheit vom Eigenen.

Aber, meldet sich hier unser Widerspruch, wäre denn Unselbständigkeit besser? Gott bewahre! auch Unselbständigkeit ist an sich keine gute Sache. Auch sie ist ein Gefängnis, zwar nicht eine Einzelzelle, wohl aber ein Gefangenenlager, Gefangenschaft zusammen mit anderen. Man ist dann in allem und jedem abhängig von seinen Mitmenschen. Hier achten wir nun ängstlich darauf, was «man» über uns denkt und spricht. Hier sind wir aufs Lob der anderen angewiesen und lassen uns beeindrucken durch ihren Tadel. Es sind nun in Wirklichkeit unsere Mitmenschen, die über den Wert oder Unwert unseres Lebens

bestimmen. Wertvoll ist nur, was Anklang und Beifall findet, und oberster Richter ist hier der Nachbar. Nein, auch solche Unselbständigkeit ist nicht gut. Da setzt nun jenes bekannte Vergleichen mit den anderen ein. Schon im Elternhaus wird das Kind verglichen mit den begabteren. In der Schule nimmt das Vergleichen seinen Fortgang. Und im Leben ist es dann unsagbar schwer, aus dem Teufelskreis des Vergleichens herauszufinden. Der lähmende Eindruck der Unterlegenheit stellt sich ein und das Minderwertigkeitsgefühl hakt sich fest. Schutzlos ist nun der Mensch seinen Lebensniederlagen ausgeliefert. Braucht dann nur hinzu zu kommen, dass einer Pech hat, Pech in der Aufnahmeprüfung oder beim Lehrabschluss, oder später bei der Annäherung ans andere Geschlecht eine Abfuhr erfährt. Hans Mühlestein schildert in seinem Spanienbuch «Aurora» seinen Vater, einen an sich wertvollen Menschen mit edlen Gesichtszügen, der aber nicht ist wie andere Väter, den Vergleich mit ihnen nicht aushält, weil er es, trotz ehrlicher Anstrengung, nie auf einen grünen Zweig gebracht hat. Schliesslich ergibt er sich aus Lebensohnmacht dem sinnlosen Trunk. Das ist nur einer von Vielen. Der Nachbar ist ein harter Richter. Wehe dem, dessen Wert oder Unwert vom Urteil des Nachbars abhängt! Aber die Erfolgreichen sollen nur ja nicht etwa meinen, sie seien unabhängig und frei. Wer auf der Rolltreppe des Menschenruhmes hochkommt, wird Gefangener der öffentlichen Meinung, ein Sklave des Publikums, und die Tage seiner Unabhängigkeit sind gezählt. Die öffentliche Meinung ist eine wetterwendische Dame. Gibt es denn keine Erlösung von der schrecklichen Unselbständigkeit, vom Urteil des Nachbars? von der Gunst des Publikums? Darauf eben gibt hier der Apostel die Antwort. Auch der Stacheldraht des Gefangenenlagers bekommt hier einen Riss: «Auch der ist nicht tüchtig oder untüchtig, den die Leute loben, sondern den der Herr lobt.» Nicht der andere,

sondern der Herr! Das ist Freiheit vom Nachbar. Selbstbeurteilung und Beurteilung durch die anderen, Eigenlob und Menschenlob, Selbstruhm und Weltruhm, beides ist, so haben wir jetzt gesehen, in gleicher Weise fragwürdig: Aber nun gibt es ein Drittes: der Herr — «wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn» (17). Es ist fürs Verständnis dieser Aussage aufschlussreich, die Situation zu beachten, in welcher Paulus diese Aussage tätigt. Es ist darum nötig, daran zu erinnern, dass hinterm ganzen Zweiten Korintherbrief jene kleine, aber massive und nicht einflusslose Gruppe von Gegnern steht, die den Apostel ablehnen. Sie sind hinterher in die durch Paulus gegründete Korinthergemeinde eingedrungen «wie reissende Wölfe». Hier haben sie geerntet, was vor ihnen Paulus gesät und gepflanzt hat, haben, wie man so sagt, «im Fischkasten gefischt», «sich mit fremden Federn geschmückt», sich selbst, ihre Arbeit und Bedeutung haben sie gebührend ins Schaufenster gestellt und hoch angegeben. «Sie loben sich selbst, aber dieweil sie sich an sich selbst messen und halten allein von sich selbst, verstehen sie nichts» (12). Aber nicht genug damit. Menschen, die sich selbst erhöhen, haben meistens ein heftiges Bedürfnis, die Anderen zu erniedrigen. So legen sie den Paulus auf ihre Waage und erklären «zu leicht befunden», nehmen ihn in ihr Sieb und lassen ihn durchfallen, machen ihn in Korinth und Umgebung nach allen Regeln der Verleumdungskunst madig.

Es ist beherzigenswert, was der so radikal in Frage Gestellte, derart massiv Angegriffene, im Kreuzfeuer der Kritik seinen Feinden entgegnet. Paulus trumps jedenfalls nicht auf. Er sagt nicht in jener selbstsicheren und etwas hochmütigen Art, er schere sich einen Deut um die Meinung der Leute, weil er wisse, dass es gut um ihn stehe. Es liegt dem Angefochtenen nichts ferner, als sich hinter die Position einer Unfehlbarkeit zu verschanzen. Nein, Paulus hat schon einen Richter; und diesem stellt er sich. Von diesem weiss

er zweierlei, einmal, dass er gerecht ist, unheimlich gerecht, und dass er barmherzig ist, unfassbar barmherzig. Diesem Richter steht und fällt er. Und das Urteil hat gelaftet: Schuldig — und zwar des Todes schuldig. Von der ersten Begegnung mit diesem Herrn und Richter an hat der Apostel gewusst, dass sein Leben verwirkt ist. Aber dann hat er sich ihm in die Arme geworfen und es geschah, dass dieser ihn begnadigte. Begnadigt nicht zu lebenslänglichem Zuchthaus, sondern zur lebenslänglichen Freiheit eines Christenmenschen. Begnadigt nicht zu Zwangsarbeit, wohl aber zu lebenslänglichem Gehorsam, zu lebenslänglicher Dankbarkeit, zu lebenslänglichem Dienst im grossen Reich. Welch eine Freiheit, nicht mehr unterm Selbstlob und Selbstgericht, aber auch nicht mehr unterm Urteil des Nachbars zu stehen, sondern unterm Gericht und unter der Gnade seines Herrn! Dass er einen gnädigen Richter gefunden hat, das ist der einzige Ruhm des Angefochtenen. Diesen lässt er sich nicht nehmen. Was will alle Selbstkritik, was haben alle menschlichen Kritikaster (Nörgler) noch zu suchen bei einem, der im Fegfeuer eines ewigen Richters gestanden ist! Frei und unabhängig von sich und von den Leuten steht er nun da, so frei, wie es schon auf den ersten Blättern der Bibel von jenem geheimnisvollen Henoah heisst: «Henoah hat Zeugnis bekommen, dass er Gott gefallen habe.» «Aber», fügt der Verfasser des Hebräerbriefes hinzu: «Ohne Glauben ist's unmöglich, Gott zu gefallen.» Im Glauben hat Paulus Gottes Wohlgefallen erhalten, ist das Unmögliche möglich geworden. Im überlegenen Bewusstsein dieser Unabhängigkeit kann er einmal den Thessalonichern schreiben: «Wenn ich mich noch um das Wohlgefallen der Menschen bemühte, wäre ich Christi Knecht nicht.» So ist es gemeint, wenn er hier seinen Gegnern zu verstehen gibt: «Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn; denn darum ist einer nicht tüchtig, dass er sich selbst lobt, sondern dass ihn der Herr lobt.»

Jenseits von Eigenlob und Menschenruhm ist dem Angefochtenen ein unendlich viel Besseres zuteil geworden: das Gotteslob: «Ein Wohlgefalln Gott an uns hat, / nun ist erfüllt sein Friedensrat, / all Fehd hat nun ein Ende.» Jetzt kann es Sonntag werden. Der Friede Gottes hat seinen Einzug gehalten.

Bedeutsam ist dann die Art, wie Paulus seinen hochtrabenden Widersachern gegenüber seine Arbeit, sein Apostelamt im Dienste des gnädigen Herrn und Richters beschreibt: «Wir aber rühmen uns nicht übers Ziel hinaus, sondern nur nach dem Ziel der Regel, nach der uns Gott abgemessen hat das Ziel, zu gelangen auch bis zu euch» (13). Das Merkmal dieses Dienstes ist schlicht ein Bleiben innerhalb der ihm von Gott abgesteckten Grenzen. Ein Knecht Christi muss sich weder sein Arbeitsfeld selber wählen, noch sein Pensum selber bestimmen. Nicht wie der menschliche Überschwang und Eigenwille, muss der Diener Christi ins Mass- und Grenzenlose hinaus sich strecken und dehnen, sondern nur so weit, wie es sein Herr ihm zumisst und absteckt. Im Reiche seines grossen Herrn darf er wie ein kleiner Angestellter den ihm zugewiesenen Posten versehen. Und dieser, sein Chef, hat mit ihm Verstand: «Von einem Haushalter wird nicht mehr verlangt, als dass er treu erfunden werde.» Weil er schlicht dem Chef gehorchen darf, hat er es auch nicht nötig, wozu der Ehrgeiz und Machttrieb einen so leicht verführt, «sich übers Ziel hinaus fremder Arbeit zu rühmen» (15). Das ist Freiheit, die Freiheit eines an Christus Gebundenen.

Aber nun darf es zu unserer nicht geringen Überraschung geschehen, dass durch solches Sichfügen und Bescheiden, durch solches Bleiben innerhalb der gesteckten Grenzen, in solch gebundener Freiheit keineswegs, wie man es erwarten könnte, nur minderwertige Resultate erzielt werden und mittelmässige Arbeitsleistung zustande kommt. Gerade wer nicht freizügig und eigenwillig fährt, wer die gebundene

Marschroute wählt, läuft und fährt weit. Gott kann über alles kleine und grosse Wollen, Können und Vollbringen hinaus wirken. Er hat, wer hätte das je sich träumen lassen? den Apostel bis jetzt immerhin bis nach Korinth geführt, hat es ihm geschenkt, ausgerechnet in dieser Stadt eine Christengemeinde zu gründen. Ja von Korinth aus, wo er den Römerbrief schreibt, äussert er sich, er hoffe das Evangelium noch bis ins fernwestliche Spanien zu tragen. Aber auch da noch weiss Paulus, dass solches nur geschehen kann, wenn vorher in Korinth der Glaube wächst: «Wir haben die Hoffnung, wenn nun euer Glaube in euch wächst, dass wir unserer Regel nach wollen weiter kommen und das Evangelium auch predigen denen, die jenseits von euch wohnen» (15-16). Ohne dieses Glaubenswachstum, das Gott allein wirkt, vermag Paulus die Botschaft nicht bis ans Ende der Welt hinauszutragen. Sein Herr hat nicht umsonst einmal gesagt: «Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben.» So kann auch ein Paulus sich nichts nehmen, sein Herr gebe es ihm denn. Aber eben, es ist nicht wenig, was der Herr gibt, es ist unendlich mehr als alles, was wir uns selber nehmen könnten. Wer innerhalb der Grenzen Gottes bleibt, wer es wagt, ein Gebundener Gottes zu sein, dem braucht um den Erfolg nicht bang zu sein. Was Gott durch einen gehorsamen Diener wirkt, übersteigt alles, was menschlicher Erfolg je erreicht hat. So königlich frei von aller Angst und Hetze, so göttlich unbekümmert um alle menschliche Wertung, Beurteilung und Kritik, darf der an seinem ihm zugewiesenen Teilstück arbeiten, der sich von Gott Mass, Ziel und Grenze setzen lässt. Es ist schön, Angestellter einer solchen Firma zu sein. Es ist ein strahlendes Geheimnis um die Freiheit der Gebundenen!

Nicht wahr, das wäre es doch! darauf bauen, was Gott aus uns machen will, ein kleiner Angestellter der Weltfirma Gottes irgendwo still seine Pflicht tun, das wäre es! Es hat

einige begnadete Maler gegeben, die in dieser königlichen Unbekümmertheit geschafft haben, Jahrzehnte hindurch ohne Anerkennung, sie sind gestorben als Angefochtene, ohne von den Menschen erkannt und gewürdigt zu sein. Aber auch wenn wir nicht Künstler, sondern vielleicht nur Handwerker sind — ich habe anlässlich eines Ausflugs mit der Jungen Kirche auf einer der Borromäischen Inseln — wenn ich mich recht erinnere war's auf der Isola Bella — eine unvergessliche Schau solch zeitloser Handwerksarbeit mitbekommen: Unter all dem nicht immer Wertvollen war es im Untergeschoss des Schlosses jener kleine runde Tisch, kaum einen Meter im Durchmesser, minuziöseste Einlegearbeit, wovon der Reiseführer beiläufig sagte, der Handwerker habe zehn Jahre daran gearbeitet. Das wäre es. Nicht hurtige Resultate. Weil man unter dem Auge der Ewigkeit lebt und schafft. Aber man braucht auch nicht einmal ein begabter Handwerker zu sein: etwas von solch andächtiger Zeitlosigkeit und Selbstvergessenheit will jedem schlichten Gläubigen, welchen Standes er immer sei, zuteil werden. Man kann ganz in der Nähe, in unserer Altstadt, ungesucht bei kleinen Leuten verborgene Wunder Gottes entdecken, nicht unten in den Schaufenstern der Lauben, wo der Passantenstrom sich zum Bärengraben hinunter ergießt, sondern irgendwo in einer der Hintergassen. Da bewohnt eine ehemalige Kellnerin ihr Dachstübchen. Sie ist jetzt alt und krank geworden, schwer krank und pflegebedürftig. Und nun ist es geschehen, dass eine Kollegin von ihr, mit der zusammen sie früher hin und her in Festhütten serviert hatte, sie zu sich nahm und sie Tag und Nacht pflegte, zwei Monate hindurch, ohne zu fragen: «Was wird mir dafür?» Es hat niemand darum gewusst, erst bei der Beerdigung ist es entdeckt worden. Und da ist jene Deutsche, die vor 50 Jahren als Gesellschafterin einer Konzertsolistin aus Berlin nach Bern kommt und wie zufällig vernimmt, dass einem Hilfsarbeiter eben seine Frau

gestorben sei, von acht Kindern weg, das jüngste jährlich, das älteste elf. Man sucht schon seit geraumer Zeit eine Mutter für diese Kinder, damit sie, will's Gott, nicht auseinander gerissen und in alle Winde verteilt werden müssen. Die Deutsche aus Berlin meldet sich auf das Inserat und vollbringt das mütterliche Werk. Das ist das Lebenswerk jener Angefochtenen, Gott allein kennt ihre Zahl und Namen, die nach dem ihnen zugedachten Mass ihr Leben in Dienst stellen. Sie wissen mit dem Apostel Paulus darum, dass es ein winziges Teilstück eines unendlich grossen Werkes ist, an dem sie haben stehen dürfen, so lange, bis dass Gott sie abrief. Ihr Bild wird in keiner Illustrierten stehen und nicht auf dem Fernsehschirm erscheinen, und kein Bericht über eine ehrenvolle Abdankung kommt im Tagblatt über sie. Aber Gott hat sie in ihrer begnadeten Anfechtung gesehen das genügt. Grosser Tag, wenn einst der Herr kommen und sagen wird: «Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über vieles setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude.»

Die Brautgemeinde

¹ Wollte Gott, ihr hieltet mir ein wenig Torheit zugut! Doch ihr haltet mir's wohl zugut. ² Denn ich eifere um euch mit göttlichem Eifer; denn ich habe euch vertraut einem Manne, dass ich eine reine Jungfrau Christo zubrächte. ³ Ich fürchte aber, dass, wie die Schlange Eva verführte mit ihrer Schalkheit, also auch eure Sinne verrückt werden von der Einfalt in Christo. ⁴ Denn so, der da zu euch kommt, einen andern Jesus predigte, den wir nicht gepredigt haben, oder ihr einen andern Geist empfinget, den ihr nicht empfangen habt, oder ein anderes Evangelium, das ihr nicht angenommen habt, so verträget ihr's billig. ⁵ Denn ich achte, ich sei nicht weniger, als die «hohen» Apostel sind. ⁶ Und ob ich nicht kundig bin der Rede, so bin ich doch nicht unkundig in der Erkenntnis. Doch ich bin bei euch allenthalben wohl bekannt. ⁷ Oder habe ich gesündigt, dass ich mich erniedrigt habe, auf dass ihr erhöht würdet? Denn ich habe euch das Evangelium Gottes umsonst verkündigt ⁸ und habe andere Gemeinden beraubt und Sold von ihnen genommen, dass ich euch predigte. ⁹ Und da ich bei euch war gegenwärtig und Mangel hatte, war ich niemand beschwerlich. Denn meinen Mangel erstatteten die Brüder, die aus Mazedonien kamen, so habe ich mich in allen Stücken euch unbeschwerlich gehalten und will auch noch mich also halten. ¹⁰ So gewiss die Wahrheit Christi in mir ist, so soll mir dieser Ruhm in den Ländern Achajas nicht verstopft werden. ¹¹ Warum das? Dass ich euch nicht sollte lieb haben? Gott weiss es. ¹² Was ich aber tue und tun will, das tue ich darum, dass ich die Ursache abschneide denen, die Ursache suchen, dass sie rühmen möchten, sie seien wie wir. ¹³ Denn solche falsche Apostel und trügliche Arbeiter verstellen sich zu Christi Aposteln. ¹⁴ Und das ist auch kein Wunder; denn er selbst, der Satan, verstellt sich zum Engel des Lichts. ¹⁵ Darum ist es nicht ein Grosses, wenn sich auch seine Diener verstellen als Prediger der Gerechtigkeit; welcher Ende sein wird nach ihren Werken. 2. Korinther 11,1-15

«Ich habe euch vertraut einem Manne, dass ich eine reine Jungfrau Christo darbrächte» (2). Was der Apostel mit diesen Worten der Gemeinde von Korinth in Erinnerung ruft, geht alle Christen an, auch uns; die Aussage gilt der christlichen Gemeinde überhaupt. Die Kirche wird hier eine Braut genannt, die als reine Jungfrau dem Bräutigam, nämlich Christus, zugeführt wurde und jetzt diesem einen Mann angetraut ist. Unter den Christen von Korinth weiss jedermann, wie entscheidend Paulus damals, als in Korinth die Braut dem Bräutigam zugeführt wurde, beteiligt war. Als die Gemeinde entstand, war Paulus Brautzeuge, mehr als das, er war Brautwerber, Brautführer. Aus der Sonntagsschule erinnern wir uns vielleicht an jenen sympathischen Knecht Elieser, den einst Erzvater Abraham mit dem heiklen Auftrag in die Ferne sandte, seinem einzigen Sohn Isaak eine Lebensgefährtin zu suchen, wie er am Brunnen Rebekka fand und mit nach Hause brachte. So ist auch Paulus, gleichsam als neutestamentlicher Elieser, im Auftrag seines Herrn — und der Herr des Apostels ist Christus — in die Welt hinausgezogen und hat dem Bräutigam unter anderem auch in Korinth eine Gemeinde als Braut zugeführt.

Christus der Bräutigam, die Kirche seine Braut. Wir gestehen offen, dass uns diese Vorstellung von Mann und Frau, oder Braut und Bräutigam, übertragen auf Gott und die Gemeinde, zunächst etwas eigenartig und fremd vorkommen will. Das gilt allerdings nicht nur von dieser einzelnen Aussage, sondern vom ganzen Fragenkomplex um die Kirche überhaupt. Vor allem als evangelische Christen sind wir gewohnt, allem, was Kirche heisst, eher ein wenig kühl und distanziert gegenüberzustehen. Die Kirche ist uns eine unvertraute, um nicht gar zu sagen, eine suspekte, eine verdächtige Grösse; und zwar geht diese unsere Haltung nicht nur auf die Reformation, sondern auf die Bibel selber zurück. Wir können nun einmal nicht

anders, als all die grollenden Worte im Ohr haben, mit denen die Propheten des Alten Testaments über den Tempel und seinen ganzen Umtrieb sich aussprachen. Wir können nicht anders, als die Tatsache in Erinnerung behalten, wie angefochten doch Christus von Seiten der ganzen Tempelhierarchie war. Dass das einzige Mal, da er Gebrauch von einer Peitsche machen muss, das nicht den Gottlosen, sondern dem Tempelbetrieb gegenüber geschehen muss, scheint uns nicht von ungefähr zu sein. Eine heilige Stadt, ein kirchenfürstliches Palais bildete das Widerstandszentrum gegen ihn. Es waren Theologen und es war eine Priesterschaft, die den Erlöser kreuzigten. So hat Christus von allem Anfang her an der offiziellen Gestalt des alttestamentlichen Gottesvolkes gelitten. Diese Anfechtung von Seiten des Institutionellen hat sich später in der Kirche oft genug wiederholt; das hat sich auch in der Kirche der Reformation nicht geändert, wenn auch hier die Einsicht in die Fehlbarkeit der Kirche grösser ist als dort, wo man seltsamerweise auch heute noch meint behaupten zu können, die Kirche sei von einem unfehlbaren Haupt geleitet. So hat sich jeder von uns seine Ansicht über die Kirche gebildet, und diese ist im grossen und ganzen nicht besonders freundlich. Es ist bezeichnend, dass jenes eben jetzt viel beachtete Buch, in dem sich 38 zeitgenössische Radiosprecher über die Kirche äussern, den Titel trägt «Kritik an der Kirche». Gerade in dieser Publikation wird es besonders deutlich, wie negativ die Mehrzahl unserer Zeitgenossen der Kirche gegenüberstehen. Man empfindet es darum regelrecht als Wohltat, hier nun, und zwar aus der Bibel selber, ein so schönes und stark bejahendes Wort über die Kirche zu vernehmen: Die Kirche die Braut, Christus der Bräutigam. Ja, unsere ablehnende Haltung der Kirche gegenüber hat zur Folge, dass wir Mühe haben, zu verstehen, wer wir überhaupt sind. Wer sind wir, wenn wir am Sonntagmorgen hier zusammenkommen? Sind wir eine

Gesellschaft von steuerzahlenden Interessenten, welche die Kirche noch unterstützen, solange sie eine Stütze unserer Gesellschaft ist, sind wir eine Art Interessengemeinschaft? Oder sind wir ein Zuhörerpublikum, das einem nicht gerade langweiligen Redner nachläuft? Oder sind wir so dran, wie Hermann Hesse es in einem seiner besten Gedichte sich ausdrückt, wenn er sagt: «Seltsam, im Nebel zu wandern / leben heisst einsam sein / kein Mensch kennt den andern / jeder ist allein»? Sind wir ein bunt zusammengewürfelter Haufe von Leuten, von denen jeder allein ist und die ein wenig Anschluss suchen, irgendwo, es könnten auch die «Berner Wanderwege» sein, oder der Rotary-Club, oder eben nun auch die Kirche? Da sagt uns heute Paulus, dass wir als Kirche die Braut Christi sind, Christus unser Bräutigam: «Ich habe euch angetraut einem Manne, dass ich eine reine Jungfrau Christus zubrächte.» Als das dürfen wir uns jetzt verstehen: Als Brautgemeinde Christi.

Nun aber begegnen wir in der Bibel genau gesehen gottlob nicht nur kritischen und negativen Aussagen über die Kirche. Und wenn wir, unserem menschlichen Wesen entsprechend, für alles Verneinende zugegebenermassen auch empfänglicher sind, so sollen wir nun doch auch die bejahenden Stellen der Heiligen Schrift beherzigen.

Schon im Alten Testament ist das Verhältnis zwischen Gott und seinem Volk unter dem geheimnisvollen Bild einer heiligen Ehegemeinschaft dargestellt. Es ist der Prophet Hosea, der den Auftrag bekommt, wie ein Brautbote dem Gottesvolk das hohe Angebot zu machen: «Ich (Gott) will mich mit dir vertrauen in Gerechtigkeit und Gericht, in Gnade und Barmherzigkeit. Ja, im Glauben will ich mich mit dir verloben, und du wirst den Herrn erkennen» (Hosea 2,21-22). Diese höchst geheimnisvolle Zusage schwebt Christus dort vor, wo er einmal gefragt wird, warum er mit seinen Jüngern nicht faste? und wo er darauf antwortet: «Wie können die Hochzeitsleute fasten, dieweil der

Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, dass der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten» (Mk. 2). Wir dürfen in diesem Zusammenhang auch an die beiden Hochzeitsgleichnisse denken, an dasjenige vom König, der seinem Sohn eine Hochzeit bereitet, und an das Gleichnis von den klugen und törichten Brautjungfern. Ja, Paulus geht so weit, in diesem heiligen Verhältnis zwischen Christus und seiner Gemeinde ein Vorbild, sogar eine Entsprechung zu unseren menschlichen Ehen zu sehen, sonst könnte er die Epheser nicht ermahnen: «Ihr Männer, liebet eure Frauen, gleichwie Christus auch geliebt hat die Gemeinde» (Eph. 5,25). Oder noch deutlicher: «Das Geheimnis (der Ehe) ist gross, ich rede aber von Christus und der Gemeinde» (Eph. 3,32). Christus der Bräutigam, die Kirche seine Braut. «Ich habe euch vertraut einem Manne, dass ich eine reine Jungfrau Christus darbrächte.»

«Eine reine Jungfrau.» Nicht etwa, dass die Leute von Korinth damals, als sie durch die Ankunft des Paulus in der Stadt Christus zum erstenmal begegneten, schon eine Schar von reinen Menschen gewesen wären. Im Gegenteil! Es gab damals rings ums ganze Mittelmeer herum kaum eine Stadtbevölkerung, die sittlich verkommener gewesen wäre als die von Korinth. «Korinthazesthai», ein Schlemmer-, Hurer- und Laster-Leben führen wie in Korinth, dieser Ausdruck war damals im Römerreich sprichwörtlich. Warnend sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller: «Nicht jedermanns Sache ist eine Reise nach Korinth» (der Geograph Strabo). Er will damit sagen, wer nach Korinth komme, solle sich vorsehen, dieser Boden sei schlüpfrig. Und nun hat Paulus im Auftrag des Bräutigams eine Reise nach Korinth unternommen, um da, auch da, ausgerechnet da, seine Brautwerbung vorzunehmen! Hier hat er, es geschah in grosser Schwachheit und besonderer Anfechtung, die Botschaft von Christus, dem Retter, verkündigt.

Und das Wunder geschah: Unter diesen Gefallenen, Gesunkenen, Verlorenen gibt es welche, die aufhorchen. Es gibt etliche in Korinth, die sich «retten lassen aus diesem ehebrecherischen und verkehrten Geschlecht», die durch das Blut Jesu Christi zur reinen Jungfrau, zur Braut Christi werden. Christus geht mit ihnen ein Rechtsverhältnis ein, gibt ihnen sein verbindliches Jawort. Für ihn ist es eine «mésalliance» (Missheirat) ohnegleichen: Das korinthische Strassenmädchen wird als reine Jungfrau dem einen Manne zugeführt! Gerettet, Braut des Bräutigams! Geheimnisvolle, gewaltige Sache um die Gemeinde, um die Zugehörigkeit zur Kirche der Geretteten!

Und um diese gerettete Braut sehen wir nun den Apostel im ganzen Zweiten Korintherbrief und auch an dieser Stelle hier in Anfechtung und Sorge. Die Braut Christi in Gefahr! Es ist mehr als was wir Lebensgefahr zu nennen pflegen; denn eine Braut Christi hat mehr zu verlieren als nur ein zeitliches Leben. Damit stossen wir auf einen Umstand, der von manchen Frommen leicht übersehen wird, dass es sie ewig reue, nämlich dass in dieser Welt ein Geretteter ein Gefährdeter ist. Ja, die Geretteten sind die Gefährdetsten. Der Dieb bricht nicht ein, wo nichts zu holen ist, sondern wo er fette Beute wittert. Einen bereits Geretteten wieder in den Slum zurück- und herunterziehen, gehört zu den besonderen Triumphen des Verderbers. Darum ist kaum ein fahrlässigeres und törichtereres Verhalten möglich, als wenn Christen sich in Sicherheit wiegen. Ein Tor, wer meint, damit dass er gerettet sei, sei er schon am Ziel. Christus wird nicht müde, seine Braut zur Wachsamkeit zu rufen: «Wachet und betet, auf dass ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.» «Wer da meint, er stehe, sehe zu, dass er nicht falle.» «Halte, was du hast, dass niemand deine Krone raube.» «Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.» Ja, gewiss: Christus der Bräutigam, seine Kirche die Braut;

aber diese Braut lebt jetzt noch in der Fremde, in Feindesland, zeitweise gar in der Wüste. Sie sehe sich wohl vor. Wer der Brautgemeinde angehört, weiss wie kein anderer um die Not und um den Segen der Anfechtung.

Das ist nicht erst heute, das war von allem Anfang an so. Es gibt eine gewisse Art, die heutige Kirche mit der Urkirche zu vergleichen, die uns weismachen will, es habe einst in der Kirche eine «gute alte Zeit» gegeben; damals hätten unter den Christen ideale Zustände geherrscht. Genau besehen hat diese Idealgestalt der Kirche von allem Anfang an nicht existiert. Die Kirche steht von Haus aus unter allerlei fremden Einflüssen und Versuchungen. Mächte der Zerstörung von aussen und Kräfte der Zersetzung von innen waren von jeher am Werk. So auch in der Urgemeinde von Korinth. Wir kennen die Wühlmäuse von Korinth nicht mit Namen, wissen von ihnen nur, dass sie sich als besonders fromme Christen ausgaben, über eine glänzende Redegabe verfügten und gegen Paulus, den Begründer und Brautführer der Gemeinde, in dessen Abwesenheit agitierten, somit darauf aus waren, sich einen persönlichen Anhang zu sichern, so dass der Gemeinde Spaltung drohte. Sie bringen die Gemüter damit in Verwirrung, dass sie andeuten und schliesslich behaupten, sie lehrten einen anderen, einen besseren Christus, sie wirkten in einem anderen, besseren Heiligen Geist, sie verkündeten eine andere, vollere Christusbotschaft als ihr Vorgänger, der Apostel. Wie wenn die Botschaft vom Gekreuzigten und Auferstandenen überhaupt ergänzt und vervollständigt, mit irgendwelchen Zutaten angereichert werden könnte! Und wie wenn dann solche Vervollständigungen und Ausweitungen eine Verbesserung der apostolischen Christusbotschaft darstellten! Manche solcher Zutaten sind seither im Verlauf der Kirchengeschichte hinzu gekommen, von der Lehre über die Messe, übers Papsttum bis hin zu Maria der Miterlöserin, wie wenn das nun mehr wäre als

Christus. Solche Verschlimmbesserungen der Frohbotschaft haben, wie wir sehen, schon in Korinth zu drohen angefangen: «Denn so, der da zu euch kommt, einen anderen Jesus predigte, den wir nicht gepredigt haben, oder ihr einen andern Geist empfindet, den ihr nicht empfangen habt, oder ein anderes Evangelium, das ihr nicht angenommen habt, so verträget ihr's billig» (4).

Im Abwehrkampf gegen diese Superapostel (5) setzt der Angefochtene zwei Waffen ein, eine leichtere und eine schwere. Die leichte ist «ein wenig Torheit», wie er sich mit einem Anflug von Scherz ausdrückt: «Wollte Gott, ihr hieltet mir ein wenig Torheit zugut! doch ihr haltet mir's wohl zugut» (1). «Ein wenig Torheit» kann unter gewissen Umständen nicht schaden, wenn man weiss, was man dabei tut. Geduldig rückt Paulus gewisse Verzerrungen zurecht, berichtigt Unwahrheiten und behebt Missverständnisse. Das sieht töricht aus, wie wenn er sich selbst rechtfertigen oder gar nun seinerseits um die Sympathie der Korinther werben müsste. So sei es halt! Was tut man nicht alles, wenn die Braut Christi Gefahr läuft! «Haltet mir ein wenig Torheit zugut!» Dass er sich nicht nach den Regeln der Redekunst auszudrücken versteht, weil er keine Rhetorenschule absolviert hat, dass er darum im Reden ein «blutiger Laie» ist, im Urtext steht das Wort «idiotes», dass er ein Autodidakt ist im Reden, ein Aussenseiter, was tut's? kommt es doch im Reden nicht auf die Formvollendung an, sondern auf den Inhalt. An Erkenntnis aber, das darf der Angefochtene ohne Überheblichkeit feststellen, fehlt es ihm nicht: «Denn ich achte, ich sei nicht weniger als die 'hohen Apostel' sind. Und ob ich nicht kundig bin der Rede, so bin ich doch nicht unkundig in der Erkenntnis» (5.6). Den Vorzug und Ruhm grösserer Redegewandtheit lässt er den Superaposteln gern. Hingegen, und wir bemerken den Schalk um die Lippen des Apostels, hat er ihnen gegenüber auch seinen kleinen Ruhm. Jedermann in Korinth weiss

nämlich, dass er, Paulus, von den Korinthern nie für eine Arbeit unter ihnen auch nur einen roten Rappen Entschädigung bezogen hat. Wenn ihm der Ertrag aus seiner, von den hohen Rednern so verachteten Handwerksarbeit nicht ausreichte, dann halfen ihm Brüder aus anderen Gemeinden. Von den Christen in Mazedonien liess er sich helfen, während er die Hilfe der Korinther ablehnte, nicht etwa, weil er die Gemeinde von Korinth nicht liebte oder sie gar verachtete, sondern um seinen redegewandten Gegnern gegenüber dann einmal geltend machen zu können: Macht es mir nach, wenn ihr wollt, wenn ihr es könnt! aber nicht wahr, das könnt und wollt ihr nicht! Diesen kleinen Ruhm hat er immerhin den Superaposteln gegenüber, dass er in Korinth sich selbstlos und opferbereit verhielt. Darum ist der in Korinth geübte Verzicht des Apostels auf Entschädigung seinen dortigen Gegnern ein Dorn im Auge. Die Superapostel wissen nämlich genau, dass im Urteil der Menschen opferbereite Uneigennützigkeit einer billigen Redegewandtheit gegenüber gar wohl standzuhalten vermag. Aber das alles ist «ein wenig Torheit», ist Kindelei; nun Spass beiseite. Die Braut Christi in Gefahr, ist eine zu ernste Sache, um mit «ein wenig Torheit» abgetan zu werden. Der Angefochtene holt nun die schwerere Waffe hervor, und das ist der «göttliche Eifer» (7-12).

«Ich eifere um euch mit göttlichem Eifer» (2). «Eifer Gottes» ist hier jetzt nötig und am Platz. Der Teufel geht nicht nur umher wie ein brüllender Löwe, sondern auch wie ein Wolf im Schafspelz, wie ein Superapostel, der als biederer Reichsgottesarbeiter daherkommt, in Wirklichkeit aber trägt er eine Maske. Das ist kein Wunder. Es ist bekannt und war von jeher so, dass der Verderber es liebt, sich in einen «Engel des Lichtes» zu verwandeln (13 bis 15). Die Korinther sollen sich vorsehen. Es könnte der Braut Christi so gehen wie seinerzeit der Eva, als diese sich durch die Schlange, die «listiger war als alle Tiere des

Feldes», betören und verführen liess: «Ich fürchte aber, dass, wie die Schlange Eva verführte mit ihrer Schalkheit, also auch eure Sinne verrückt werden von der Einfalt in Christo» (3). Bei der Eindeutigkeit Christi sollen sie bleiben, bei der schlichten Tatsache, dass er der Erlöser ist, sie die Geretteten, er der Bräutigam, sie die Braut. Alles andere ist Teufelswerk, mag es mit noch so grossen und tiefen Worten daherkommen: «Sie suchen viele Künste, und kommen weiter von dem Ziel.»

So eifert Paulus mit dem Eifer des barmherzigen Gottes um die gefährdete Braut Christi. Wenn der Bräutigam an seinem Treubund festhält, und das tut er, dann soll nicht die Braut ihrerseits sich zur Untreue verführen lassen, und wäre es ein Engel des Lichts, der es versuchte. Soweit wir sehen, hat die Kirche von heute diese sehr ernste apostolische Mahnung nicht weniger dringlich nötig als jene in Korinth. Es ist ein offenes Geheimnis, dass diese Kirche krank ist. Aber woran sie krankt und was ihr helfen könnte, darüber gibt es mehr Meinungen als Finger an beiden Händen. Es hagelt in letzter Zeit Vorschläge, wie der Patientin könnte geholfen werden. Die einen suchen in der Richtung auf eine bessere Redekunst hin. Andere meinen, eine neue Selbstlosigkeit wäre wirksamer. Im Vergleich zu der einen Hilfe, die not tut, nennt Paulus beides «kleine Torheiten». Die eine Hilfe ist Christus der Bräutigam, der gekommen ist, das Verlorene zu retten. Von dieser «Einfalt in Christo» soll keine Diagnose und keine Therapie, wie einleuchtend sie sein mag, die Christen weglocken. Es wird schon ein erstes hoffnungsvolles Anzeichen von Gesundheit sein, wenn die Braut, die jetzt fern vom Bräutigam in der Fremde weilen muss, anfängt, nach dem Bräutigam Ausschau zu halten. Ja, wenn die Braut von einem wahren Heimweh nach dem Bräutigam befallen wird, wenn sie geradezu heimwehkrank wird nach ihrem himmlischen

Herrn und Bräutigam, dann ist das nicht eine Krankheit zum Tode, sondern zum Leben.

Und auch darin sind wir wohl alle einig, dass nicht nur die Kirche krank ist — das Übel fängt meistens an beim Hause Gottes — sondern unsere ganze Zeit und Welt. Der Schaden dieser Zeit tritt wohl am augenfälligsten in der Ehe und Familie zutage. Hier hätten wir von der Bibel zu lernen, dass unser kleines Jawort, das wir am Brautaltar anlässlich unserer Eheschliessungen einander geben, hinein genommen ist ins ewige Jawort, das der himmlische Bräutigam seiner Brautgemeinde gegeben hat. Dieses göttliche Jawort gilt. Es kann nicht rückgängig gemacht werden. Es gibt niemanden und nichts, das den himmlischen Bräutigam je wieder von seiner Brautgemeinde scheiden könnte. Weil uns nichts scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, darum kann uns auch in der Ehe nichts scheiden voneinander, weder irgendeine Gemeinheit, noch ein Paragraph des Zivilgesetzbuches. Was gäbe das für ein Ausmass der Gesundheit in den Ehen, in den Familien, zwischen den Völkern! Wahrlich, das Geheimnis ist gross.

Ich möchte schliessen mit einem Hinweis auf jenes alte, edle Liebeslied, das unsere Jungen Kirchen gern singen, worin ein Menschenkind seinen scheidenden Geliebten fragt: «Wann kommst du aber wieder, Herzallerliebster mein?», worauf der Bräutigam antwortet: «Wenn's schneiet rote Rosen, und regnet kühlen Wein.» In der letzten Strophe stellt dann die Braut todtraurig und resigniert fest: «Es schneit ja keine Rosen, und regnet keinen Wein, drum kommst du auch nicht wieder, Herzallerliebster mein» So sind die Brautlieder dieser Welt ähnlich wie die Volks- und Soldatenlieder alle ein wenig schwermütig. Andere Lieder aber singt die Braut. Die Brautgemeinde Christi, das haben wir vernommen, hat das Jawort ihres Bräutigams. Dieser bricht sein Jawort nicht. Er lässt seine Braut nicht sitzen. Es wird, soweit wir aus dem Wort Gottes Bescheid haben,

noch ganz andere Dinge regnen und schneien als rote Rosen und kühlen Wein. Nach der Schrift steht es im Bereich der Möglichkeit, dass es die Sterne vom Himmel regnen wird, der Bräutigam aber wird kommen und seine Braut aus der Fremde heimholen. Das letzte Buch der Schrift, ganz am Schluss, redet von einem Vorgang der Endzeit, der überaus geheimnisvoll «die Hochzeit des Lammes» heisst.

Dieses Ziel hat der angefochtene Apostel in seiner Schau, wenn er die Korinther in göttlichem Eifer daran erinnert, wer sie sind. Auch wir sind dabei mitgemeint: «Ich habe euch vertraut *einem* Manne, dass ich eine reine Jungfrau Christus zubrächte.» Er der Bräutigam, seine Kirche die Braut.

Törichtes Rühmen

¹⁶ *Ich sage abermals, dass nicht jemand wähne, ich sei töricht; wo aber nicht, so nehmet mich an als einen Törichten, dass ich mich auch ein wenig rühme.* ¹⁷ *Was ich jetzt rede, das rede ich nicht als im Herrn, sondern als in der Torheit, dieweil wir in das Rühmen gekommen sind.* ¹⁸ *Sintemal viele sich rühmen nach dem Fleisch, will ich mich auch rühmen.* ¹⁹ *Denn ihr vertraget gern die Narren, dieweil ihr klug seid.* ²⁰ *Ihr vertraget, so euch jemand zu Knechten macht, so euch jemand schindet, so euch jemand gefangen nimmt, so jemand euch trotzt, so euch jemand in das Angesicht streicht.* ²¹ *Das sage ich nach der Unehre, als wären wir schwach geworden. Worauf aber jemand kühn ist (ich rede in Torheit!), darauf bin ich auch kühn.* ²² *Sie sind Hebräer? — Ich auch! Sie sind Israeliter? — Ich auch! Sie sind Abrahams Same? — Ich auch!* ²³ *Sie sind Diener Christi? — Ich rede töricht: Ich bin's wohl mehr: ich habe mehr gearbeitet, ich habe mehr Schläge erlitten, ich bin öfter gefangen, oft in Todesnöten gewesen; ²⁴ von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger eins; ²⁵ ich bin dreimal gestäupt, einmal gesteinigt; dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe des Meers; ²⁶ ich bin oft gereist, ich bin in Gefahr gewesen durch die Flüsse, in Gefahr durch die Mörder, in Gefahr unter den Juden, in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr in der Wüste, in Gefahr auf dem Meer, in Gefahr unter den falschen Brüdern; ²⁷ in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blösse; ²⁸ ausser was sich sonst zuträgt, nämlich, dass ich täglich werde angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden.* ²⁹ *Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht?* ³⁰ *So ich mich ja rühmen soll, will ich mich meiner Schwachheit rühmen.* ³¹ *Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, welcher sei gelobt in Ewigkeit, weiss, dass ich nicht lüge.* ³² *Zu Damaskus verwahrte der Landpfleger des Königs Aretas*

die Stadt der Damasker und wollte mich greifen, ³³ und ich ward in einem Korbe zum Fenster hinaus durch die Mauer niedergelassen und entrann aus seinen Händen. 2. Korinther 11,16-33

Gelegentlich kommt es vor, dass bedeutende oder auch weniger bedeutende Männer der Nachwelt eine Selbstdarstellung ihres Lebens und Werkes hinterlassen; wenn sie alt sind und den zurückgelegten Weg einigermaßen überschauen, setzen sie sich hin und schreiben ihre Memoiren. So hat man den eben gelesenen Bibelabschnitt auch schon etwa eine kurze Selbstbiographie des Apostels Paulus nennen wollen. Es würde sich dann hier um eine Art «Memoiren eines Apostels» handeln. Wir vernehmen hier tatsächlich eine Menge Einzelheiten über Paulus, die uns völlig neu sind, und bekommen einmal ausnahmsweise etwas näher Aufschluss über Gebiete seines Ergehens und Wegstrecken seiner Wanderung, die uns sonst verschlossen sind. Die Heilige Schrift ist sonst in solchen privaten Mitteilungen über die Gläubigen und Gottesknechte eher sparsam und auffällig zurückhaltend, wissen wir doch von den meisten unter ihnen weder wann sie geboren sind noch wo sie begraben liegen. Jedenfalls wenn es damals schon Illustrierte gegeben hätte, die ja bis an die Grenze, ja bis über die Grenze des Erlaubten das private Leben von Zeitgenossen in die Öffentlichkeit ziehen und die zartesten Intimitäten breitschlagen, wir wüssten heute viel mehr über die Apostel. Aber es ist wie gesagt nicht Zufall, es hat seinen guten Grund und ist bedeutsam, dass wir in der Regel so wenig über sie informiert sind.

Wir nehmen jetzt zur Kenntnis, was hier Paulus, ausnahmsweise und auffällig genug — über sein Erleben preisgibt. Voraus schickt er einige Angaben über seine Herkunft. Er hat eine ehrwürdige Vergangenheit. «Sie sind Hebräer? — Ich auch! Sie sind Israeliter? — Ich auch! Sie sind Abrahams Same? — Ich auch!» (22). Was seine

Volkszugehörigkeit anbetrifft, ist er Jude, und zwar Vollblut. Und er ist Israeliter, das heisst, er gehört der religiösen Gemeinschaft der Hebräer an, ist von Jugend an im Gesetz erzogen, in der Bibel gelehrt worden. Und als Benjaminite kann er, ähnlich wie sein Namensvetter König Saul, seinen Stammbaum bis auf Erzvater Jakob und damit bis auf Abraham zurückleiten, will sagen, dass die Verheissungen, die Gott einst dem Abraham gab, auch ihm gelten. Als «Abrahams Same» ist er dann freilich Christ geworden. Aber er sieht in seiner Bekehrung zu Christus nicht einen Bruch, keinen Abfall von Israel, sondern eine direkte Fortsetzung, eine herrliche Erfüllung all der Heilszusagen, die mit dem Namen Abrahams verbunden sind. Was seine Herkunft anbetrifft, kann ein Paulus sich also sehen lassen, ist sozusagen «von gutem Haus», jedenfalls nicht irgendein Hergelaufener.

Darauf fängt Paulus, recht unvermittelt wie uns dünken will, als wäre er nun doch ein Hergelaufener, von seinen diversen Gefangenschaften an zu berichten. Es muss ganz offensichtlich zu den hervorstechendsten Merkmalen dieses wahrhaftig einmaligen Apostellebens gehören, dass Paulus es andauernd mit Behörden und Gerichten, mit Polizei zu tun bekommt. Damit gleicht sein Lebensstil wenigstens äusserlich dem eines Revolutionärs, eines Gesuchten und Gejagten. Leo Trotzky, Lenins Mitarbeiter, der mit diesem zusammen die Oktoberrevolution durchgeführt hat — er fiel dann bei Stalin in Ungnade, musste fliehen und wurde vor 20 Jahren in Amerika mit einem Eispickel totgeschlagen — sein Mörder ist nach Absitzung der Strafe eben vor ein paar Wochen aus dem Gefängnis entlassen worden — Trotzky schreibt in seinem selbstbiographischen Werk «Die Russische Revolution», er sei im ganzen siebzehnmal in zaristischen Gefängnissen gesessen. Paulus war als «Revolutionär Gottes» offenbar auch Spezialkenner der Gefängnisse seiner Zeit, und es waren keine harmlosen,

keine schmerzlosen Gefangenschaften. Die Juden kennen in ihrer Gerichtspraxis nach dem Gesetz des Mose eine furchtbare Strafe gegen solche, die nicht auf Gott hören wollen, die Prozedur der «vierzig Streiche weniger eins». Vierzig Streiche auf den nackten Rücken — wenn einer nach dieser «Behandlung» wieder aus der Ohnmacht erwachte, dann war das nicht immer selbstverständlich. Offenbar wegen dieser Lebensgefährlichkeit hat der Gesetzgeber verfügt, der Gerichtsknecht solle bloss neununddreissigmal draufhauen, um lieber einen Streich zuwenig als einen zuviel zu verabfolgen. Diese Folter hat der Apostel, wie er hier mitteilt (wir wissen über die näheren Umstände rein nichts) im ganzen fünfmal durchgemacht. Wenn dieser Mann auf seinem Rücken noch einen einzigen Quadratcentimeter Haut hat, der nicht Narbe ist, dann ist es zum Verwundern. Dazu hat er dreimal die gerichtliche Auspeitschung im römischen Strafvollzug, der kaum humaner gewesen sein mag, erfahren. Aus der Apostelgeschichte ist uns nur das eine Mal bekannt, dort auf dem Marktplatz von Philippi, wo er zusammen mit Silas «römisch» ausgepeitscht und ins Gefängnis geworfen wurde. Achtmal mit Ruten traktiert — fünfmal jüdisch, dreimal heidnisch! Einmal wurde er gar gesteinigt. Steinigung pflegte sonst immer mit tödlichem Ausgang zu enden! —

Eine zweite Art von Strapazen und Gefahren, die er nun aufzählt, war verbunden mit der apostolischen Reisetätigkeit. Diese war so ausgedehnt, dass man schon ausgerechnet hat, Pauli Missionsreisen würden eine Strecke ergeben wie sämtliche Forschungsfahrten eines Sven Hedin. Das damalige Reisen aber war, wie wir es uns kaum vorstellen können, von Todesgefahr umdroht. Paulus nennt als Gefahrenmomente ein Dreifaches: Die Wüste, die meist brückenlosen Flussübergänge und das — Meer. «Dreimal habe ich Schiffbruch erlitten.» (Möchten doch an dieser Stelle alle Schiffbrüchigen gut anhören! —) Der bekannte,

am Schluss der Apostelgeschichte geschilderte Schiffsuntergang auf der Reise nach Rom ist hier noch nicht einmal dazugezählt, der erfolgt ja erst später. Einer war besonders böseartig; eine Nacht und einen Tag hat er, offenbar auf einer Planke schwimmend, auf hoher See dahin getrieben. Aber nicht allein die Elemente sind ihm auf seinen Reisen widerlich gewesen, feindselig waren auch und erst recht die Menschen. Da zählt er vier Gruppen von Feinden auf: «Ich bin in Gefahr gewesen durch die Juden»; fanatisierte Juden stehen an jeder Strassenecke, so dass es erstaunlich ist, dass ihm nie einer im Vorübergehen den Dolch zwischen die Rippen stiess. Dazu fanatisierte Heiden. Wir erinnern uns an den gefährlichen Aufstand der Silberschmiede in Ephesus. Dazu die allgemeine Rechtsunsicherheit im Land: Räuber, Wegelagerer, Banditen. Und — in diesem Zusammenhang höchst auffällig — «ich bin in Gefahr gewesen durch falsche Brüder», durch solche, die sich als Glaubensbrüder, als Christusjünger ausgaben und reissende Wölfe waren.

Gefahren durch Behörden, die ein Revolutionär auch durchmacht; Gefahren der Reise, die ein damaliger Kaufmann auch kennt; zu dem aber kommt nun noch eine dritte Art, die in besonderer Weise mit dem apostolischen Dienst, mit dem Beruf eines mittellosen Gesandten, zusammenhängt: Blösse und Obdachlosigkeit, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Nachtarbeit und Schlafmanko. Und zu alledem hinzu wird er Tag und Nacht von Ratsuchenden aus den Gemeinden überlaufen, eine seelische Belastung, die einen umbringen könnte. Dabei ist zu bedenken, dass Paulus alles andere ist als ein Roboter, als ein robuster Kerl. Er ist körperlich sowohl wie seelisch zart besaitet, gehört zu den Menschen, von denen man etwas wegwerfend und mitleidig sagt, sie seien ein «ungeschältes Ei». Das heisst, Paulus muss die Dinge zu Herzen nehmen. Er kennt die ehrbar-verruchte Kunst des Nichtmerkens, der

Distanznahme vom Leid des Nächsten, des Sich-Abdichtens nicht. Paulus trägt die Segensnot eines wachen Gewissens, eines mitfühlenden Herzens, eines leidenschaftlichen Gemüts: «Wer ist schwach und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert und ich entbrenne nicht?» (29). Wo Not schreit, wo Unrecht geschieht, wo es brennt, da brennt ein Paulus mit. So gehört er zu den «brennenden Herzen». Man hat in diesem Zusammenhang den Vergleich mit Leo Tolstoj gezogen, der auch ein verwundbares Gewissen besass, die Dinge auch zu Herzen nehmen musste. An jenem Spätoktober tag, da er sein Gutsbesitzer Dasein nicht mehr länger ertrug, floh der Achtzigjährige von zu Hause, man fand den Sterbenden dann in einem kleinen Bahnhofwartesaal. Seine letzte Worte verrieten, dass er sich in seinen Fieberphantasien noch bis zuletzt mit dem Los der russischen Bauern beschäftigte, mit der Wahrheit und mit der Nächstenliebe: «Wer ist schwach und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert und ich entbrenne nicht?» Eine Anhäufung von Belastungen in einem Ausmass, dass es einen zum Kopfschütteln reizt: unwahrscheinlich, unglaublich! Paulus sieht voraus, dass dieser Eindruck entstehen kann. Darum bekräftigt er seine Aussagen mit einem Eid. Nichts ist erfunden, kein Wort übertrieben: «Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, hochgelobt in Ewigkeit, weiss, dass ich nicht lüge» (31).

Aber nun hat es mit diesen «Memoiren eines Apostels» eine besondere Bewandtnis. Einleitend lässt er deutlich genug durchblicken, wie peinlich es ihm bei all diesen Aussagen zumute ist. So viel von sich selber reden, sieht das nicht aus wie ein Sichselber-Wichtignehmen? Wenn der Angefochtene über seine Erlebnisse auch nur eine Silbe verliert, dann lediglich um seiner Gegner willen. Diese Superapostel sind es ja, die sich selber so wert und wichtig sind. Wenn er auf eigene Leistung etwas gäbe, dann könnte

er sich neben diesen seinen Gegnern sehen lassen, und sie nähmen sich neben ihm mehr als nur bescheiden aus. Und so legt er denn los, so wie sie loszulegen pflegen: «Sie sind Diener Christi? (Ich rede töricht). Ich bin es wohl mehr; ich habe mehr gearbeitet, ich habe mehr Schläge erlitten, ich bin öfter gefangen, öfter in Todesnöten gewesen» (23). Unerfahrene Säuglinge sind sie ihm, dem alten Krieger, gegenüber; und dabei plustern sie sich auf gegen ihn! Wenn schon das Rühmen Sache eines Dieners Christi wäre, dann müsste man es wenigstens mit Fug und Recht tun können; und das menschliche Recht hätte Paulus dazu. Aber er ist sich dabei bewusst, dass das ein «Rühmen nach dem Fleisch» ist: «Sintemal sich viele rühmen nach dem Fleisch, will ich mich auch rühmen» (18). Man beachte doch hier die ständigen Zwischenrufe, womit er sich selber zur Ordnung weist: Torheit, Narretei, purer Unsinn, was du jetzt da tust: «Ich sage abermals, dass nicht jemand wähne, ich sei töricht; wo aber nicht, so nehmt mich an als einen Törichten» (16). Ja er äussert sich über dieses sein höchst peinliches und fragwürdiges Unterfangen geradezu mit dem Vorbehalt: «Was ich jetzt rede, das rede ich nicht als im Herrn, sondern als in der Torheit, dieweil wir ins Rühmen gekommen sind» (17). Wir erkennen jedenfalls, mit wie gutem Grund wir von allem Anfang an hier von «Memoiren» in Anführungszeichen redeten. «Also zieht Paulus die Narrenkappe an und macht sich den grossen Narren zum Spiegel» (Luther).

Luther gibt seinem Staunen über die Kunst der Sprache Ausdruck, deren Paulus sich hier bediente: «er lobt und schilt mit denselben Worten zugleich». Durch sein törichtes Rühmen geschieht tatsächlich ein Zwiefaches. Mit denselben Worten stellt er seine überheblichen Gegner in den Schatten, und gleichzeitig nicht sich selber, wohl aber Christus ins Licht. So ist es schlussendlich eine Verherrlichung Christi, auf die es Paulus mit seinem törichtem

Rühmen abgesehen hat. Was liegt schon an ihm, dem Paulus von Tarsus; geht es doch um Christus und sein Reich. Was mag schon Interessantes an seinen persönlichen Erlebnissen sein, geht es doch darum, dass «die grossen Taten Gottes verkündet werden». Er selber ist «un petit rien», Christus ist alles: «An mir und meinem Leben / ist nichts auf dieser Erd. / Was Christus mir gegeben, / das ist der Liebe wert.» Und nun sehen wir uns von diesem neuen, eigentlichen Standort des Verständnisses aus die «Memoiren eines Apostels» noch einmal mit neuen Augen an: Jedes einzelne von Paulus hier erzählte Erlebnis ist ein bares Wunder, ein Wunder der Bewahrung und der gnädigen Durchhilfe. Die acht überstandenen Auspeitschungen sind ein achtfacher Wahrheitsbeweis des Herrnwortes «dass auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählt sind; darum fürchtet euch nicht». Dass er in Lystra nach der Steinigung und Abschleppung aufsteht und andern Tags schon weiterwandert, kommt dem Wunder einer Totenerweckung gleich. Was er von den überstandenen Todesgefahren seiner apostolischen Reisen erzählt, will uns wie eine Parallele dessen vorkommen, was im Alten Testament vom Wunder der Befreiung des Gottesvolkes aus Ägyptenland berichtet ist. So wie Gott sein Volk durch Hunger und Durst, durch Frost und Hitze, mitten durch grimmige Wegelagerer, ja durch Anfechtung aus den eigenen Reihen, durch das Murren «falscher Brüder», durchs Meer und durch die Wüste hindurch ans Ziel getragen hat, genau das hat der Apostel während der Jahrzehnte seines Dienstes erfahren. Kein noch so feindseliges Element, aber auch kein menschlicher Widerstand hat es zu hindern vermocht, dass Paulus den Christusnamen von Stadt zu Stadt, von Gegend zu Gegend tragen konnte und dass dadurch rings ums Mittelmeer herum ein Kranz von Gemeinden entstehen durfte. Ein derartiges Ausmass von Durchhilfe macht alles

törichte Rühmen zur Anbetung, zum Loben und zum Danken.

Das grösste Wunder der Bewahrung ist aber hier nicht die Tatsache, dass Paulus am Leben, sondern dass er in der Liebe geblieben ist. So genannte «Prügelknaben des Schicksals» pflegen saure und vergrämte Menschenverächter zu sein. Davon merkt man bei Paulus nicht die Spur. Das Gefäss seiner Seele ist weder zerbrochen noch entleert. Der Angefochtene ist offen geblieben für Gottes Lob und damit für den Dienst am Nächsten. Es ist ein besonderes Wunder, wenn Menschen, die Schweres durchgemacht haben — es gibt heute hier auch welche —, im Gotteslob und in der Menschenliebe bleiben. So ist Paulus ein greifbarer Beweis für die Wahrheit des Herrnwortes, «dass sie die Seele nicht können töten».

Das Auffälligste an den «Memoiren» des Apostels ist und bleibt aber sein Ruhm der eigenen Schwachheit. «Ein Christ rühmet sich, dessen sich alle andern schämen, nämlich des Kreuzes und dass er viel leidet.» «So ist die summa dieser Epistel, dass es für einen Prediger oder Lehrer kein schädlicher und giftiger Laster gibt als die Ehre und den Geiz» (Luther). «Wenn ich mich schon rühmen soll, so will ich mich meiner Schwachheit rühmen» (30). Damit sagt Paulus der eigenen Ehre ab. Sein Beitrag, sein Verdienst und damit sein Ruhm am vollbrachten Werk ist seine Schwachheit, sein Unvermögen, seine Armut und sein Versagen. So baut Christus sein Reich. Das «Material», das er dabei verwendet, heisst Schwachheit. Man hat in verschiedener Hinsicht allen Grund, dem Apostel für diesen Ruhm seiner Schwachheit dankbar zu sein. Sonst geht von der Lektüre der Biographien bedeutender Männer und Frauen eine leicht entmutigende Wirkung aus; man sieht sich durch ihre Grösse und Leistung niedergedrückt und sagt sich, der oder die habe solches gekonnt, aber unsereiner vermöge so etwas eben nicht. Paulus aber

bezeugt uns, dass es für einen Diener Christi nur Eines unbedingt brauche: Schwachheit; und umgekehrt gibt es nichts, das uns im Dienst Christi hinderlicher sein könnte, als eigene Stärke. In jedem anderen Dienst wird menschliches Versagen zum Ende, zur Entlassung, zur «Sackgasse». Welch geheimnisvoller Arbeitgeber aber ist der Herr, dem Paulus dient, wozu auch wir berufen sind: Schwachheit und Versagen ist bei ihm Durchgang, Anfang und Grundvoraussetzung zum Dienst. Der Grundstein seines Königreichs auf Erden ist das Kreuz, menschlich gesprochen der Bankrott eines Versagers. Und noch in einer anderen Beziehung sind uns heute die «Memoiren» dessen, der sich seiner Schwachheit rühmt, bedeutsam geworden: Es vergeht wohl kaum ein Tag, da wir nicht an unsere Glaubensbrüder in der Verfolgung denken. Sie sind heute das Gottesvolk in der Wüste, die auf der Planke Dahintreibenden. Uns ist um sie bange. Aber Paulus bezeugt mit seinem Ruhm der Schwachheit, dass Christus dort bei den Verfolgten sein Reich baut. Offen gestanden bangt uns aber auch um uns selber. Wir fragen uns oft, ob wir die Kraft hätten, wenn die Stunde der Bewährung auch über uns kommt. Paulus lehrt uns hier, unsere ganze Hoffnung nicht auf unser Vermögen zu gründen, sondern auf die Kraft Christi zu setzen, der sein Reich mitten in Schwachheit und Zusammenbruch baut.

Mit heissem Dank und tiefer Bewegtheit schaut schliesslich der Angefochtene zurück auf den Anfang seiner Laufbahn als Apostel. Das war ein seltsamer Start. Wenn er damals auf sich geschaut hätte, dann wäre der Anfang auch gleich das Ende gewesen. Das war damals in Damaskus. Es war publik geworden, dass er Christ geworden war. Von der Judenheit war die Parole ausgegeben, er dürfe unter keinen Umständen lebend entkommen. Sämtliche Stadttore waren besetzt. Ein Araberhäuptling hatte sich um seine Unschädlichmachung bemüht. Paulus war menschlich gesprochen

ein Kind des Todes. Da haben ihn einige Glaubensbrüder bei Nacht in einem Korb ins freie Feld abgeseilt, so wie einst die Hure Rahab die Kundschafter über die Stadtmauer hinaus ins Freie entkommen liess. Paulus im Korb! Paulus am Seil! Paulus in seiner ganzen Hilflosigkeit. So war es beim Start, so ist es heute und so wird es bleiben bis zuletzt: Der Christusweg geht durch verschlossene Tore.

Die Stärke der Schwachen

¹ *Es ist mir ja das Rühmen nichts nütze; doch will ich kommen auf die Gesichte und Offenbarungen des Herrn.*

² *Ich kenne einen Menschen in Christo; vor vierzehn Jahren (ist er in dem Leibe gewesen, so weiss ich's nicht; oder ist er ausser dem Leibe gewesen, so weiss ich's auch nicht; Gott weiss es) ward derselbe entzückt bis in den dritten Himmel.*

³ *Und ich kenne denselben Menschen (ob er in dem Leibe oder ausser dem Leibe gewesen ist, weiss ich nicht; Gott weiss es);* ⁴ *der ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann.* ⁵ *Für denselben will ich mich rühmen; für mich selbst aber will ich mich nichts rühmen, nur meiner Schwachheit.* ⁶ *Und so ich mich rühmen wollte, täte ich darum nicht töricht; denn ich wollte die Wahrheit sagen. Ich enthalte mich aber dessen, auf dass nicht jemand mich höher achte, als er an mir sieht oder von mir hört.*

⁷ *Und auf dass ich mich nicht der hohen Offenbarungen überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf dass ich mich nicht überhebe.* ⁸ *Dafür ich dreimal zum Herrn gefleht habe, dass er von mir wiche.* ⁹ *Und er hat zu mir gesagt: Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf dass die Kraft Christi bei mir wohne.* ¹⁰ *Darum bin ich gutes Muts in Schwachheiten, Misshandlungen, in Nöten, in Verfolgungen, in Ängsten, um Christi willen; denn, wenn ich schwach bin, so bin ich stark.*

¹¹ *Ich bin ein Narr geworden über dem Rühmen; dazu habt ihr mich gezwungen. Denn ich sollte von euch gelobt werden, sintemal ich nichts weniger bin, als die hohen Apostel sind, wiewohl ich nichts bin.* ¹² *Denn es sind ja eines Apostels Zeichen unter euch geschehen mit aller*

Geduld, mit Zeichen und mit Wundern und mit Taten.
2. Korinther 12,1-12

«Die Starken und die Schwachen» heisst der Titel eines Buches des Genfer Arztes Paul Tournier; es erinnert uns daran, dass es tatsächlich Starke und Schwache gibt. Wir können das zunächst nur einfach zur Kenntnis nehmen. In den Familien, im Erwerbsleben und unter den Völkern gibt es sie. Die Schwachen haben Angst. Sie haben mit den Starken allerlei Erfahrungen gemacht, darum sind sie in Sorge, fürchten sich. Es ist nicht schön, ein Schwacher zu sein. Wehe den Schwachen! Und auch die Starken haben ihre Erfahrungen mit Gleichstarken oder mit Nochstärkeren, so dass auch sie sich fürchten. Im alten Russland erzählte man sich das tiefsinnige «Märlein vom armen Wolf». Oh, nicht nur das schwache Lamm, auch der starke Wolf kennt die Angst. Ja, je stärker in der Familie, im Erwerbsleben und unter den Völkern der «Wolf» ist, umso grösser seine Angst, umso ärmer ist er dran. Es ist bestimmt auch nicht schön, ein Starker zu sein. Dreimal Wehe den Starken. Und dann gibt es ja bekanntlich auch noch die Halbstarcken und die Halbschwachen. Die sind ein Mischmasch von beiden, wissen selber nicht recht, wer sie sind, sind darum doppelt arm und haben doppelt Angst. Eigentlich möchte man am liebsten keins von beidem sein, weder ein Schwacher noch ein Starker. Aber gibt es ein Drittes? Wenn es das gäbe, das wäre Epoche machender als seinerzeit die erste Überquerung des Ozeans durch Lindbergh und die Eroberung des Mondes durch die Russen, Epoche machender als die Erfindung des Schiesspulvers und der Wasserstoffbombe. Das wäre nicht nur eine Neuerung, sondern ein Neuanfang, nicht bloss ein Fortschritt, sondern ein herrlich erreichtes Ziel, nicht nur eine Reform und auch nicht nur eine Revolution, sondern eine neue, eine bessere Welt.

Und nun ergeht hier die über die Massen erregende Mitteilung an uns, dass es jene dritte Möglichkeit gibt. Nichts Geringeres als das ist es, woran uns heute hier der Apostel erinnert. Eine Menschenmöglichkeit ist das allerdings nicht. Aber es ist möglich geworden bei Gott. Es ist tatsächlich das Epochenmachende passiert, dass Gott, der Gott, den wir aus der Bibel kennen, für die Schwachen Partei ergriff. Gott stellte sich auf die Seite der Schwachen. Ja dieser Gott ist schliesslich, als er in die Welt hereinkam, selber ein Schwacher geworden. Das Kind in der Futterkrippe, der Gehenkte am Holz: Am Kreuz wird der Starke ein Schwacher, der Allmächtige ein Ohnmächtiger. Da ist er, der Neuanfang, da ist es, das erwähnte Ziel, der neue Himmel und die bessere Erde leuchten hier auf und kommen in Sicht.

Wir aber sind jetzt sehr freundlich und dringlich eingeladen, an diesen Gott zu glauben. Paulus redet hier von einem «Menschen in Christo» (2). Das sind offenbar Leute, die an Christus glauben. Und nun dürfen wir das, wir haben die Erlaubnis, «Menschen in Christo» zu sein, an den gekreuzigten Christus zu glauben. Und das bedeutet jetzt im Blick auf das Thema «Die Starken und die Schwachen», dass einer, der an diesen Gott glaubt, eine neue Sicht, ein anderes Verhältnis bekommt zu dem, was man so gemeinhin Stärke oder Schwäche nennt, zunächst in Bezug auf die eigene Schwachheit. Tournier sagt: «Um seine Schwachheit loszuwerden, muss man sie vorerst einmal annehmen.» Die Schwachheit fängt damit an, überwunden zu werden, dass man sie erkennt und ja zu ihr sagt. Und dieses Unerhörte geschieht nun hier; es sagt hier einer ja zu seiner Schwachheit. Er sieht darin nicht mehr nur etwas Bedauerliches und Negatives, sondern gewinnt eine positive Einstellung zu ihr. Und es ist nicht nur ein griesgrämiges, halb frohes, sondern ein getrostes Ja. Wir lernen hier einen kennen, der sich seiner Schwachheit geradezu rühmt:

«Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf dass die Kraft Christi bei mir wohne» (8). Er hat zwei Gründe für dieses seltsame Rühmen. Da wo die Schwachen seien, wohne Gott. Dieses «bei ihnen wohnen» ist der gleiche Ausdruck, der schon im Alten Testament gebraucht ist für Gottes Gegenwart, für Gottes Anwesenheit bei seinem Volk. Wo einer im Glauben ja sagt zu seiner Schwachheit, da wohnt Christus gern. Wo die Schwachen sich befinden, da sind gleichsam Christi Lieblingsplätze. Und der zweite Grund des Rühmens: «Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig» (9), wörtlich heisst es, «meine Kraft kommt in den Schwachen zur Vollendung». Das will heissen, gerade in den Schwachen komme die Kraft Christi zum Zug, da erreiche Christi Kraft den höchsten Effekt, das Maximum an Wirkung, «meine Kraft kommt in den Schwachen zur Vollendung», zum Ziel.

Aber wie hat man sich diese Wirkung der Kraft Christi vorzustellen? wie geht das konkret zu? Ich möchte mich darauf beschränken, auf zwei solche Wirkungsmöglichkeiten aufmerksam zu machen. Es kommt zwar, wie Paulus im ersten Brief den Korinthern schreibt, eher selten vor, dass ein Starker an Christus glaubt; aber immerhin möglich ist es bei Gott, dass auch von ihnen etliche zum Glauben kommen. Wo das passiert, da fängt der Starke an, den Schwachen zu lieben. Wenn umgekehrt ein Schwacher zu glauben anfängt, dann hört er auf, die Starken zu fürchten, zu hassen oder gar zu beneiden. Und dann ereignet sich in Ehe und Familie, im Erwerbsleben und zwischen den Völkern etwas wie ein Wetterumschlag, ja ein verändertes Klima stellt sich hier ein. Das ist die nächstliegende, nicht die tiefste Wirkung. Tiefer geht die zweite. Es gibt nämlich eine besondere Art Schwache, es sind diejenigen, welche die Bibel arme Sünder nennt. Und es gibt entsprechend auch eine besondere Sorte Starke, das sind die starken

Gerechten, die starken Selbstgerechten, die in ihrer Reichtigkeit schlimmer sein können als Halbstarke. Der dänische Schriftsteller Gerhard Rasmussen hat in einem Bauernroman — «Klaus» heisst der Titel — unter anderem von einer schönen, durchaus nicht unsympathischen christlichen Bruderschaft erzählt. Und nun geschieht es, dass einer der ältesten dieser Brüder, mit dem es zum Sterben geht, vor allen die erschütternde Beichte ablegt, er habe unter ihnen die ganze Zeit über ein Doppelleben geführt. Nach aussen sei er eine charakterfeste christliche Persönlichkeit gewesen, im Inneren aber ein armer Sünder und Versager. Er habe es nicht gewagt, inmitten seiner starken Brüder und Schwestern als einziger ein Schwacher zu sein, und so habe er zu heucheln angefangen. Ist es etwa bei uns, liebe Gemeinde, anders? sind nicht auch wir Kirchenleute merkwürdig stark? Wir sind so stark, dass wenn ein wirklich Schwacher zu uns kommt, er es entweder nicht lange unter uns aushält, oder aber bald versucht ist, ein Heuchler zu werden, weil wir ihm zu stark sind. In der Umgebung eines Paulus aber musste man nicht Heuchler werden. Dort durfte man sich seiner Schwachheit, seiner Christusbedürftigkeit rühmen. Dort durfte man sich darüber freuen, dass die Kraft Christi gerade unter den Schwächsten aller, die schwach sind, unter den armen Sündern, zur Vollendung kommt. Das Maximum der Kraftwirkung Christi heisst nämlich: Vergebung der Sünden. Zu dieser Vollendung, nach diesem Ziel hin wirkt sich die Kraft Christi aus.

Jetzt ist weiter zu beachten, dass der Apostel hier nicht eine theoretische Schreibstubenarbeit vorlegt. Er schreibt einen Brief, in einer bestimmten Situation. Wir wissen längst, dass er angegriffen ist, und seine Angreifer sind Starke von der unerbittlichsten Sorte. Als Starke schauen sie auf Paulus herunter, weil dieser ein Schwacher ist, einer, der täglich auf dem letzten Loch pfeift und vom Gnadenbrot

lebt. Unter anderem ist es offenbar geschehen, dass sich diese Starken ihm gegenüber besonders geheimnisvoller Erlebnisse rühmen. Sie haben Einsichten und Gesichte, mit denen sie sich wichtig tun und überzeugt sind, dass ein Paulus hier nicht mit ihnen konkurrieren kann. Der auf diese Weise aus dem Busch Geklopfte antwortet, wenn es auf Gesichte und hohe Offenbarungen ankäme, hätte er auch auf diesem Gebiet etliches, womit er aufwarten könnte. In «Erkenntnissen höherer Welten» wüsste er auch Bescheid. Und nun fängt der Angefochtene an zu erzählen, widerwillig genug: «Ich bin ein Narr geworden über dem Rühmen; dazu habt ihr mich gezwungen» (11), sagt er nachher. Er kommt sich vor wie einer, der einmal zum Jux das Narrenkleid anzieht. Er erzählt wie ein Steinbrucharbeiter, der mühsam Block um Block herausbricht. «Ich kenne einen Menschen in Christo; vor vierzehn Jahren...» vierzehn Jahre hat er darüber geschwiegen, von den Korinthern weiss kaum eine Seele etwas davon, es war ein übermächtiges Widerfahrnis, da ist Paulus entrückt worden. Er hat dabei nicht realisiert und weiss es zur Stunde noch nicht, war er im Leib oder ausser dem Leibe, Gott weiss es. Von seinen korinthischen Gegnern kann wohl keiner im Ernst behaupten, er sei je schon im Himmel gewesen. Paulus aber war damals im Himmel. Schon im Alten Testament ist von den Himmeln in der Mehrzahl die Rede. Er sei im dritten Himmel gewesen, im Paradies, am Ort der seligen Gerechten. Wie es dort ausgesehen hat, verrät er mit keiner Silbe. «Unaussprechliche Worte» waren es, die er dort vernahm.

Mit solch ausgefallenen, uneinreihbaren Erlebnissen könnte er auftrumpfen. Er tut es nicht; schon nur darum nicht weil die Bekanntschaft mit der unsichtbaren Welt ja immer auch eine Kehrseite hat. Nicht nur in höchste Höhen kann man dabei entrückt werden, man kann auch in tiefste Tiefen stürzen. Zu den Engelsflügeln kommen die Satansfäuste:

«Auf dass ich mich nicht der hohen Offenbarungen überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf dass ich mich nicht überhebe» (7). Mit Fäusten schlägt Satan ihn ins Gesicht. Wir haben zuletzt im 11. Kapitel vernommen, dass Paulus achtmal die Folter der Peitschung erlitten hat. Nun, das waren Schläge auf den Rücken. Hier redet er nun von Schlägen ins Gesicht. Das waren Menschenhiebe, hier sind es nun Satansschläge. Mehr andeutend redet er ferner von einem «Pfahl im Fleisch». Er kommt sich dabei vor wie ins lebende Fleisch gepfählt. Was ist das? Was mag er damit meinen? Darüber besteht ein grosses Rätselraten. Man vermutet eine chronische Krankheit körperlicher oder seelischer oder psychosomatischer Art. Man sprach schon von einem Augenleiden, auch Malaria wurde genannt. Im 19. Jahrhundert liebte man es, von Epilepsie zu sprechen. Albert Schweitzer möchte nicht eigentliche Epilepsie, aber immerhin «epileptische Zustände» für möglich halten, ähnlich wie man das von Dostojewski sagt. Die alten Kirchenväter deuten etwas an von besonderen Anfechtungen sexueller Art, wie das bei Heiligen nicht selten ist. In neuerer Zeit sind «endogene Depressionszustände» nicht ausgeschlossen, wochen- monatelang währendes Versinken in einer wahren Hölle von Qual. Adolf Schlatter sagt nicht ohne gewichtige Gründe, es sei die Vergangenheit als Verfolger der Gemeinde, die zeitweise mit gewaltiger Wucht über den Apostel kam, ihn ins Gesicht und auf den Mund schlug, und ihm so den Dienst am Wort und den apostolischen Auftrag verunmöglichen sollte. Luther greift hier gut in die Diskussion ein, indem er in ein wenig absichtlich legerem Ton sagt: «er habe schon oft mit Sankt Paulo Zwiesprache gepflogen, was dieser Pfahl und diese Satansfäuste wohl gewesen seien, aber der Apostel habe es ihm noch nie gesagt». Wer will schliesslich einem vor 1900 Jahren verstorbenen Patienten nachträglich die Diagnose

stellen? Wir wissen es nicht und sollen es offensichtlich nicht wissen. Aber dessen sollen wir uns bewusst sein: Diese demütigenden und grässlichen Zustände sind von Paulus selber in Zusammenhang gebracht mit seiner Erwähltheit. Pfähle im Fleisch sind nicht, wie die Starken in Korinth es wahrhaben wollen, ein Beweis gegen, sondern für die Begnadigung eines Dieners Christi. Je begnadeter einer ist, desto geplagter. Es handelt sich hier ums Berufsleiden dessen, der im Dienst am Worte steht, «auf dass ich mich nicht überhebe». «Lieber Gott, muss solch grossem Mann noch Anfechtung anhängen, damit er sich nicht überhebe, wie sollten erst wir Gebrechlichen des Überhebens frei sein» (Luther). Und Paulus sagt ganz offen, dass er diese Last der Anfechtung gern losgeworden wäre und sie gar nicht etwa gleichmütig trage, schon um seines Amtes willen. Unter dreien Malen habe er zum Herrn gefleht, er möchte ihm die schmerzhafteste Schmach wegnehmen; und Christus habe ihm eine Antwort gegeben, eine abschlägige, die gleichzeitig eine Zusage ist: (wörtlich) «Meine Gnade ist für dich genug, denn meine Kraft kommt in den Schwachen zur Vollendung.» «Meine Gnade ist für dich genug.» Was heisst das? Soll das eine Art Trostpreis für Verlierer sein, für solche, die im Leben zu kurz gekommen sind? Will das sagen, man solle sich wenigstens mit dem ewigen Heil begnügen, damit, dass man in den Himmel kommt? Warum nicht? In den Himmel kommen, das ist wahrhaftig nicht nichts! Darum, und um nichts Geringeres, geht es tatsächlich. Wenn einer das Leben auf der ganzen Linie bestanden und gewonnen hat, wenn er das grosse Los gezogen hat im Beruf, das grosse Los im Blick auf seine körperliche und seelische Gesundheit, das grosse Los in der Ehe, das grosse Los mit seinen Kindern und mit seinem Volk, wenn da lauter Spitzenleistungen und Höhepunkte zu verzeichnen sind und man hat Gottes Gnade nicht, dann sind all diese grossen Lose

Nieten und Nullen. «Was hülfte es dem Menschen...»! Vieles im Leben ist mehr oder minder wichtig, von grösserer oder kleinerer Notwendigkeit, eines aber tut not: die Gnade. Manches mag einem im Leben tatsächlich versagt sein oder genommen werden, «Gut, Ehr, Kind und Weib», dazu das physische Leben, wenn nur die Gnade bleibt, dann ist's genug. Genug wozu? Es gibt Bedürftige, auf welche die Redensart zutrifft, sie «hätten nicht genug zum Leben und nicht genug zum Sterben». Christus will hier dem Apostel offenbar sagen, seine Gnade sei genug zu beidem, zum Leben und zum Sterben. Die Gnade genügt vollauf, um einem Leben Sinn und Inhalt zu geben; und es gibt ausser der Christusgnade nichts, das im Sterben genügt. Sie ist, wie es im Heidelberger Bekenntnisbüchlein heisst, «dein einziger Trost im Leben und im Sterben».

Entscheidendes wäre uns nun aber hier entgangen, würden wir übersehen, dass ja Paulus hier nicht nur als christlicher Privatmann zu christlichen Privatleuten spricht, sondern als Apostel zu einer Gemeinde. Seine Worte haben also hier nicht nur persönlichen Charakter, sondern das Gewicht der Lehre, Paulus redet hier als Lehrer der Kirche: «Kirche, meine Gnade ist für dich genug; denn meine Kraft ist in den schwachen Kirchen mächtig.» Es waren die besten Zeiten der christlichen Kirche, wenn ihr die Gnade Christi genügte und wenn sie schwach war. Und umgekehrt waren es die bedenklichsten, die minimalsten Zeiten der Kirche Christi, wenn ihr die Gnade nicht genügte, wenn sie ein Kulturfaktor ersten Ranges war und Weltgeschichte machte. Unsere Kathedralen und Dome sind in Zeiten entstanden, da der Kirche die Gnade nicht genug war und da sie angesehen und vermögend war. Kirche, meine Gnade ist für dich genug, und wenn du eine schwache Kirche bist, dann kommt die Kraft Christi bei dir zur Vollendung, zum Maximum.

So ist jetzt hier von uns ein Ja, ein freudiges Ja zur schwachen Kirche erwartet. Dabei sind wir uns bewusst, dass gerade die Christusgnade in der Welt, in der wir leben, nicht sonderlich hoch im Kurse steht. Sich mit der Gnade begnügen lassen, bedeutet für die Kirche Verzicht auf Macht und Ehre. Was stattlich, eindrucklich und einträglich ist in dieser Welt, was hier zum Wichtigen und Notwendigen gehört, was Lärm und Furore macht, das sind ganz andere Dinge als die Christusgnade und die Christuskraft. Was ist doch nur solch eine Sonntagspredigt in einem Dorf, gar in einer Stadt, wo so unendlich viel Wichtiges los ist! (K. Barth). Was ist schon ein Abendmahl in einer Welt, der so reiche Tafeln gedeckt sind, an denen sie sich gütlich tun kann! Was war die Konferenz der Kirchenväter auf Rhodos im Vergleich zur Pariser Gipfelkonferenz! Was ist schon das Treffen der ökumenischen Jugend in Lausanne im Vergleich mit der bevorstehenden Olympiade in Rom! Eben dieser Tage steht in der Zeitung, dass für die Olympiade bereits 60 Radio- und Fernseh-Stunden zugebilligt und eingeräumt seien. Was für ein Mauerblümchen-Dasein fristet doch diese Kirche inmitten der üppigen Lustgärten, in denen sich dies Geschlecht ergeht!

Und diese Gewichtslosigkeit der Kirche gilt es nun nicht zu beklagen, sondern zu bejahen; es ist durchaus in Ordnung so. Christi Kraft kommt in der schwachen Kirche zur Vollendung. Unheimlich tritt die Versuchung an die Kirche Christi heran, und wir können leider nicht behaupten, sie sei ihr bis auf den heutigen Tag nicht erlegen, die Versuchung zum Einfluss und zur Ehre, die Versuchung, eine starke Kirche zu sein. Das kann sie nämlich jederzeit nach Belieben werden, sie braucht sich der Welt gegenüber nur bündnisfähig zu verhalten und bereit zu sein zum Pakt, zum Konkordat mit den Mächten des Jahrhunderts. Und wie geschmeichelt sind dann jeweilen wir Kirchenleute, und wie erheben wir unsere Köpfe wie Spatzen im Pferdemit,

wenn wir auch mitlaufen dürfen im Triumphzug der Selbstverherrlichung und endlich auch etwas gelten! Das aber ist, so hören wir hier, Versuchung und Abfall. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen der Schwachheit meiner Kirche. Wenn sie schwach ist, dann ist sie stark, und will sie stark sein, dann ist sie schwach.

Wo aber der Kirche die Gnade genügt, wo und insofern sie nicht meint, eine starke Kirche sein zu müssen, da darf sie erfahren, dass sie lebt; während die Grössen und Gewalten dieser Welt ihr zur Rechten und zur Linken wanken und stürzen, lebt sie weiter und immer noch weiter. Sie darf sogar wachsen, wenn auch anders als wir es meinen. Und wo sie schwach ist, da darf sie sogar, wie Paulus in diesem Zusammenhang nicht zu sagen versäumt, Wunder erleben und selbst ein Wunder sein: «Denn es sind ja eines Apostels Zeichen unter euch geschehen mit aller Geduld, mit Zeichen und mit Wundern und mit Taten» (12).

Das Wunder der Geduld erfährt von Paulus in diesem Zusammenhang besondere Erwähnung. Das Wunder des Ausharrens und Widerstehens, das Wunder des Durchhaltens in Verfolgungszeiten, das ist's, was hier der schwachen Kirche bedeutsam verheissen ist. Und in dieser Welt, die sich im Kampf der Starken und der Schwachen verzehrt, darf die Kirche Christi ein Zeichen dafür sein, dass Gott es mit den Schwachen hält und auf der Seite der Angefochtenen steht, und dass der Ohnmächtige am Kreuz der allmächtige Retter der Unterlegenen und Verlorenen ist. Ja, eine Kirche, die den Mut zur Schwachheit hat und bereit ist, nichts zu gelten und «nichts zu sein» (11), gerade sie darf das Salz der Erde sein und das Licht der Welt.

Die Einsicht, dass der Kirche Christi die Gnade genügt und dass sie fröhlich und getrost schwach sein kann, gewinnt heute da und dort ein wenig Raum, auch dort, wo es alles andere als selbstverständlich ist. Der vom Geiste der Bibel

durchdrungene französische Katholik Georges Bernanos schliesst sein «Tagebuch eines Landpfarrers» mit einem merkwürdigen Brief. Darin erzählt er von einem Schwerkranken, der bei einem seiner Freunde als Gast einkehrt und in der Nacht von einem Blutsturz befallen wird. Es ist unverzüglich zum Priester geschickt worden, dass er die letzte Ölung bringe. Aber der Gast stirbt, bevor der Priester eintrifft. Mit dem letzten Rest von Kraft, die dem Sterbenden bleibt, haucht er seinem Gastgeber die Worte ins Ohr, womit dieses bedeutsame Tagebuch schliesst: «Was macht das schon aus? Gnade ist alles.» Ja, Gnade ist alles, Gnade ist genug zum Leben und zum Sterben. Denn Christi Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Glaube als Entscheidung

¹³ Was ist's, darin ihr geringer seid denn die andern Gemeinden, ausser dass ich selbst euch nicht habe beschwert? Vergebt mir diese Sünde! ¹⁴ Siehe, ich bin bereit, zum drittenmal zu euch zu kommen, und will euch nicht beschweren; denn ich suche nicht das Eure, sondern euch. Denn es sollen nicht die Kinder den Eltern Schätze sammeln, sondern die Eltern den Kindern. ¹⁵ Ich aber will sehr gern hingeben und hingegeben werden für eure Seelen; wiewohl ich euch gar sehr liebe, und doch weniger geliebt werde. ¹⁶ Aber lass es also sein, dass ich euch nicht habe beschwert; sondern, dieweil ich tückisch bin, habe ich euch mit Hinterlist gefangen. ¹⁷ Habe ich aber etwa jemand übervorteilt durch deren einen, die ich zu euch gesandt habe? ¹⁸ Ich habe Titus ermahnt und mit ihm gesandt einen Bruder. Hat euch etwa Titus übervorteilt? Haben wir nicht in einem Geist gewandelt? Sind wir nicht in einerlei Fusstapfen gegangen? ¹⁹ Lasset ihr euch abermals dünken, wir verantworten uns vor euch? Wir reden in Christo vor Gott; aber das alles geschieht, meine Liebsten, euch zur Besserung. ²⁰ Denn ich fürchte, wenn ich komme, dass ich euch nicht finde, wie ich will, und ihr mich auch nicht findet, wie ihr wollt; dass Hader, Neid, Zorn, Zank, Aferreden, Ohrenblasen, Aufblähen, Aufruhr da sei; ²¹ dass mich, wenn ich abermals komme, mein Gott demütige bei euch und ich müsse Leid tragen über viele, die zuvor gesündigt und nicht Busse getan haben für die Unreinigkeit und Hurerei und Unzucht, die sie getrieben haben.

¹ Komme ich zum drittenmal zu euch, so soll in zweier oder dreier Zeugen Mund bestehen allerlei Sache. ² Ich habe es euch zuvor gesagt und sage es euch zuvor, wie, als ich zum andernmal gegenwärtig war, so auch nun abwesend schreibe ich es denen, die zuvor gesündigt haben, und den andern allen: Wenn ich abermals komme, so will ich nicht schonen; ³ sintemal ihr suchet, dass ihr einmal gewahr werdet des, der in mir redet, nämlich

Christi, welcher unter euch nicht schwach ist, sondern ist mächtig unter euch. ⁴ Und ob er wohl gekreuzigt ist in der Schwachheit, so lebt er doch in der Kraft Gottes. Und ob wir auch schwach sind in ihm, so leben wir doch mit ihm in der Kraft Gottes unter euch.

⁵ Versucht euch selbst, ob ihr im Glauben seid; prüfet euch selbst! Oder erkennet ihr euch selbst nicht, dass Jesus Christus in euch ist? Es sei denn, dass ihr untüchtig seid. ⁶ Ich hoffe aber, ihr erkennet, dass wir nicht untüchtig sind. ⁷ Ich bitte aber Gott, dass ihr nichts Übles tut; nicht, auf dass wir als tüchtig angesehen werden, sondern auf dass ihr das Gute tut und wir wie die Untüchtigen seien. ⁸ Denn wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. ⁹ Wir freuen uns aber, wenn wir schwach sind, und ihr mächtig seid. Und dasselbe wünschen wir auch, nämlich eure Vollkommenheit. ¹⁰ Derhalben schreibe ich auch solches abwesend, auf dass ich nicht, wenn ich gegenwärtig bin, Schärfe brauchen müsse nach der Macht, welche mir der Herr, zu bessern und nicht zu verderben, gegeben hat.

2. Korinther 12,13 - 13,10

Ein deutscher Soziologe hat kürzlich zusammen mit einem Arbeitskreis vielseitige Befragungen Einzelner, ganzer Volksteile, vor allem auch der Jugend durchgeführt mit der Absicht, den heutigen Menschen auf seine Religiosität hin zu testen; er hat es unternommen, unserem Geschlecht gleichsam den religiösen Puls zu fühlen. Ob ihm der Versuch in allen Teilen gelungen ist, sei dahingestellt. Immerhin scheint uns recht einleuchtend und überzeugend zu sein, wenn er das Ergebnis seiner Forschung in die Aussage zusammenfasst, das auffälligste Kennzeichen des heutigen Menschen bestehe darin, dass dieser Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts zwar nicht unreligiös sei, aber es sei eine Religion ohne Entscheidung. (Hans Otto Wölber, «Religion ohne Entscheidung», Vandenhoeck und Rupprecht, Göttingen 1959.) «Religion ohne Entscheidung»,

dieses Ergebnis gibt einem gewissen Bedauern Ausdruck. Es tönt das etwa wie Same ohne Keimkraft, Pulver ohne Sprengwirkung, oder, um das bekannte Bild Christi zu benutzen, dumm gewordenes Salz. Wirklicher Glaube ist Entscheidung, hat Einfluss aufs Tun und Lassen. Die Bibel kennt keinen anderen Glauben als einen solchen, aus welchem Gehorsam hervorgeht. Ein auch nur flüchtiger Blick aufs Alte und Neue Testament mag uns das bestätigen:

An Vater Abraham ergeht der Auswanderungsbefehl und er muss sich entscheiden, ob er ihm folgen will oder nicht. Mose erhält den Auftrag, sich zu Pharao zu begeben und von ihm im Namen Gottes die Freigabe Israels zu fordern. Der junge Samuel antwortet auf den nächtlichen Anruf: «Rede, Herr, dein Knecht hört.» David steht nach seinem Fehltritt vor der Wahl, sich gegen das Strafwort des Propheten Nathan aufzulehnen, oder sich ihm zu beugen. Elia ist zum Kampf gegen die Götter seines Jahrhunderts angetreten und stellt sein Volk vor die Alternative, entweder Gott oder Baal. Jeremia bekommt anlässlich seiner Berufung zum Propheten die Weisung, ein Menschenalter lang Gottes Gericht zu verkünden: «Siehe, ich setze dich heute dieses Tages über Völker und Königreiche, dass du ausreissen, zerbrechen, zerstören und verderben sollst — und bauen und pflanzen» (Jer. 1,10).

Und nicht weniger zeigt uns das Neue Testament einen Glauben der Entscheidung. Wir denken dabei nicht nur an die entscheidungsvolle Berufung der Jünger, wie sie gleich am Eingang der Evangelien berichtet ist; wo immer Christus seinen Fuss hinsetzt, entsteht ein Klima der Entscheidung, da sehen sich die Leute der heilsamen Notwendigkeit gegenüber, ja oder nein sagen zu müssen, entweder folgt man ihm nach oder verfolgt ihn; «wer nicht für mich ist, ist wider mich». Eine entscheidungsfreie neutrale Zone gibt es da nicht. Dieser Entscheidungs-

charakter ist dann besonders deutlich bezeugt in der Apostelgeschichte. Da werden gleich auf den ersten Blättern, «am Tage der Pfingsten bei dreitausend Seelen hinzu getan zu der Gemeinde». Man kann hinzu getan, aber auch hinweggetan werden. Die Gemeinde, wie sie uns hier gezeigt wird, ist wie ein Fahrzeug, in das man zusteigt oder aus dem man auch wieder aussteigt, oder zutreffender gesagt wie ein Rettungsboot, in das man hinein genommen, oder auch wieder kann ausgebootet werden. Wir müssen aber offen eingestehen, dass uns in unserem volkswirtschaftlichen Dasein der Sinn für diese Seite unseres Christenglaubens heute fast völlig abhanden gekommen ist.

Kleine Reste dieses Entscheidungscharakters sind etwa die Entschlüsse, ein Kind zur Taufe zu tragen, sich konfirmieren, kirchlich trauen und bestatten zu lassen und die paar Franken Kirchensteuern zu entrichten; aber von bewusster Entscheidung ist dabei im grossen und ganzen wenig und nichts vorhanden. Man tut es, weil es noch allgemein Brauch ist. Sollte eines Tages etwas anderes Brauch und Sitte sein, etwa die Jugendweihe, dann würde man ohne viel Bedenken dort dabei sein können. So ist unsere volkswirtschaftliche Existenz heute tatsächlich weithin eine «Religion ohne Entscheidung». Diese Entscheidungsarmut, ja Entscheidungsscheu in Bezug auf den Glauben drückt unserem ganzen kirchlichen Leben gleichsam den Stempel auf. Was immer nach Veränderung oder gar nach Wagnis und Gefahr aussieht, schätzt man in der Kirche nicht. So sind wir eine Schar von müden Leuten geworden, die so geräuschlos und unbehelligt wie möglich durchs Leben kommen möchten. Darum verlaufen auch unsere kirchlichen Vernehmlassungen, sagen wir, Synodeversammlungen, so ereignisarm, so verdächtig wohlgeordnet und so langweilig. Man möchte im Blick aufs Leben in unseren Kirchgemeinden geradezu mit Adalbert von Chamisso

seufzen: «Kein Wind im Segel / Die See liegt still / Kein Lüftlein, das sich regen will...»

Dieses Christentum ohne Entscheidung ist nun freilich nicht eine Errungenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts. Damit hat es der Apostel Paulus, wie wir gleich sehen werden, schon in der Gemeinde Korinth zu tun; es war von allem Anfang an in der Kirche mit dabei. Paulus tut hier der Gemeinde von Korinth seine Absicht kund, sie bald zu besuchen: «Siehe, ich bin bereit, ein drittes Mal zu euch zu kommen» (14). Dieser bevorstehende dritte Besuch hat in der Arbeitsweise des Apostels den Sinn des Ausserordentlichen. Paulus pflegt sonst seine Gemeinden wo immer möglich einige Zeit nach deren Gründung noch einmal nachzubesuchen, um nach dem Rechten zu sehen und anzuordnen, was nötig ist. Nur in ganz besonderen Fällen fügt er nach dem ersten Nachbesuch weitere Begegnungen hinzu. Die Gemeinde von Antiochien in Syrien besucht er mehrere Male, und ebenso nun eben die Gemeinde in Korinth. Die Sorgfalt, die er gerade diesen beiden Gemeinden angedeihen lässt, hat eine praktische Bedeutung. Antiochien war einige Jahre seine Arbeitsbasis für seine ausgedehnten Missionsunternehmungen nach Kleinasien hinauf und in den Balkan hinüber. Solch eine Sendestation, so hofft er, könnte auch die Gemeinde von Korinth werden (vgl. Kap. 10,15). Korinth könnte Stützpunkt werden für seine Wirksamkeit bis in den fernen Westen. Auch darum ist ihm am Zustand gerade dieser Gemeinde so ausserordentlich viel gelegen.

Der Gedanke an diese dritte Besuchsreise erfüllt nun den Apostel offensichtlich mit nicht geringer Sorge: «Ich fürchte, wenn ich komme...» (12,20). Dass ein gewisser Sorgengeist uns am Vorabend einer Reise befallen will, ist freilich eine allgemein menschliche Erfahrung. So hat mir letzten Dienstag eine Unbekannte vom Lande telefoniert, sie habe sich zu einer zweitägigen Carfahrt zusammen mit

dem gemischten Chor des Dorfes angemeldet, es seien die einzigen Ferien, die sie sich als Bäuerin erlauben könne. Aber nun habe ja der italienische Doktor Bianca auf den 14. Juli den Weltuntergang angesagt. Sie sei Mutter und möchte doch beim Weltuntergang ihre drei Kinder nicht allein lassen. Ich sprach ihr zu, natürlich bestehe, wenn man sich heutzutage auf die Autostrasse begeben, keinerlei menschliche Garantie, dass man lebend wieder heimkehre. Aber, ob der persönliche oder allgemeine Weltuntergang bevorstehe, wisse Gott allein; auf diesen Gott möge sie doch vertrauen und sich diese zwei Aussparntage gönnen. So hätte auch ein Paulus allen Grund, jedesmal, wenn er sich auf Reisen begibt, menschlich besorgt zu sein. Auch er bangt genau gleich wie diese Mutter nicht in erster Linie um sein Leben, sondern um das seiner geistlichen Kinder in Korinth. Er weiss, dass dort immer noch breite und tiefe Spuren sittlicher Zerrüttung vorhanden sind. Es hat dort offenbar immer noch Leute, die sich zwar Christen nennen und zur Gemeinde zählen, aber entfernt nicht dran denken, ihr Leben von ihrem Glauben her günstig beeinflussen zu lassen. Sie führen ihr sündhaftes Privatdasein weiter, genau wie sie es als Heiden trieben. Diese Kreise rühmen sich sogar im Gegensatz zu Paulus eines besonders üppig blühenden Glaubens, aber Früchte des Glaubens sind nicht vorhanden. So sind sie richtige Vertreter jenes Christentums ohne Entscheidung.

Es sind vor allem zwei Arten von Verfehlungen, von denen Paulus Kenntnis hat, dass sie in Korinth weiter grassieren. Da sind einmal die Sünden, welche das Gemeindeleben zerstören; er zählt auf: «Hader, Neid, Zorn und Zank, Klatsch und Verleumdung, Aufgeblasenheit und Aufruhr» (20). Und dann nennt er ausdrücklich noch eine Reihe von Sünden sexueller Art: «Unreinigkeit. Hurerei und Unzucht» (21). Und nun lässt Paulus die Christen in Korinth wissen, dass er solch friedliche Koexistenz von Gnade und Sünde

nicht gutheissen kann. Zwar deckt die Gnade der Sünden Menge, gewiss; aber niemals so, wie ein tief liegendes Geschwür, das operiert werden müsste, von einem oberflächlichen Verband zugedeckt wird, um darunter weiterzuwuchern, nein, die Gnade deckt die Sünde so zu wie das Löschblatt den Tintenkleck, indem es diesen gleichzeitig aufschluckt, trocknet und am Weiterklecksen hindert. Dass ausgerechnet der Botschafter der Gnade die sittliche Schlaffheit der Christen mit solchem Nachdruck rügt, ist bemerkenswert und zeigt, dass recht verstandene Gnade wohl «des Gesetzes Ende ist», das Gesetz aber nicht auflöst, sondern erfüllt. Die so verstandene, diese zu Werken der Dankbarkeit verpflichtende Gnade ist die Wahrheit, gegen die der Apostel nichts vermag; er muss sie geltend machen und ihr Nachachtung verschaffen: «Denn wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit» (13,8). So ist Paulus entschlossen, ein Christentum ohne Entscheidung und Gehorsam nicht zu billigen.

Gleichzeitig äussert der Apostel im Blick auf die bevorstehende Reise einen Gedanken, der ihn selber sichtlich beunruhigt und jeden evangelischen Christenmenschen wegen des Unfugs und Missbrauchs, der im Verlauf der Kirchengeschichte damit getrieben worden ist, rechtens mit bangem Entsetzen erfüllt: Paulus rechnet damit, dass, wenn er nach seiner Ankunft in Korinth dort die alten Sünder immer noch unbussfertig und verstockt antrifft, dass er dann nicht mehr, wie offenbar noch bei seinem zweiten Besuch, zuwarten darf: «Wenn ich abermals komme, so will ich nicht schonen» (13,2). Er wird dann gegen die notorisch Unbussfertigen ein Kirchenzuchtverfahren einleiten, natürlich nicht ohne vorher die Gemeinde sorgfältig anzuhören. Es soll dann alles so vor sich gehen, wie es schon Moses anordnet, dass wenigstens zwei oder drei zuverlässige Zeugen auftreten und gegen die Schuldigen aussagen. Ähnliches hat übrigens auch Christus selber

angeordnet, wenn er verfügt, man solle einen fehlbaren Bruder zuerst unter vier Augen vermahnen. Hört er nicht, dann solle man ihn vor zwei oder drei Zeugen nochmals zurechtweisen. Hört er noch immer nicht, dann soll eine öffentliche Zurechtweisung vor der versammelten Gemeinde stattfinden. Und hört er noch einmal nicht, dann «halt ihn für einen Zöllner und Heiden» (Matth. 18,15-20). Dies Verfahren wird Paulus in Korinth anordnen. Er rechnet dabei mit dem Schlimmsten, nämlich mit der Möglichkeit des Ausschlusses aus der Gemeinde. Er fasst also allen Ernstes ins Auge, dass er gezwungen sein könnte, Brüder, solche, die den Christennamen tragen, die vielleicht einst sogar durch ihn zu Christus gekommen sind und seine geistlichen Kinder sind, wegen ihres unbussfertigen Lebenswandels von der Gemeinde trennen, scheiden zu müssen. Im Blick auf diese furchtbare Möglichkeit legt nun allerdings der Apostel Wert darauf, ein Dreifaches vorbeugend festzustellen: Erstens: Es ist die Liebe, die ihn bei diesem Vorhaben leitet. Ob man ihm glaubt oder nicht, ob man den Angefochtenen nach wie vor für einen Schlaumeier hält, der sogar durch seine Mitarbeiter hinterrücks auf seine Rechnung kommen will (12,16-18) — es ist die uneigennützigte Selbstlosigkeit, die ihn zu solchem Vorgehen drängt. Er hat es ihnen ja längst mit der Tat bewiesen, dass «ich nicht das Eurige suche, sondern euch» (12,14). Er zieht einen Vergleich aus dem bürgerlichen Leben heran, wo ja auch nicht die Kinder ihren Eltern, sondern die Eltern ihren Kindern ein Erbe hinterlassen (12,14). Ja, was seine Person anbetrifft, ist er jederzeit bereit, sein Leben für sie hinzugeben: «Ich will sehr gern hingeben und hingegeben werden für eure Seele» (12,15), auch ohne dafür von seinen geistlichen Kindern Gegenliebe zu erwarten. Er kommt also nicht als Pfaffe zu ihnen, sondern als Bruder und als Vater, in jener Liebe, die «nicht das Ihre sucht». Er hat also dabei ganz nur das Interesse der Gemeinde vor Augen:

«Aber das alles geschieht, meine Liebsten, euch zur Besserung» (Luther); wörtlich heisst es Aufbau. Diesen Gedanken unterstreicht er doppelt, indem er wiederholt, Christus habe ihm «Vollmacht gegeben zum Aufbauen, nicht zum Verderben» (13,10). Paulus sieht sich dabei abgesetzt von jenem Auftrag, der einst, wie wir gehört haben, auch einem Angefochtenen, dem Propheten Jeremia, erteilt wurde: «ausreissen, zerbrechen, zerstören, verderben» soll Jeremia, und dann erst auch «bauen und pflanzen». Paulus aber hat von seinem Herrn Auftrag und Vollmacht erhalten, nicht zu verderben, sondern ausschliesslich aufzubauen. Wenn er also einen Bruder ausbooten muss, dann soll dadurch nicht ein guter Mensch verdorben werden, sondern ein Grundverdorbener soll durch diese äusserste Massnahme eine letzte Chance zur Umkehr und zum Leben erhalten: «In Bann tun heisst, eine verdorbene Seele wiederbringen, bannen ist eine lauter mütterliche Strafe» (Luther).

Zweitens: Verzicht auf Gewalt. Die Möglichkeit der Anwendung von Polizeigewalt in Glaubensdingen bedeutet Grauen und Entsetzen, das einen erfasst, sooft man darauf stösst, vor allem im katholischen, zum Teil allerdings auch im reformatorischen Bereich. Dazu wäre Paulus in Korinth ja überhaupt nicht in der Lage, könnte er ja doch zu einem gewaltsam gemeinten Ausschluss aus der Gemeinde nicht die heidnische Polizei anrufen. Aber auch wenn er das vermöchte, würde er es nicht tun. Ich habe mir lange überlegt, was Paulus in Korinth, wenn er dort im Kirchenzuchtverfahren einen Ausschluss aus der Gemeinde vollziehen muss, faktisch unternehmen wird? Da scheint mir hochbedeutsam, dass der Apostel in diesem Zusammenhang auf den Gekreuzigten zeigt, der keine Gewalt hat, das Böse in der Welt zu verhindern und zu bekämpfen, der es gewähren lassen und dulden muss, der wie ein ganz Unfähiger und Hilflöser von der Bosheit überrundet und

überfahren wird. Aber dann ist gerade in der Gestalt einer totalen Wehrlosigkeit und Unbeholfenheit das Böse überwunden worden: Der vor aller Welt Unterlegene ist auferstanden in Kraft: «Ob er wohl gekreuzigt ist in der Schwachheit, so lebt er doch in der Kraft Gottes» (13,4). Und nun kann nicht genug beachtet und beherzigt werden, dass diese «Kraft Gottes» die einzige Gewalt ist, auf die Paulus sich stützen und verlassen kann und will, weshalb er fortfährt: «und ob wir auch schwach sind in ihm, so leben wir doch mit ihm in der Kraft Gottes unter euch». In einer anderen Kraft als in derjenigen Gottes, die durch den Auferstandenen wirkt, will Paulus unter den Korinthern nicht leben und wirken. Er hat in dem, was er redet und tut, keine Bestätigung, keine Garantie und keinen Helfer ausser allein den Gekreuzigten, der auferstanden ist und jetzt lebt, wirkt und kommt. Dem aber, dieser Kraft, die nicht Menschengewalt ist, traut er alles zu. Alles! Es ist zum Beispiel gar nicht ausgeschlossen, ja sehr wahrscheinlich, dass ein Kirchenzuchtverfahren in Korinth mit einer physischen Niederlage des Apostels enden könnte und dass er, Paulus, anstatt die Unbussfertigen, schlussendlich aus Korinth weichen müsste, oder das Ausschlussverfahren sogar mit seinem Leben bezahlen müsste. Wir erinnern uns an jene geheimnisvolle Aussage, in der er seiner Bereitschaft Ausdruck gibt, «hingegen», das heisst, geopfert zu werden. Nicht dass er vor diesem Ausgang des Handels um sein Leben Angst hätte. Kummer würde ihm die Tiefe der Versündigung der Korinther bereiten, wenn diese sich hinreissen liessen, das Blut eines Apostels Christi auf ihr Gewissen zu laden. Denn auch wenn Paulus in Korinth ganz und gar nicht triumphieren und obenausschwingen, sondern schmäglich unterliegen, das Feld räumen oder gar sterben müsste, dann wäre eben das ein Sieg des Auferstandenen. Die Schwachheit des Apostels wäre Sieg und die Überlegenheit der Korinther wäre Niederlage. Mit

solchen Möglichkeiten rechnet der Apostel, wenn er schreibt, er werde «unter euch in der Kraft Gottes sein».

Drittens: Nicht nur auf irdische Macht ist Paulus bereit zu verzichten, sondern auch auf Ehre. Er ist so fern von allem Prestige-Standpunkt, dass er betet, Christus möge es den Korinthern schenken, dass sie sich selbst darauf besinnen und prüfen, ob sie wirklich «im Glauben stehen», Christus wirklich «in ihnen ist» (13,5). So sehr er Grund hat, das Schlimmste zu befürchten, hofft er doch zu Gott, dass das Wunder der Busse unter ihnen Einsicht und Willigkeit schafft, noch bevor er zu ihnen kommt. Dann wird er, nichts ist ihm lieber als das, auf das angedrohte Verfahren verzichten können. Er hat ganz und gar nicht den Ehrgeiz, unter ihnen als Kirchenfürst aufzutreten. Im Gegenteil, er wird dann unter ihnen eine recht wenig imposante Figur sein. Er hat dann unter ihnen wieder einmal mit grossen Worten aus der Ferne gesprochen, aber in der Nähe klein beigegeben, hat aus der Ferne gedonnert und geblitzt, aber es hat nicht eingeschlagen, es war dann in ihrem Urteil wieder einmal nur ein Theaterdonner. Ihnen gönnt er es unter diesen Umständen von Herzen, dass sie dann als die Starken dastehen, die durchaus selber imstand waren, Ordnung zu schaffen: «Wir freuen uns aber», sagt er sogar, «wenn wir schwach sind und ihr stark seid» (13,9). Wenn er nur nicht «Schärfe anwenden» (13,10) muss unter ihnen; wenn nur die Gemeinde wiederhergestellt wird: «und dasselbe wünschen wir auch, nämlich eure Wiederherstellung» (13,9). Wenn nur die Gemeinde aus ihrem unseligen Zustand der Entscheidungslosigkeit und sittlichen Erschlaffung erwacht.

Und nun ist es, wie wenn Paulus eine Reise nicht nach Korinth, sondern zu uns nach Bern angekündigt hätte. Nicht irgendein Soziologe, sondern er, der Apostel, ist es, der uns den religiösen Puls gefühlt und getestet hat. Und ohne Zweifel hat er unter uns viel «Religion ohne Ent-

scheidung» festgestellt. Ja er hat uns heute vor die ganz persönliche und unausweichliche Frage gestellt, wie es bei uns um Gehorsam und Entscheidung stehe. Ob wir am Ende zu jenen gehören, die Paulus, wenn er nach Bern käme, ausbooten müsste? Sagt doch einmal, wie ist das, wenn wir jeweilen, so wie heute Morgen, zu unseren Gottesdiensten kommen? Geschieht dabei etwas? Greift die Verkündigung in unser Leben ein? Ist da jene Kraft am Werk, die Mut und Freude gibt, Sünde zu lassen und Gutes zu tun? Ereignet sich Vergebung und Neuanfang? Reifen Impulse und Entschlüsse? Gehen wir ein wenig anders dort zu den Türen hinaus, als wir hereingekommen sind? Oder ist «kein Wind im Segel? Liegt die See still»? Vor diese Frage sind die Korinther und nun auch wir gestellt. Ein noch so sorgfältig vorgenommener Test erschliesst uns die Wirklichkeit des verborgenen Geschehens eines Gottesdienstes nicht. Gott allein kennt die Herzen. Wir wollen jetzt auch nicht etwa einen weiteren «Verein für entschiedenes Christentum» gründen. Aber wir können mit Paulus die Hoffnung nicht aufgeben und wollen nicht aufhören, zusammen mit dem Apostel zu bitten und zu flehen, der Heilige Geist möchte bei uns bald anstelle der «Religion ohne Entscheidung» jenen Glauben schaffen, der das Leben ändert und die Verhältnisse erneuert. Die Sache ist dringlicher, als wir vielleicht ahnen. Es ist uns ja bekanntlich die bevorstehende Ankunft noch eines ganz Anderen als des Paulus angekündigt, und Gott weiss Tag und Stunde, wann dieser ganz Andere kommen wird. Dann wird die Zeit und Möglichkeit zur Entscheidung vorbei sein. Er, Er allein entscheidet dann. O Gemeinde, nicht auf der Spitze des Mont-Blanc ist Schutz im Weltuntergang, sondern in der Christusnade allein, in *der* Christusnade, aus der eine Kraft der Entscheidung hervorgeht und der demütige Wille, «am ersten zu trachten nach Gottes Reich und seiner Gerechtigkeit».

Der Apostolische Segen

¹¹ Zuletzt, liebe Brüder, freuet euch, seid vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam! so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein. ¹² Grüßet euch untereinander mit dem heiligen Kuss. Es grüssen euch alle Heiligen. ¹³ Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen! Amen.

2. Korinther 13,11-13

Es kann uns nicht entgangen sein, mit welchem kräftigen Hinweis auf den lieben Gott Paulus diesen streitbaren zweiten Brief an die Korinther abschliesst. Zweimal, doppelt unterstrichen, steht das Wort da: «so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein» (11), und «die Liebe Gottes sei mit euch allen» (13). Die Liebe Gottes wird hier verkündet. «Liebe», damit ist das Wort gesagt, das bei einer allfälligen Umfrage, wo es der Menschheit fehle, wohl von den meisten genannt würde; an Liebe fehlt es, das ist die eigentliche Mangelkrankheit, das chronische Leiden, nicht nur unseres Jahrhunderts, sondern des Menschengeschlechtes überhaupt. «Liebe»! Damit ist das Wort ausgesprochen, das an einer Konferenz auf höchster Ebene, die darüber zu beraten hätte, was der armen Welt aufhelfen könnte, fallen müsste: Liebe würde helfen, wenn etwas, dann Liebe. Und wenn alle Physiker und Chemiker der Welt vor die Aufgabe gestellt würden, ein Medikament zu erfinden und herzustellen, das ein Universalmittel gegen den ständig drohenden Atomuntergang wäre, dann könnte das noch einmal nichts anderes sein als Liebe.

Aber zu alledem ist es ja längst zu spät; die Umfrage muss nicht mehr stattfinden, das Medikament ist vorhanden, die Konferenz auf höchster Ebene, die Gipfelkonferenz jenseits aller Ebenen und Gipfel, hat stattgefunden, als Gott in seiner majestätischen Einsamkeit vor Grundlegung der

Welt beschloss, die Liebe nicht erst zu erfinden, sondern die Liebe zu sein. Gott ist die Liebe. Er ist, wie Paulus ihn schon am Eingang dieses Briefes nennt, der «Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes», worauf er nun am Schluss noch einmal zurückkommt, indem er ihn nun auch hier den «Gott der Liebe und des Friedens» nennt. Sagen darum auch wir ihm ohne Zögern «lieber Gott», ja, genießen wir uns doch nicht, auch als erwachsene Männer und Frauen ihn noch so anzureden wie damals, als wir noch Kinder waren und zum «Liebgott» beteten. Er ist tatsächlich der Gott der Liebe und des Friedens. Und wenn die vereinigten Männerchöre der Schweiz singen würden «Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen», dann würde das wohl überschwenglich tönen, und Gefühle täuschen meistens; aber wenn Gefühle einmal nicht täuschen, so hier: Der Gott, den Paulus hier bekennt und an den wir glauben dürfen, ist ein «Gott der Liebe und des Friedens». Darum, weil Paulus an diesen Gott glaubt, lautet auch die erste der fünf Anweisungen, die er da abschliessend wie knappe Befehlsworte den Korinthern und damit auch uns zuruft: «Zuletzt, liebe Brüder, freuet euch!» (11). Wer an einen Gott der Liebe glauben darf, hat Grund, sich zu freuen. Und wie viel gerade in diesem Zweiten Korintherbrief von Trauer und von Tränen die Rede sein musste, umso heller ergeht jetzt auf diesem Hintergrund der apostolische Befehl: «Freuet euch!»

Und doch ist uns über diesem «Liebgott» nicht so ganz geheuer. Das könnte ja ein Gott sein, der, fern überm Sternenzelt, um die Vorgänge und Verhältnisse hier unten nicht so ganz Bescheid wüsste. Es könnte mit diesem Liebgott überm Sternenzelt sein wie in manchen Familien mit Vater und Mutter im Verhältnis zu den Kindern, indem der Vater, der mehr Distanz hat und die Kinder nur von der netteren Seite her kennt, es leichter hat als die Mutter, lieb zu sein. Ist es am Ende hier auch so, dass Gott eben die

Wirklichkeit nicht ganz sieht, sähe er sie aber, würde er nicht mehr der Liebgott sein? Es gibt tatsächlich unter uns Menschen eine solch blinde oder halbblinde Liebe, die an der Wirklichkeit vorbei liebt, die, wie man sagt, «den Mantel der Liebe» über alles breitet, den Dingen nicht auf den Grund geht, also eine Liebe ist, die aus Schwäche besteht und in der keine Wahrheit ist. Es wäre höchst fatal, wenn Paulus gerade am Ende des Zweiten Korintherbriefes anfinge, sich von einer blinden und schwachen Liebe leiten zu lassen, etwa in dem Sinn: Wir haben uns zwar zanken und zausen müssen, manch hartes Wort ist gefallen, aber wir konnten ja damit weder die Verhältnisse noch die Menschen ändern, so wollen wir doch wenigstens zuletzt noch lieb sein miteinander, aus Rücksicht auf die heidnische Umgebung mindestens den äusseren Anstand wahren und ordentlich Abschied nehmen voneinander; küsst und umarmt euch und vor allem — lächelt — lächelt, vergesst das Lächeln nicht, damit die Welt sieht, dass bei euch alles in bester Ordnung ist. Nein, Paulus meint nicht diese verlogene Liebe, welche die ungelösten Probleme und heimlich schwelenden Konflikte mit der Maske des Diplomatenlächelns zudeckt, lauten doch zwei seiner weiteren Schlussbefehle unmissverständlich: «Seid vollkommen, tröstet euch», wie Luther übersetzt, gemeint ist, macht euch fertig, arbeitet unverdrossen weiter an eurer Vervollkommnung, meint nicht, es sei bei euch nun alles in Ordnung, und ermahnet euch (das Neue Testament hat für trösten und ermahnen ein und dasselbe Wort), nehmt brüderliche Ermahnung voneinander an, «so» — so, dass ihr euch bessert und eure Verhältnisse ändert — «so wird der Gott der Liebe und des Friedens bei euch sein». Damit hängt nun die Reihenfolge zusammen, die der Apostel im Schluss- und Segenswort wählt. Er fängt hier merkwürdigerweise nicht mit der Liebe Gottes an, sondern mit der «Gnade unseres Herrn Jesu Christi». Damit will Paulus

ganz schlicht daran erinnern, dass der liebe Gott nicht überm Sternenzelt geblieben ist; Gott ist herab- und hereingekommen durch Christus und hat so die Verhältnisse auf diesem Planeten sehr genau studiert und erfahren. Gott ist sehr genau im Bild über uns Menschen, kennt seine Pappenheimer und liebt sie trotzdem. Das ist ja gerade das Grossartige, das Einmalige an der Liebe Gottes: Sie ist sehend, unheimlich sehend und wissend, und bleibt trotzdem Liebe; sie ist eine Liebe, die den Problemen und Konflikten auf den Grund geht, indem Gott in seiner Liebe stracks auf das Hauptproblem zusteuert und sich mit dem Hauptkonflikt befasst, das ist das Schuldproblem und der Konflikt des Menschen mit Gott. Mit anderen Worten: Der Gott der Liebe und des Friedens ist der Vater Jesu Christi. In Christus hat uns Gott seine Liebe als Gnade, als Vergebung, gezeigt. Das ist der Grund, warum Paulus nicht nur sagt: «Die Liebe Gottes», sondern, «die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes sei mit euch allen». Dass Paulus die Gnade Christi vor der Liebe Gottes nennt, wollte da und dort schon etwas Anstoss erregen, als beabsichtigte der Apostel den Sohn Gottes vor dem Vater einzureihen. Aber nichts liegt Paulus ferner. Diese Reihenfolge entspricht genau unserer Erfahrung: So nämlich pflegen wir die Liebe Gottes praktisch zu erfahren, so, dass sie uns als Christusgnade widerfährt. Es spiegelt sich in dieser Reihenfolge gleichsam ein Stück Glaubens- und Lebensgeschichte des Apostels wider. Paulus hat nämlich den lieben Herrgott schon von früher Kindheit an gekannt. Der liebe Vater überm Sternenzelt war ihm als Kind Israels von Anfang an vertraut. Aber eines Tages geschieht es, dass dieser Paulus mitsamt seinem Gottesglauben einen Fall tut. Und wie es so zu geschehen pflegt, ein Fall ist nicht immer nur ein Unglück, es kann daraus etwas Wertvolles werden. Paulus fällt tief, tiefer als der tiefste Abgrund ist, den man sich vorstellen kann. Es klebt Blut an

seinen Händen, das Blut von Gerechten. Und da, zerschlagen im Abgrund, des Todesurteils gewärtig, hört er die Stimme des Hirten, der das Verlorene in den Abgründen sucht. So hat Paulus am Tag von Damaskus die Gottesliebe als Christusgnade erfahren. Von da an kommt ihm, wenn er an die Liebe Gottes denkt, die Christusgnade in den Sinn.

Dieser Glaube an den Liebgott, der uns in Christus gnädig ist, bewährt sich. Dem allgemeinen Liebgottesglauben widerfährt es immer wieder, dass er zur Stunde der Anfechtung versagt. In der Stich- und Feuer-Probe, wenn das Unglück hereinschlägt, kann der Liebgottesglaube zu Schanden werden. Stich- und hiebfest ist der Liebgottesglaube nur dann, wenn er «in der Gnade unseres Herrn Jesu Christi», das heisst im Kreuz und in der Auferstehung Christi, verankert und geborgen ist. Während eines Aufenthaltes in Korinth wirft der Apostel einmal den Römern gegenüber die atemberaubende Frage auf, ob es denkbar wäre, dass uns etwas scheiden könnte von der Liebe Gottes: «Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?» Er zählt einige Möglichkeiten auf: Trübsal oder Angst (Terror), oder wenn es an den Magen geht: Hunger, Blösse; oder wenn die Drangsal eines Krieges hereinbricht: Gefahr oder Schwert? Solchen Heimsuchungen gegenüber hält der Liebgottesglaube nicht durch; aber der Apostel kennt einen Glauben, dem Bewährung verheissen ist: «Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur vermag uns zu scheiden von *der* Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.» Weil diese Liebe in der Christusgnade gegründet ist, darum kann uns nichts von ihr scheiden, und darum die Reihenfolge: «Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes...»

Und darum, weil die Gottesliebe Sündergnade ist, verstehen wir Pauli Befehl «freuet euch!» nun erst in seiner

ganzen Tiefe und praktischen Auswirkung. Wenn man den Gott kennen darf, der uns durch die Christusgnade liebt, dann erfährt man, dass diese vergebende Liebe eine unerschöpfliche Quelle der Kraft und Freude ist. Im heute noch lesenswerten Büchlein «Der Eremit» (von Ebba Pauli) ist ein Kapitel überschrieben mit «Schwester Freude». Es zeigt eine Gemeindeschwester, die durch ihre Freude in einer Gegend weithin dadurch zum Christuszeugnis wird, dass ihr Dienen ein freudiger Dienst ist. Das ist ein Zeugnis von besonderer Kraft, wenn man einem Menschen anmerkt, dass er aus erfahrener Christusgnade lebt und aus Dank und Freude dient. Umgekehrt gibt es kaum ein negativeres Christuszeugnis, als wenn ein Christ unfroh und mürrisch seine Pflicht verrichtet. Alljährlich findet in der bernischen Trinkerheilstätte «Nüchtern» ein Tag der Ehemaligen statt, da gerettete Trinker mit ihren Frauen und Kindern sich begegnen. Ich durfte vor Jahren einmal an dieser Begegnung teilnehmen; dabei fiel mir der Gesang dieser Männer, die aus so tiefer Not die rettende Christusgnade in ihrem Leben erfahren haben, auf. Was da gesungen wurde, war wahrscheinlich ästhetisch nicht auf der Höhe; aber der Ton, der da aufbrach, war Dankbarkeit aus erfahrener Christusgnade. Wenn eine gottesdienstliche Gemeinde nicht singt, dann stimmt etwas nicht; dann ist ihr entweder nicht Christusgnade verkündet worden, oder aber, sie verstockt sich in der Sünde des Undanks. Die Liebe Gottes als Christusgnade erfahren haben und sich nicht freuen, ist Sünde. Diese Freude hält deswegen allen Widerwärtigkeiten und Mühsalen des Dienstes, ja auch allen Unglücksfällen und Heimsuchungen gegenüber stand, weil sie Freude ist und Freude bleibt sogar im Jüngsten Gericht. Das meint Johannes, wenn er einmal sagt: «Darin ist die Liebe Gottes völlig bei uns, dass wir Freudigkeit haben am Tage des Gerichts.» Mit dem Gewicht des Vertrauens in die durch alle zeitlichen und ewigen Gerichte hindurch sturm- und

feuerfeste Christusgnade fordert Paulus die Korinther zuletzt zur Freude auf. Wenn eine Freude in Korinth durch alle traurigen, und zum Teil gar himmeltraurigen Vorgänge hindurch nicht konnte erschüttert und zerstört werden, dann ist es die Freude und der Dank über die Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, die Freude und der Dank der Begnadeten.

Und dann enthält der Segensgruss, mit dem der Zweite Korintherbrief schliesst, zur Christusgnade und zur Gottesliebe hinzu noch ein Drittes: die Gemeinschaft des Heiligen Geistes. «Der Zertrennung Schande», wie es in einem Pfingstlied heisst, an der die Kirche Christi von allem Anfang an wie an einer Todeswunde trägt, ist ja, wie wir gesehen haben, in der Gemeinde von Korinth besonders schmerzlich offenbar geworden. Korinth bietet den Anblick einer durch Parteiungen zerrissenen Kirche. Ein unablässiges heisses Ringen des Apostels um Überwindung dieses exemplarisch unchristlichen Zustandes durchzieht die beiden Korintherbriefe, insbesondere den zweiten. So ist es bedeutsam, dass zuletzt das Anliegen der Gemeinschaft noch einmal mit besonderer Dringlichkeit angemeldet wird. Das zeigt sich noch einmal in den fünf Schlussmahnungen, von denen die zwei letzten lauten: «Habt einerlei Sinn, seid friedsam.» Die Christen von Korinth sollen, was an ihnen liegt, alles tun, was zum Frieden beiträgt und der Eintracht dient. Diesen Ruf zur Einigkeit lässt Paulus ergehen im zuversichtlichen Glauben an den Heiligen Geist. Im Heiligen Geist sieht er die Einheit der christlichen Kirche gegeben und gewährleistet. Er glaubt an die «eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen», weil er an den Heiligen Geist glaubt. An die Einheit der Kirche gilt es von allem Anfang an bis auf diese Morgenstunde, da wir hier versammelt sind, zu glauben, auch wenn wir, gleichwie die ersten Christen, sie noch nicht zu schauen vermögen. So wie Paulus glaubt, dass «die Gnade unseres Herrn Jesu Christi» uns unzertrennbar

mit Gott verbindet, so dass nichts uns von Gott scheiden kann, genau so glaubt er, dass die Gemeinschaft des Heiligen Geistes uns unscheidbar mit dem Bruder vereint. Wir sind in das Band des Heiligen Geistes hinein genommen; dieses «Band des Friedens» umschlingt uns so, dass kein menschlicher Trennungswille es je wieder zu zerreißen vermag. So gleicht die Gemeinschaft des Heiligen Geistes einem geheimnisvollen Netz, das vom Himmel her alle Gemeinschaften, Denominationen und Kirchen zusammenhält.

«Alle» — man beachte dieses bergeversetzende gläubige «Alle»: «Es grüssen euch alle Heiligen» (12), gemeint sind nicht nur die bei der Abfassung des Briefes in der Umgebung des Paulus Anwesenden, sondern alle, mögen sie jetzt noch so sehr über den ganzen Erdkreis zerstreut sein. «Die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen», mit den Freunden, und auch mit den Gegnern des Apostels in Korinth, auch mit jenen, die jetzt der Einheit noch widerstreben, bei denen der Eigensinn zur Absonderung und zur Parteilung noch nicht gebrochen ist. Ja, in dieses unsichtbare Netz der Gemeinschaft sieht der Apostel jetzt schon auch solche einbezogen, die überhaupt noch nicht erreicht sind durch die Botschaft von der Christusgnade und von der Gottesliebe, alle, die noch fern sind, die noch ohne Gott leben irgendwo auf der Welt und in der Zeit.

«Mit euch allen», das ist ein Wort und Ausdruck der umfassenden Christenhoffnung. Paulus schaut hier empor zu jenem Tag, da die Einheit, an die es jetzt zu glauben gilt, offenbar werden wird. Sein Hoffnungsblick saugt sich hier förmlich fest an den grossen Verheissungen, die Christus selber den Seinigen schenkt und auferlegt: «Des Menschen Sohn wird kommen mit grosser Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen, und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zu dem anderen»

(Matth. 24). Das wird der Tag sein, den der gute Hirte mit den Worten ankündigt: «Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und dieselben muss ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird eine Herde und ein Hirte werden» (Joh. 10). Auf diesen Tag der sichtbaren Einheit hin betet Christus, der ewige Hohepriester, wenn er sagt: «Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf dass sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, dass auch sie in uns eins seien, auf dass die Welt glaube, du habest mich gesandt» (Joh. 17).

«Habt einerlei Sinn, seid friedsam»; Paulus mutet mit diesem Mahnwort den Korinthern und nun auch uns Bernern zu, dass wir uns glaubend, liebend und hoffend auf jenen Tag hin in Bewegung setzen und jetzt schon sichtbare Zeichen der Gemeinschaft aufrichten. Der Heilige Geist wird es jedem von uns zeigen, wie die Gemeinschaftszeichen aussehen, die jeder von uns jetzt und hier aus seinem Christenglauben heraus verwirklichen darf, sei es in der Ehe und Familie, in der unmittelbaren Nachbarschaft oder auf dem Arbeitsplatz, in der Arbeit an der Völkerversöhnung oder in der Teilnahme an ökumenischen Einigungsbestrebungen der Kirchen. Einer meiner Bekannten hat vor etwa zehn Jahren für seine zahlreiche Familie ein Wohnhaus erworben. Einige Zeit nach dem Einzug äusserte er sich seinen Freunden gegenüber, es sei ihm nicht recht wohl im neuen Heim. Ums Haus herum stand eine hohe Gartenmauer. Ich könnte Hausnummer und Strasse nennen, in der es sich zugetragen hat. An einem Montagmorgen rücken die Handwerker an und legen die Mauer nieder. Bei den Nachbarn ist kein geringes Befremden und Staunen über den Vorgang. Ein Zeichen der Gemeinschaft, nur ein winziges Zeichen, fast nur ein Symbol auf jenen Tag hin, da alle Mauern niedergelegt sein werden, auch die Kir-

chenmauern. Wie wird uns sein, wenn die Gemeinschaft des Heiligen Geistes, die wir jetzt glauben, vor aller Augen sichtbar sein wird. Dieses letzte unvorstellbar herrliche «Zuletzt» visiert hier der Apostel, wenn er den Korinthern zuruft: «Zuletzt, liebe Brüder, freuet euch!»

Und schliesslich kann uns nicht entgangen sein, dass das Segenswort, mit dem Paulus den Zweiten Korintherbrief beendet, in unsere Gottesdienstordnung eingegangen ist. Wir pflegen die Christengemeinde, die am Sonntag sich einfindet, mit diesem apostolischen Segen zu begrüßen, und am Schluss singen wir oft: «Die Gnade...» Durch den liturgischen Gebrauch ist uns das Apostelwort fast zur Formel geworden. Es sei uns von jetzt an wieder mehr als das. Sooft wir in Zukunft das Grusswort vernehmen, lasst uns bedenken, dass damit Gottes grosses, umfassendes Angebot an uns ergeht: «Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.»

Eingesehene Literatur:

- Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, herausgegeben von *Gerhard Kittel*.
- *Karl Barth*: Kirchliche Dogmatik.
- *Adolf Schlatter*: Paulus, der Bote Jesu, eine Deutung seiner Briefe an die Korinther.
- *Albrecht Bengel*: Gnomon.
- *Heinz-Dietrich Wendland*: Die Briefe an die Korinther, in: Das neue Testament Deutsch.
- *Georg Schnedermann*: Die Briefe Pauli an die Korinther, in: Kurzgefasster Kommentar zu den hl. Schriften Alten und Neuen Testaments, hrsg. von *Strack* und *Zöckler*,
- *Erich Stange*: Zweiter Korintherbrief.
- *Günther Wendt*: Christus der Herr und sein Apostel.
- *Karl Gutbrod*: Der Zweite Korintherbrief.
- *Karl Barth* und *Eduard Thurneysen*: Komm, Schöpfer Geist, Predigten u. A. über 2. Kor. Kap. 2-6.
- *Theophil Spörri*: Alles im Dienste Christi. Studien über den Zweiten Korintherbrief.